Skizzen

von

A. G. Meißner.

Dreizehnte und vierzehnte Sammlung.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserl. Privilegio.

Tübingen,

bei Wilh. Heinr. Schramm und Joh. Friedr. Balz.

1796.

Register.

Dreizehnte Sammlung.

Seite

Die Matrone, wie es deren wenige gibt. 3

Ezzelin Eisenarm. 11

Noch eine Anekdote vom Ruyter. 40

Alp Arslan und sein Tod. 46

Mörder, nach Uebereinstimmung aller Umstände und seiner eignen Ueberzeugung, und dennoch unschuldig. 61

Ja wohl hat sie es nicht gethan! 68

Auch einer verstorbnen Frauen Winke soll man nicht verachten. 79

Der blutige Jeßanack. 88

Der Hundssattler und der Leinweber. 94

Falschmünzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach. Englische Kriminalanekdote. 118

Auch Mordbrenner und Selbstverräther. 129

Mord-

Seite
Mordbesteller, oder Mörder — welcher von beiden der Strafbarste? 136
Seltsamer Selbstverrath. 151
Die Strumpfbänder. 155
Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend. 161

Vierzehnte Sammlung.

Einige Beispiele sonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding. 217
Geistes-Gegenwart. Wahre Anekdote. 269
Die Ausforderung. Eine wahre Begebenheit. 279
Nachtrag zu den Kriminalgeschichten der dreizehnten Sammlung. 292

Skizzen.

Skizzen.

Dreizehnte Sammlung.

Die Matrone,

wie es deren wenige giebt. *)

L—s war der Sohn eines armen Predigers, der die Rechte studirt, und seine akademischen Jahre weislicher genützt hatte, als es gewöhn-

lich

*) Daß diese Erzählung hier ganz anders, als in den ersten beiden Auflagen der Skizzen erscheint, daran ist ein Aufsaz schuld, den ich neulich ganz unvermuthet im April der Niederrheinischen Unterhaltungen fand. Zwar nennt sich der Verfasser desselben nicht, und will die Erzählung, wodurch er mich berichtigt, schon seit 1777 wissen; aber er versichert: aus der Hauptperson eignem Munde sie vernommen zu haben, und sein Ton scheint mir Zutrauen zu verdienen. Da ich mich nun gleich im Anfange erbot, jede vielleicht eingefloßne Unrichtigkeit zu ändern, so habe ich mich auch jezt dazu für verpflichtet gehalten. Vielleicht zwar that es mir um ein paar, anfangs anders erzälte, Umstände ein wenig leid; aber Wahrheit ist allerdings noch besser als die wahrscheinlichste Wendung. Sonderbar hingegen ist es, daß mir seitdem von einem andern Orte noch eine authentische, mit meiner erstern Erzählung viel Aehnlichkeit habende Geschichte, wo die ältere Ehe-

frau

lich zu geschehen pflegt. Um sich mit der ausübenden Rechtsgelahrheit bekanter zu machen, hatte er nachher die Stelle eines Aktuars im Amte Bl** angenommen. Der Amtmann alda war sein weitläuftiger Verwandter; er hatte ihm Hofnung gemacht, bei einer künftigen kleinen Pachtung mit Vorschus zu unterstüzzen; er hatte ihn oft seines Fleisses halber gelobt, und doch stets die Unterstüzung vergessen. C—s ward des langen Wartens müde, hofte nun Kenntnis genug zu besizzen, um selbst Rechtshändel zu führen, und begab sich als Advokat nach R, wo er sich bald guten Namen und Kredit erwarb.

In dieser Stadt wohnte ein unverheirathetes Frauenzimmer, welche schon anfing über die jungen Jahre hinaus zu kommen, nie reizend gewesen war; aber stets von der unbescholtensten Aufführung, und von menschenfreundlichem edlen Karakter, den wir bald genauer werden kennen lernen. Ihre Eltern stamten aus England her; eine reichliche Erbschaft war ihr dort vor kurzem zugefallen; aber einige Anverwandte wolten sich deren bemächtigen, unter dem Vorwand: daß sie unfähig sei, dieselbe zu verwalten. Sie ließ den jungen Advokaten rufen; erzälte ihm ihre Sache; übergab ihm die Papiere, und erhielt die Versicherung: daß er die Sache zu ihrem

frau die Grosmuth schier noch weiter trieb, eingeschickt worden, die ich auch im lezten Bande der Skizzen zu nützen gedenke.

ihrem Vortheil auszuführen hoffe. Er sezte es auch durch. Als er das Endurtheil erhielt, hinderte ihn eine kleine Reise selbst zu ihr hinzugehn; um sie jedoch, sobald als möglich, aus ihrer Ungewisheit zu reissen, sendete er ihr dasselbe zu.

Bei seiner Rückkunft fand er auf seinem Tisch einen Beutel mit tausend Thalern, die sie für seine Bemühung und gehabte Auslagen, nebst einem verbindlichen Schreiben, ihm überschikt hatte. Seine Verwunderung und seine Freude hierüber waren gleich groß. Er ging sofort zu ihr, und stelte ihr vor: daß diese Belohnung alzu reichlich wäre; aber sie bestand drauf, daß er die Summe behalten solte; versicherte, ihm noch viel mehr schuldig zu seyn, und fügte eine Menge Verbindlichkeiten hinzu, die er aber nicht so deutete, als er sie wohl vielleicht hätte deuten können.

Er ritt des andern Tages zu seinem alten Vater, um ihm die Nachricht von diesem glücklichen Vorfall persönlich zu hinterbringen. Aber er war nicht lange hier, als ein Bote von eben diesem Frauenzimmer ankam, und einen Brief an den alten C—s überbrachte; sie schrieb ihm in demselben eine Menge Lobeserhebungen von seinem Sohn; und sagte: „daß sie so viel Neigung und Achtung gegen ihn empfinde, daß sie erbötig sei, ihr Herz und ihre Hand ihm zu geben. Sie kenne sehr wohl den Unterschied ihrer Jahre, aber sie hoffe doch, durch ihr Vermögen und durch ihre Denkungsart

gegen ihn sein Glück zu gründen; und sie bitte daher seinen Vater ein Vorwort für sie einzulegen.“ Der jüngere C—s war über diesen Antrag äusserst betreten; ihre Jahre waren alzuweit auseinander, und sie konte zur Noth seine Mutter seyn; er wolte daher bereits mit Bescheidenheit diesen Vorschlag ablehnen. Aber sein Vater that einige linde, gutgemeinte Vorstellungen dagegen; C—s nahm sich Bedenkzeit; fand nach reiferer Ueberlegung seiner Glücksumstände allerdings manchen Grund zur Aenderung seines Vorhabens, und in der Art, wie sie ihre Hand ihm anbiete, ein wahrhaft edles Betragen. Kurz, er willigte ein.

Bald drauf begingen sie ihre Hochzeit. Sie ward, ihrem Vermögen nach, das heißt, prächtig eingerichtet. Alles war heiter und vergnügt; doch mochte der Bräutigam heimlich noch einen kleinen Zweifel hegen: ob diese Ungleichheit auch zu seinem Glück ausschlagen werde? Er ward aufs sonderbarste überrascht, als man sie nun in die Brautkammer führen wolte; denn alsdann nahm sie ihn freundlich bei der Hand, führte ihn selbst in ein niedliches, für ihn allein zubereitetes Zimmer, und sagte: „Hier, mein Lieber, schlafen Sie diese Nacht, und so viele Nächte es Ihnen beliebt, ruhig und sanft. Liebe kan ich von Ihnen nicht mehr erwarten; aber Freundschaft fodere ich; denn mein Betragen wird solche zu verdienen suchen.“ — Sie entfernte sich hier; er wolte sie aufhalten; aber es

war-

war ihr mit ihrem Weggehn ein Ernst. Er blieb äusserst betreten zurück, und ward es bald noch mehr. Ein Blick von ihr, hatte ihn auf ein Papier aufmerksam gemacht, das auf einem Tisch unterm Spiegel lag. Er schlug es nun aus einander, und es war zum Beweis ihres uneingeschränkten Vertrauens eine rechtskräftige Schenkung ihres ganzen Vermögens. *) Er war, wie betäubt; wuste nicht, ob er träume oder wache; und eilte am andern Morgen zu ihr, mit allen Regungen des innigsten Dankes. Sie antwortete ihm in Tone der Freundschaft; in einem Tone, der seine Hochachtung immer noch mehr verstärkte.

Sie verliessen bald drauf die Stadt, und kauften sich, ohngefähr eine halbe Meile davon, ein schönes Rittergut. Nichts fehlte hier zu ihrem Vergnügen, und einige Jahre verflossen ihnen, wie

*) Hier befinde ich mich in einer kleinen Ungewisheit. War dies eine Schenkung für sogleich? Oder im Todesfall? — Die Leztere wäre noch kein alzugrosses Zutrauen gewesen. Die Erstere macht nachher bei der Scheidung, wo gar keine Erwähnung von ihr geschieht, ingleichen bei der jährlichen, wiewohl kleinen Rente, die sie zulezt sich bedung, viel Schwürigkeit. Bei meiner vorigen Erzählung fiel dieser Umstand weg, und kam erst bei der zweiten Hochzeit, wo keine solche Hindernis mehr obwaltet, vor. Ich hätte dies leicht auch jezt ändern können; aber ich wolte nicht von meinem Grundtext abweichen, um nicht abermals mich doch vielleicht einer Berichtigung auszusezzen.

wie so viel einzelne Wochen. Jezt aber ereignete sich erst ein Vorfall, der Folgen hatte, wie sie seltsamer sich kaum in Romanen finden. Der Beamte zu R. starb. Seine Frau war eine entfernte Verwandte von C—s. Sie waren zusammen aufgewachsen; C—s hatte sie von Jugend auf geliebt; nur Vermögens-Mangel hatte ihn zu schweigen genöthigt, als sie einem Reichern zu Theil ward. So wie dieser Todesfall jezt geschah, spürte von Stund an C—s eine merkliche Veränderung an seiner Gattin. Er fand sie immer ernsthaft, und oft in tiefem Nachdenken. Er forschte vergeblich nach der Ursache; prüfte sich selbst, ob er irgend wodurch dazu Anlas gegeben, und fand nichts. Nach Verflus einiger Wochen kam einst seine Gemalin zu ihm auf sein Studierzimmer; sagte: sie bedürfe den Rath eines unpartheiischen Rechtsgelehrten; und bat ihm, ihr die Gefälligkeit zu erzeigen und je eher je lieber einen holen zu lassen. C—s Verwundrung nahm zu; er erwiederte ihr: daß er ja selbst ein Rechtsgelehrter, mithin gar wohl im Stande ihr zu rathen sei: aber sie bestand darauf: daß dies im gegenwärtigen Falle durchaus nicht angehe; und er wilfahrete ihr daher endlich mit Vorschlagung eines redlichen, geschickten Rechtsfreundes nach besten Wissen und Gewissen. Dieser kam auch an; sie hielt einige ziemlich lange Konferenzen mit ihm ganz allein; das Geheimnisvolle in ihrem ganzen Betragen

tragen mehrte sich; und nun stelle man sich C—s Erstaunen vor, als sie ihm zulezt förmlich eine Ehescheidung vorschlug.

Er fragte sie, nachdem er verschiedne Minuten zur Erholung nöthig gehabt hatte, um den Grund dieses sonderbaren Einfalls; er bat sie, ihm zu sagen: durch welche That, Unvorsicht, oder Unterlassung nur, er ihren Unwillen gereizt habe? Sie versicherte: durch nichts von allen dem! Sie schäzze unter allen nur lebenden Menschen keinen halb so hoch als ihn. Doch ihre Ehe laufe grade dem Hauptentzweck derselben entgegen; sie begehre daher schlechterdings eine Trennung, und erwarte dabei auch seine Einwilligung, als die einzige und sicherste Probe seiner Freundschaft. Er that neue Gegenvorstellungen, aber sie verblieb dabei. — Was solte er weiter thun? Er gab endlich, so gut als gezwungen, seine Einwilligung. Der Prozeß ward eingeleitet, und da beide Parteien einstimmig verfuhren, auch bald entschieden.

Kaum war dies geschehen, so fuhr diese sonderbare Frau zu jener jungen Amtmanns Witwe hin, und eröfnete ihr den ganzen Plan, den sie bisher verfolgt habe. — „Sie wisse, daß sie beiderseits sich ehmals geliebt hätten. Sie wisse gewiß, daß C—s auch seitdem eine zärtliche Neigung für sie beibehalten habe. Jezt sei alles aus dem Wege geräumt, was eine solche Verbindung bisher habe hindern können. Absichtlich habe sie

 ihm

ihm daraus ein Geheimnis gemacht, weil sie besorgt, seine feine Empfindung möchte dann gegen jede Scheidung sich sezzen; aber heimlich habe sie bereits um die Pachtung des Amts für ihn nachgesucht, und sei sicher: sie könne kein grösseres Geschenk ihm machen, als wenn sie die Hand ihrer Freundin ihm erwerbe. — Die junge Witwe widerstand nicht lange. Das Erstaunen, das C—s empfand, als jene edelmüthige Frau ihn nun auch mit Entdeckung alles dessen, was sie für ihn gethan, überraschte, übertrift jeden Ausdruck.

Alles Uebrige ging nach Wunsch. Nach Verlauf der gesezmäßigen Zeit ward C—s mit der jungen Witwe verbunden; wer auf seiner Hochzeit den vornehmsten Plaz einnahm, wer sich am thätigsten bewieß, die Freude des neuen Paars zu vermehren, war — seine erste vortrefliche Frau. Von ihrem ganzen, grossen, ihm geschenkten Vermögen behielt sie sich nichts vor, als zweihundert Thaler jährlich, und ein eignes Häuschen an eben diesem Orte, und in der Nähe von ihren Freunden.

Daß diese alles anwandten, um sich dankbar gegen eine solche seltne Wohlthäterin zu erzeigen, und ihr höheres Alter durch Sorgfalt und Liebe ihr angenehm zu machen, ergiebt sich von selbst. Sie schläft nun bereits, und Friede sei mit ihrer Asche.

Ezzelin Eisenarm. *)

Die Fehden der Guelphen und Gibellinen hatten schon seit langen Jahren Italien zur Mördergrube, das schönste Land Europens zu einem Sammelplaz aller Laster, aller Greuel gemacht. In aller Herzen schien Menschlichkeit ausgestorben zu seyn; blutiger Partheigeist herrschte überall; keine Treue, keine Scham, keine Religion galt. Die Bande des Blutes hielten nicht mehr; die Bande der Freundschaft waren längst ein leerer Schall geworden. Auch der Mächtigste, auch der Reichste, war nie sicher, dasjenige noch morgen zu besitzen, was er heute besaß. Kein Stilstand, kein noch so heilig beschworner Friede dauerte; jezt knüpfte man ein Bündnis, des andern Tags zerriß

*) Daß dieser Ezzelin (den ich grossentheils nach einer französischen Novelle bearbeitet habe) mit dem berühmten Ezzelin III. in der Geschichte wenig gemeinschaftlich habe, erinnre ich hier, gleichsam zum Ueberflusse. Im Original war nur auf Würkung, nicht auf historische Richtigkeit gesehen worden. Ich hätte jene vielleicht ganz zertrümmert, wenn ich ihm diese hätte geben wollen. Blos der Eingang und der Schlus sind leider wahrhafte Schilderungen eines Zeitpunktes, der an Gräslichkeit in der Weltgeschichte wenig seines Gleichen hat.

zerriß man es wieder. Brach der Krieg aus, so hatte man selten zur offenen Feldschlacht Muth genug, doch desto mehr Ränke und List zum tückischen Hinterhalte. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, kein Betragen schüzte; man würgte den Wehrlosen, man versprach dem Bewafneten Gnade, und hielt sie nicht. Man schändete die Weiber, die Jungfrauen, die unmanbaren Kinder sogar. Die Zügellosigkeit der Männer ging auch auf die Frauen über; sie versteckten ihr Geschlecht in mänliche Tracht, um auch mit Unmenschen seyn zu können. Die Kirchen wurden geplündert, die Städte verbrant, die Felder verheert, das ganze Land mit Raubschlössern angefüllt. Der Obere und der Niedere, der Städter und der Landmann, der Priester und der Laie, der Guelphe und der Gibelline, alle kanten kein ander Gesez als ihren eigenen Willen; fast alle lebten, als wäre kein Gott, und starben, als drohete ihnen kein Gericht.

Zu einer solchen Zeit, in einem solchen Lande, und von Eltern, die selbst an den Unruhen des Krieges nur alzueifrig Theil nahmen, ward Ezzelin geboren. Von frühester Jugend an gewöhnten sich seine Augen die Bilder der Verwüstung und Frevel von jeder Art mit anzusehen. Zu seinem ersten Spielzeuge gab man ihm statt der Klapper einen Dolch; Blut sahe er fliessen, ehe er noch das Wort Vater zu stammeln vermochte;

Haß gegen alle Guelphen trank er schon mit der Muttermilch; mit dem Ruf: wach auf Gibelline! pflegte man den Knaben zu wecken; unter einem Abschaum von Menschen wuchs er auf; Mitleid blieb seiner Seele fremd; über Grausamkeiten hieß man ihn lächeln; über zerstümmelte Leichname sich freuen. Kaum konte er noch die Armbrust erheben, als er schon mit derselben schoß und traf. Ein gelehriger Knabe für jede Barbarei!

Und dennoch, troz dieser gräslichen Eindrücke, war seine Seele auch für die Liebe empfänglich. Aber für welche Liebe! Nicht für jenes sanfte Gefühl, das alle unsere Adern langsam durchschleicht und beseelt; sondern vielmehr für jene leidenschaftliche Wuth, die auch aus dem Tiger brüllt; für jenen unersätlichen Hang nach Genuß, der alles an sich reißt, was sich ihm nahet, alles zerfleischt, was ihn stört. Je näher Ezzelin dem eigentlichen Mittag seines Lebens kam, je stärker ward diese Leidenschaft in ihm. Er schwelgte mit Uebermaas; aber sein starker Körper ermattete nicht, und seine unersätliche Seele ward nicht befriedigt.

Mitten auf diesem Schauplaz einer fast allgemeinen Verderbnis lebte — denn Tugend muß sich doch irgendwo einen Zufluchtsort aufbewahren! — in der Trevisaner Mark ein junges Mädchen von entzückender Schönheit und von himmlischer Seele. Ihr Name war Olimpia; elternlos, arm, und niedrig, lebte sie bei einer betag-

ten

ten Grosmutter auf dem Lande. Eine dürftige Hütte, ein geringes Feld, war die ganze Habe dieser guten Alten; willig theilte sie beides mit ihrer Enkelin; troz ihrer Armuth schäzten sie oft sich glücklich, denn Erwerbung der Nothdurft und Behauptung einer unsträflichen Tugend machten ihren ganzen Wunsch, ihren ganzen Endzweck aus; sie beneideten keinen Grossen; sie kanten das Glück des Reichthums kaum dem Namen nach.

An die Hütte, wo sie wohnten, stieß ein kleiner Busch; einst als Olimpia in demselben ging, um einiges Futter für ihre Ziegen, und für sich selbst beiher einige wilde Früchte zu suchen, erschreckte sie mitten in dieser Arbeit ein nahes Geräusch; sie hörte ein Pferd gesprengt kommen und gleich darauf den Sporn eines absteigenden Reiters klirren. Sie erzitterte; es mochte Guelphe oder Gibelline seyn, sie muste vermuthen einen Feind, einen Räuber in ihm zu erblicken. Sie wolte entfliehen; selbst dies Rauschen verrieth sie noch mehr; wenige Schritte, so vertrat ihr ein geharnischter junger Mann den Weg.

Sie bebte zurück, er durfte nur seine Hand nach ihr ausstrecken, aber er that es nicht; — mit starrem Entzücken schien er sie zu betrachten, in seinem ganzen Antliz war nichts furchtbares. Es war, als ob Bewunderung seine Zunge bände; ihre Rede hemmten Schrecken und Angst. Endlich wandte sie sich seitwärts gegen ihre Hütte zu; der

son-

sonderbare Mann blieb stehen; ihre Schritte wurden schneller; er folgte ihr endlich mit langsamen Tritten. Jezt hatte sie die Thür erreicht; ehe sie hineinschlüpfte, wandte sie noch einmal ihren Blick; er stand abermals still. Noch hätte er zuspringen, noch seines Raubes sich bemächtigen können; er that es nicht; er wandte sich wieder gegen den Busch und bestieg sein Pferd. Mit bleichem verstörten Gesicht, kehrte Ezzelin — denn er war es gewesen, der diese sonderbare Rolle spielte, — zu seinen Gefährten zurück, die auf einer nahen Wiese im Grase lagen, zechten und ihre Rosse weiden liessen. Sie fragten ihn: ob ihm ein Unfall begegnet sei? denn sein ganzes Gesicht war in den wenigen Minuten unkentlich geworden; er verneinte es und blieb stumm für die übrige Zeit. Er aß nicht, er trank nicht mit ihnen; nur in sich selbst gekehrt, saß er da; man ließ ihn gehen, denn man hielt es für eine seiner Launen; man irrte, denn seine ganze Seele hatte sich geändert.

Er, der sonst oft mit dem ersten Morgenlichte schon erwachte, um — zu rauben; er, der oft mit der Mordfackel in der Hand noch um Mitternacht friedliche Hütten geplündert und dann angezündet hatte; er ließ jezt Tag und Nacht sein Schwert unentblößt ruhen; aber in jeder Morgen- und Abenddämmerung schlich er einsam zu jenem Gehölze hin, wo ihm zuerst sein Herz durch Klopfen fühlbar geworden war; wo er zuerst empfun-

den hatte: daß doch nicht Krieg und Beute und thierische Wollust jeden Wunsch seiner Seele zu befriedigen vermöge. Wie gierig hatte sonst er oft im Hinterhalte auf seinen Feind gelauscht! Jezt lauschte er, weit ungedultiger, aber auch weit menschenfreundlicher noch, auf diejenige, die ihm so unendlich wichtig geworden war, wiewohl er nicht einmal ihren Namen wußte. Ihm schmeckte beim Mahl keine Speise, ihn besuchte auf seinem Lager keine Ruh; immer eilte er nur wieder nach jenem kleinen Bezirke hin, den er nun wohl schon hundertmal durchwandelt war; wo er keine Rauhigkeit der Luft, kein Ermatten, keine Unbequemlichkeit, aber um desto herber die traurige Wahrheit fühlte: daß sie nicht hier sei! Wie unsäglich oft wolt' er hin zur Hütte eilen; wolte anklopfen; wolte, wenn man nicht aufthäte, sich hineindrängen; wolte sie sehen, sprechen, wohl gar mit sich wegführen, und — besann sich im nächsten Augenblick anders. Der freche Gibelline, den vordem selbst Gottes Donner nicht erschüttert, ein Erdbeben nicht im Kampf zurück geschreckt hätte, der war jezt unentschlossen, ja sogar zaghaft geworden; und nahm — o über den Mann! — lieber zu Wünschen und Seufzern, als zu Entschlus und That seine Zuflucht.

Auch an Olimpien verspürte die Grosmutter, seit jenem Vorfall im Gehölze, eine Veränderung, deren Grund ihr räthselhaft blieb. Das heitre Mädchen hatte sich in eine Träumerin verwandelt.

An die Stelle sorgloser unschuldiger Freuden war eine milde, aber verschloßne Schwermuth getreten. Ihr Mund sang nicht mehr, aber seufzte desto öfterer; man fragte, und sie schwieg; man drang ernster in sie, und sie lächelte schmerzhaft. Bei der Arbeit war die Lust verflogen; beim Gespräch waren ihre Gedanken fern von dem, was sie hörte; auch oft von dem, was sie sprach. Ins Gebüsch zurück zu kehren wagte sie nicht. Aber durch ein Fensterchen ihres Dachs blickte sie heimlich oft dorthin. Sie spürte anfangs nichts; bald drauf schien ein Fußtritt ihr alda zu rauschen; bald drauf sah sie gleichsam einen Schatten dort schweben; endlich erblickte sie ihn würklich von ferne — und doch war alles dieses nur Täuschung der Liebe! Aber freilich bedarf Liebe der körperlichen Augen nicht immer!

Nicht lange blieb es bei diesem blossen Dachfenstergucken. Der Soldat im Gesträuche kam nicht näher. Olimpia erkante ihren Selbstbetrug. Aber daß er dort seyn werde, das glaubte sie noch steif und feste; und dem schwächern Geschlechte giebt Liebe oft eben denjenigen Muth, den sie dem stärkern raubt. — „Warum wag' ich mich nicht mehr vor die Thüre?“ dachte sie oft: „Warum bin ich so kindisch scheu? Warum geh' ich nicht dreist auf jenes Wäldchen zu, welches ich sonst so gern und oft besuchte? Hab' ich denn etwas zu besorgen? Ist mir denn etwas wiederfah-

ren? Betrug sich der Krieger, — der junge — schöne Mann, nicht ehrfurchtsvoll genug, als er ganz allein mich traf? Wenn er auch wieder käme, warum solt' er jemals sich anders betragen!

Sie wagte den Gang ins Gebüsch; noch nicht beruhigt, noch nicht dreist genug; aber sie wagte ihn doch! — Ein Blatt rauscht, und Olimpia erschrickt. Eine Grasemücke fliegt vom Neste auf, und Olimpia fährt znsammen; ein Eichhorn raschelt im Laube, Olimpia bebt zurück, und — geht doch noch ein paar Schritte vorwärts, als sie gesehen, was es war. Endlich wird selbst diese Stille, diese Oede ihr schreckbar; dreimal will sie umkehren, zum viertenmal thut sie es würklich. Indem sie sich heimwärts lenkt, spalten sich schnell die Seitengebüsche, und Ezzelin stürzt ihr zu Füssen. Noch bog er vor keinem Menscheu sein Knie; bog es äusserst selten an Altären, vor der Gottheit — nur zum Schein. Aber vor Olimpien that er es mit ganzer Seele, voll Freude und voll Furcht zugleich.

„Mädchen," rief er, „die du mir mehr als eine Sterbliche zu seyn scheinst, seit ich dich sah, liebt' ich dich! Seit ich dich liebe, seh ich nichts als dich! In dir nur leb' ich; aber dann ist auch mein Tod entschieden, wenn du meine Liebe verschmähst!"

Die überraschte Olimpia vermochte nicht sofort eine Antwort zu finden. Aber indem sie die

Augen

Augen noch niederschlug, noch nicht wußte, was sie sagen wolte, ward sie abermals und fast noch stärker überrascht; denn — auch ihre Grosmutter trat hervor. Die gute Alte, durch die Aenderung ihrer Enkelin (wie wir schon vorher sagten) beunruhigt, hatte doch zulezt auf Liebe gerathen. In wen ihr Kind verliebt sei? das wuste sie freilich nicht; suchte jedoch es zu erforschen, und war ihr leise ins Gebüsch nachgeschlichen. Sie hatte bald anfangs den Krieger bemerkt, als er noch vor Olimpien hinter einem dicken Baume sich sorgfältig verbarg; sie hatte gesehn, wie er zu den Füssen des Mädchens sank; keines seiner Worte war ihr entschlüpft. Staunend konte sie nicht länger sich halten, und trat hinter dem Gebüsche hervor. Olimpiens Verwunderung war nicht geringer; doch ihres Gewissens Schuldlosigkeit faßte sich bald. Mit den Worten: Sie hier, meine theuerste Mutter! flog sie ihr entgegen, und sank an ihren Hals.

Auch Ezzelin sah sich um, stuzte, und stand auf. — „Ihre Mutter?“ sprach er halblaut, und nahte sich ihr ehrerbietig. — „Signora, verzeiht!“ stammelte er und stockte wieder.

„Wer bist du?“ fragt' ihn die Alte, mit einer edlen Dreistigkeit, die würklich mehr ihrem Alter, als ihrem Stand und Geschlecht angemessen war.

Ich bin ein Soldat!

„Von welcher Partei?“

Gibelline!

„Dein Name?“

Ist Ezzelin.

„Und dein Begehr?“

Der Krieger richtete auf Olimpien seinen Blick, senkte dann ihn ehrerbietig zur Erde, und schwieg.

„Was dein Begehr ist, Gibelline?“

Auf Olimpien deutete er; seufzte, schwieg abermals.

„So antworte doch! Was wilst du?“

Dieses Mädchen hier, Mutter! diesen Engel!

„In welcher Absicht?“

Um ihr — euer — mein Glück zu machen.

„Und kanst du das?“

Vielleicht! — Er zog einen ledernen Beutel hervor. Er war groß und starrte von Golde.

„O das thut es wahrlich nicht, wenn nicht auch's Herz dabei ist!“

Und wem könt' ich dieses lebenslang anders widmen, als diesem götlichen Geschöpfe. Sie hat mich umgewandelt! Durch sie nur werd' ich künftig leben, handeln, empfinden und denken!

Das verständige Müttergen sah starr Olimpien an; sah, wie ihr Herz ängstlich schlug; wie sie vergeblich rang, ihr inres Gefühl zu verbergen. Ihre Partei war ergriffen; sie schickte noch einen Seufzer den so lang entflohnen Jahren ihrer Jugend nach; sie gedachte selbst noch an einen ähnlichen Auftritt ihrer ersten Liebe. Eine stumme

Minute, überreich an Gefühlen für alle drei Seelen, verstrich indessen. Die Alte faßte den Entschlus, noch einen kleinen Aufschub sich selbst und ihrer Enkelin zu gönnen.

„Jene Hütte," sprach sie, „ist, wie du wahrscheinlich weißt, unsre Wohnung! dort komm morgen in der Mittagsstunde, und empfange deinen Bescheid. Zwar errath' ich, was Olimpie wünscht. Doch zu wichtig ist die Entscheidung dieses deines Begehrens, als übereilt zu werden. Jezt laß uns!"

Ezzelin küßte stumm Olimpiens Hand, und die Hand ihrer Mutter. Sein Blick starrte noch einmal auf das Mädchen; dann verbeugte er sich, und ging. Olimpie wankte der Hütte zu. — „Du liebst ihn!" sprach die gute Alte. Ihre Enkelin blickte beschämt zur Erde.

„Warum erröthest du, Liebe, da du nichts fühlst, als was die Natur selbst gebeut? Sei unbesorgt: Er soll dein seyn, wenn er morgen durch eine einzige Probe bewährt, daß er deiner werth ist; und diese Probe soll nicht schwer seyn!"

Troz dieses Trostes thränte Olimpiens Auge, diesen Tag hindurch, noch oft; und die Nacht ging schlaflos vorüber. Sie stand etwas blässer auf, aber nicht minder schön. Noch vor der Mittagsstunde klopfte Ezzelin bescheiden an die Thüre des Häusgens. Die Mutter that ihm auf. Nach

einigen wenigen andern Reden sprach sie also mit ernstem, edlem Tone.

„Ich glaube dir, Ezzelin, daß du Olimpien liebst! Dein Antliz hat etwas von Troz, doch nichts von Verstellung an sich. Auch ihr bist du nicht gleichgültig; das sei dein erster Trost! Aber um zu beweisen, daß du sie innig liebst, mußt du noch erst ein Opfer ihr bringen.“

Und welches? rede! ich beschwöre dich!

„Auch der Krieg und des Kriegers Stand ist dir theuer?“

War es bis jezt! Ausser Olimpien habe ich keine andre Neigung.

„So opfre jene frühere ihr jezo gänzlich auf! Soldat, der du nicht gegen Feinde deines Vaterlandes, sondern gegen deine Mitbürger Waffen trägst, gesteh es frei: Hast du Kraft genug, diesem in unsern Augen schändlichem Handwerk Lebewohl zu sagen?“

Ich habe solche, wenn Ihr es befehlt.

„Wohl, ich befehle, und sieh hier deinen Lohn, wenn du gehorsam bist! Empfange Olimpien von meiner Hand; doch höre, unter welcher Bedingung! Einen starken Körper, kraftvolle Arme, und eine dauernde Gesundheit scheint dir Natur verliehen zu haben; ist deine Seele nicht schlechter begabt, so kanst du allerdings, was du gestern versprachst, unser Glück machen; — und auch das deinige! du hast die Erde genug verheert;

erbaue sie von nun an! Das Blut so manches unglücklichen Guelfen haftet an deinen Händen; jezt nüzze deine Kraft zu einer bessern Arbeit! Pflanze meine Bäume; bestelle meinen Garten; durchgrabe dein künftiges Erbtheil; und ernähre friedlich die Frau, die ich zum Weibe dir geben will. — Sieh, Ezzelin, ich kante deinen Namen schon, eh ich dein Antliz kennen lernte. Ich weiß deine Abkunft, und habe mehrmals deinen Vater gesehn. Er war ein Ungeheuer; du bist auf dem Wege eines zu werden. Wenn du vom Pfade des Raubens und Mordens umkehrst; wenn deine Seele menschlicher, dein Wandel untadelhafter wird, so gehört Olimpien der Dank. — Hier ist sie. Ich weiß gar wohl, daß ich einen Juweel dir biete, den kein Gold aufwiegt. Doch dein Kaufgeld dafür sei das Versprechen, in ihrer Geselschaft einst meine greisen Haare, nach ruhig verlebtem Alter, ins Grab zu bestatten."

Bewundrung von einer, zärtliche Liebe von der andern Seite berauschten und entzückten jezt den Barbar. Doch nein, schon war er kein Barbar mehr! Freudig warf er Helm und Harnisch hinweg. Statt des tödtenden Schwerdtes bewafnete er nun mit Grabscheit und Hacke seine Hand. Der fürchterliche Krieger war, ehe noch der Abend graute, zum friedlichen Landmann umgeschaffen. In wenig Tagen ward er Olimpiens Gatte. Daß er nun verlernte Bandit zu seyn; daß er nicht mehr

Witwen und Waisen beraubte; daß er nun der Liebe sein ganzes Glück verdankte; alles dies versteht sich von selbst.

O ihr Glücklichen, die ihr einst geliebt habt, und ihr weit Glücklichern, die ihr noch liebt, begünstigte Kinder der Natur! Ihr wißt, daß nur das Landleben der wahre Schauplaz verliebter Seligkeiten seyn kan! Ihr wißt, daß auch keine Arbeit besser gelingt, als die Arbeit glücklicher Liebe! Beides bewies Ezzelin. So oft durch die Fenster seiner kleinen Hütte der erste Stral der aufgehenden Sonne drang, so oft entriß er sich den Armen des Schlafs, sogar den Armen seiner Olimpia mit Freuden. — „Ich hab' es versprochen," dacht' er, „für den Unterhalt meiner Geliebten und meiner Wohlthäterin zu sorgen; und ich will es halten." — Nicht der Reif des Winters, nicht die brennende Hizze des Hundsterns, nicht der Widerstand des oft störrigen Bodens, selbst Hagel und Ungewitter nicht, verminderten seinen Eifer. Ein dankender Blick Olimpiens, ein lobendes Wort aus ihrer Mutter Munde waren ihm reichliche Vergeltung. Oft nahm ihm sein holdes Weibchen lächelnd das schwere Werkzeug aus der Hand, und erbot sich, ihn abzulösen; dann verglich er sie scherzend mit der Omphale, die dem Herkules die Keule, oder mit Venus, die dem Mars sein Schwerdt entwindet; und noch rascher gedieh ihm dann Fleis und Arbeit.

Aber

Aber wann ihn der Abend zur Ruhe einlud, wann den Heimkommenden schon ein ländliches Gericht auf seiner Tafel, ein liebevolles Weib an der Thüre seiner Wohnung erwartete; wann sie ihn mit dem Kusse der reinsten Zärtlichkeit empfing; mit umschlungnen Nacken zu seinem Sizze führte; wann die Winterabende unter Gesprächen von den ehmaligen rauhen Kriegsgefahren, und der jezzigen süssen Eintracht, bis zur scheinbaren Dauer einer Stunde sich kürzten; wann sich Ezzelin jezt so viel besser als vordem fühlte; o dann — dann erst pries die ehrwürdige Mutter ihr Geschick, das einen solchen Schwiegersohn ihr zugeführt, solche Freude an ihren Kindern ihr beschieden habe! dann hielt sich Olimpia selbst für die Neidenswürdigste ihres ganzen Geschlechts.

Ja wohl, gute Olimpia, warst du damals äusserst glücklich; nur daß leider sehr hohes Glück sich selten lange hoch erhält! Ezzelin war mit einer kühnen, trozzigen Seele geboren; wenn er irgend etwas wünschte, so strebte er nicht, er glühte darnach; über jeden einmal gefaßten Plan brütete sein Geist düster und fest; stark und tief waren die Flammenzüge seiner Leidenschaften. Dies bewies sein ehmaliges Leben, auch seine Liebe war ein Beweis davon. — Ein so störrischer Geist kan sein Wesen eine Zeitlang verläugnen; aber die Natur kehrt zulezt mit verstärkter Gewalt zurück, und zerreißt die Bande, die man ihr aufzudrin-

gen versucht hat. Jeder ganz leidenschaftliche Mensch ist oft ein Thor; dies trift Philipps Sohn, den Eroberer, so gut, wie Siegwart, den Klosterbruder.

Auf dem mitlern Theil desjenigen Gebürges, an dessen Fusse Olimpiens Trift und Gärtgen lag, weidete schon seit geraumer Zeit, Fabri, ein junger Hirt, seine Heerden. Oft pflegt' er, am Hügel hingelehnt, oder auf einem überhängenden Felsenstück sizzend, ein ländliches Lied auf seiner Flöte zu spielen. Ihr sanft verfliessender, schmelzender Ton, von der Entfernung noch verschönert, fand durch Olimpiens Ohr den Weg zu ihrem Herzen. Oft wenn sie in der traulichen Stille der Abenddämmerung, oder an einem milden, gemäßigten Herbsttage seine kunstlose Musik vernahm, traten unwillkührliche Thränen in ihr Auge; ohne, daß sie es selbst wußte, ohne daß sie dran dachte zu klagen, entschlüpft' ihr ein Seufzer. Es schien ihr weh zu seyn, und war ihr dennoch so wohl. Auch das Geblöcke seiner Schaafe, selbst das Geräusche seiner weidenden Ziegen gefiel ihr. Malerisch schön schien ihr der Anblick seiner kletternden Heerde. Olimpia hatte dies mit allen empfindsamen Seelen gemein, daß Bilder aus der Natur, zumal aus der gebürgigten, kräftig auf sie würkten.

Aber Ezzlin, von stärkerm Stofe gewebt, kante Würkungen dieser Art nicht. Mit Staunen

sah er seine Gattin beim einfachen Ton einer Flöte Thränen vergiessen; sah, daß oft der Eindruck dieser ländlichen Musik noch lange bei ihr daure; daß Olimpia oft durch solche für den ganzen nächsten Abend in eine sanfte Schwermuth versinke; und statt dieser milden, gefühlvollen Seele sich zu freuen, oder auch durch muntre Gespräche diesen süssen Harm zu zerstreuen, gab er dem unseligsten Argwohn Gehör; ließ er den gefährlichsten Feind ehlicher Glückseligkeit, Eifersucht, in seinem Herzen Raum gewinnen. Der Unglückliche überredete sich, sein Weib sei in Fabri verliebt.

Zertrümmert war nun seine Ruhe. Zur unerträglichsten Last ward ihm seine Arbeit. Schweigend und kalt ward sein Betragen, mürrisch jedes seiner, nunmehr seltnen Worte, verdachtvoll jeder seiner spürenden Blicke. Unterdrückte Seufzer fülten seine Brust. Er hatte nun für Olimpien keine Liebkosungen mehr, für ihre sorgsame Mutter, für sich selbst des Nachts keinen Schlaf, und den ganzen Tag hindurch nur düstre Grillen. Ein böser Genius, das fühlte, das gestand er selbst, wütete in seinem Innern. Doch schämt' er sich selbst dies Eifersucht zu nennen; legte sich das harte Gesez auf, sie nicht blicken zu lassen; gab vor: Gewissensangst über sein ehmaliges Leben zu fühlen, und beschloß, um ihrer los zu werden, eine Reise ins heilige Land zu thun.

Länger, als ein Jahrhundert schon, herschte

damals

damals in Europa der Geist der Kreuzfahrten; freilich flamte er nicht mehr mit jener ersten, fast unbegreiflichen Wuth, mit welcher zur Schande des menschlichen Verstandes, ein halbnakter, halbblödsinniger Einsiedler ganze Millionen leichtgläubiger Schwärmer angestekt hatte; aber noch blieb er stark genug, um viele tausende ins Morgenland zu treiben; wo sie gemeiniglich, statt Laster abzubüssen, noch neue, noch grössere auf sich luden; wo statt des Segens und des Siegs, den ihnen ein dreifach gekrönter Bischoff versprach, Schmach und Tod ihrer wartete. — Auch Ezzelin nahm jezt dieses ehrwürdige Kriegszeichen. Vergebens weinte sein Weib; vergebens flehte die gute Alte. Er riß sich mit ernstem, weggewandtem Angesicht los und ging. Einige junge Tempelherrn, die alles, was nur in Europa ihnen aufstieß, samleten — Banditen, Landläufer, abgedankte Söldner, brausende Schwärmer, Betler und Bösewichter — und durch einen so edlen Trupp das Grab des Messias aus den Händen der Ungläubigen reissen wolten, nahmen willig die angebotnen Dienste unsers Helden auf, und unterschieden ihn bald von dem übrigen Trosse; denn sie fanden in ihm, allen Muth, den ein gemeiner Krieger, und jenen kalten weitübersehenden Blick den der Hauptmann bedarf. In verschiednen kleinen Gefechten brachte er durch die Kraft seines Arms die Feinde zur Flucht, durch

das Beispiel des Muths seine Gefährten zur Nachfolge. Man überhäufte ihn mit Lob, und er blieb dabei eben so kalt, wie bei der Annäherung von Gefahr und Tod. Stillschweigend ging er in den Kampf, und auch, wann er als Sieger rückkehrte, geschah es mit langsamen Schritt, düstern Blicken, und verbißnen Lippen.

Er war nach Palästina gezogen, um im dortigen Kriege die inre Ruh wieder zu finden. Er irte sich. Die Sarazenen schreckten ihn nicht; aber Olimpia und Fabri zerrissen sein Herz. Die Abwesenheit hatte ihm Trost gewähren sollen, und war eine Qual mehr für ihn. Schlaf und Tod schienen sich verbunden zu haben, ihn zu fliehen. Er vermocht' es nicht diese grausame Folter lange zu ertragen. Im nächsten Frühjahr schift' er auf dem ersten Fahrzeuge sich ein; kehrte nach Welschland zurück, und flog der Wohnung Olimpiens zu. Hier in diesem kleinen Gehölze, sonst so reizend für ihn, verbarg er sich, um seine Gattin zu belauschen.

Auch hier verflos ihm der gröste Theil der Nacht ohne Schlaf. Erst gegen Morgen siegten Müdigkeit und Natur über sein unruhiges Herz. Er war eingeschlummert, als jezt die Sonne hervor ging, und plözlich der Schall von Fabris unseliger Flöte in sein Ohr drang. Welches bittre, ihn verfolgende Misgeschick! Um sie nicht mehr zu hören, um ihn nicht mehr zu sehen, war er nach

Asien

Asien geflohen. O warum musten die Säbel der Ungläubigen ihn verfehlen! — Jezt begann Fabris Flöte ein neues Lied. Es war noch schmachtender, und zärtlicher, als das erste; es schien ganz ein Lied der Liebe zu seyn. Wüthend hob sich Ezzelin empor, und eilte den Bergen zu. So durchstreift in Arabien ein tödtender Wind die Wüsten; so steigt aus dem Meere furchtbar eine Wassersäule empor, und versenkt jedes Schiff, das sich ihr naht. Er schwur Fabris Tod; aber ein schüzzender Gott wachte über den unschuldigen Hirten. Ezzelin sucht' ihn allenthalben und fand ihn nicht. Endlich stieg er wieder vom Berge hinab.

In diesem Augenblick trat Olimpia vor die Thüre der Hütte; schaute nach dem Abhang; sah und traute ihren Blicken kaum. Einen lauten Schrei des Entzückens sties sie aus, als sie endlich gewiß war, sich nicht zu irren. Sie flog ihm entgegen, breitete von weitem schon ihre Arme gegen ihn aus, und ward, als sie ihm nun mit trunkner Freude am Busen sank, starr von ihm angeblickt, und dann — zurückgestossen. Auch dem greisen Müttergen, das ihr nachgewankt kam, das ihn herzlich wilkommen hieß, ward frostig gedankt. Alle Fragen, alle Anreden wurden einsilbig mehr zurück gewiesen, als beantwortet. Noch einmal wolte sein Weib ihn umarmen, er entriß sich ihr abermals, und ging mit Murren in die Hütte.

Er grif wieder zu seinem Spaten, seinem Beile. Er ward bald wieder thätig, aber heiter ward er nicht. Vergebens sprach man mit ihm, er antwortete nicht. Vergebens weinte Olimpia, er merkte nicht auf ihre Thränen. Wenn er des Abends heim kam, saß er schmollend in seinem Winkel, oder stelte sich, als schlumre er, um alles Gespräch zu vermeiden. Einsam hatte man sein Lager bereiten müssen. In seinem Innersten tobte ein Ungewitter, und wartete nur auf den kleinsten Anlaß, um auszubrechen.

Indeß Ezzelin in seinem eignen Hause so kalt, so entfernt von seiner Gattin lebte, durchforschte die Unglückliche vergebens ihr ganzes Leben, ihr ganzes Betragen, und fand nichts in ihm, was den Zorn eines sonst so liebevollen Gatten reizen könne. Keines Vergehns, selbst keines sträflichen Gedankens nur bewußt, waren daher Gebete zum Himmel ihre einzige Zuflucht. Sie flehte so innigst um die Aenderung, um die Wiedererhaltung von Ezzelins Herzen, und blieb — denn unbegreiflich sind oft die Wege der Vorsicht! — blieb unerhört. Hätte Ezzelin nur mit einem einzigen Worte seine Seele gelüftet, wie gern würd' ihn Olimpia eines anders überführt, wie gern alles gethan haben, was sein Eigensinn je begehren konte! Aber er schwieg, und in ihrer Unwissenheit mußte sie seine sich zwingende Wuth immer noch stärker reizen.

Eines Morgens, als Ezzelin gegen seine Art später, als die Sonne aufging, erwachte, sah er beim ersten Blick, daß Olimpia schon aufgestanden, und nicht mehr in der Hütte sei. Rasch sprang er auf, warf sein Gewand um, ergrif einen Spaten und ging hinaus. Was er gemuthmaßt hatte, was so unschuldig an sich selbst, so schuldig in seinen Augen war, traf ein: Olimpia saß vor der Thüre, und hörte auf Fabris Flöte. — „Und was machst du jezt schon hier?" brach Ezzelin mit einem Ton aus, vor welchem Olimpia erschrocken zurückfuhr. — „Ich höre," erwiederte sie zitternd, „dem Liede jenes Hirten zu." — „Und was soll das?" — „Was es soll! Guter Gott, das ist ja jezo noch meine einzige Freude!"

„Ihre einzige Freude!" rief Ezzelin brüllend aus, warf das Werkzeug in seiner Hand weit, weit von sich hinweg; ging mit grossen Schritten auf und ab. — „Es ist klar," murmelte er bei sich selbst, „es ist klar, sie liebt ihn! Ich hab' ihr eignes Geständnis! Jezt ist sein Lied noch ihre einzige Freude. In meiner Abwesenheit — — Schändlich! Schändlich!" — Olimpia, die das immer steigende Wachsthum seiner Gemüthsunruhe sah, die abermals nicht wußte, womit sie ihn beleidigt haben könne, eilt' auf ihn zu; wolt' ihn umarmen, ihn beruhigen; mit Abscheu schleuderte er sie weg von sich. Auf dieses Getöse kam auch die Alte herbei.

„Mein

„Mein Sohn," rief sie, „was ist dir? Was hast du?"

Den Tod im Herzen!

„Gott, du blickst fürchterlich. Besinne dich! Dein Uebel wächst sichtbar."

Wir wollen es enden!

Die unschuldigste, gefühlvolste aller Frauen, wagte jezt den lezten äussersten Versuch, um ihn zu besänftigen, oder um wenigstens das traurige Geheimnis seinem Busen zu entreissen. Unabgeschreckt durch jenen ersten Empfang, wirft sie sich in seine Arme. In rascher blinder Wuth zieht er den Dolch, den er immer in seinem Gewande verborgen trug, und durchbohrte sie. Der Elende wußte selbst in seiner Sinlosigkeit noch zu gut, wo das Herz liegt. Olimpia sank; Schatten des Todes umhülten sofort ihr Auge. Sie sank, indem sie sterbend noch die Hand ihres barbarischen Mörders küßte. Ihr Geist entfloh ohne einen klagenden Laut.

Starr, immer noch mit hochgehaltnem blutigen Dolche, mit trocknen Augen, mit tobender Seele, sah Ezzelin, wie sie in seinem Arme starb. Er vernahm nicht das Jammergeschrei ihrer unglücklichen Großmutter, sah nicht, wie sie betäubt, neben ihm in Ohnmacht sank. Erst, als er nun den lezten Todesstoß des von ihm durchbohrten Herzens fühlte, als seine Ermordete nicht mehr zuckte, da drängte sich endlich ein Seufzer bei ihm

 auf.

auf. Ein unwilkührliches Schrecken sträubte sein Haar. Gewissensangst und Reue ergriffen nun seine Seele — um sie auf Lebenslang nie wieder loszulassen. Er floh von diesem Schauplaz der Unmenschlichkeit, und verflucht' im Fliehen Fabris Flöte und seinen eignen Dolch; verfluchte jenen angeblichen Verführer und sich selbst — den unmenschlichsten Mörder.

Ezzelin verließ jezt die Mark Trevisi. In Wüsteneien, in den dicksten Wäldern, fern von aller menschlichen Geselschaft, führte er lang' ein unstätes, flüchtiges Leben. Nun schwebten die nur zu kurzen Tage seines Glücks, Olimpiens Schönheit, ihre Unschuld vielleicht, wenigstens ihre Sanftmuth, ihre Zärtlichkeit — und o, die willige Ergebung in ihren grausamen Tod! — unablässig vor seinen Augen. Nun dacht' er erst des Bidersinns ihrer Mutter, hörte ihr Jammern, und verabscheute sich und seine Schandthat.

Einst, als er weiter dann gewöhnlich herumstreifte, kam er in die Nähe eines Dorfes, und eine junge Hirtin, die ihn schon einigemal, wie wohl nur von weitem erblickt hatte, sah wie er ins Gras sich warf; hörte ihn ächzen; fühlte Mitleid mit seinem Jammer; wagt' es endlich, näher zu ihm hinzugehn, zu fragen: was ihm fehle? und eine Erquickung aus ihrer Hirtentasch' ihm anzubieten. Dieser Zug von Menschlichkeit und Sanftmuth rührte ihn. Er nahm das Angebotne, und

sprach mit ihr. Nach einer Viertelstunde zwar entfernt' er sich wieder; aber er versprach beim Abschied morgen um die gleiche Zeit wieder zu kommen, und hielt es. So fing sich ein Umgang an, der almälig zur Freundschaft wurde. Bei diesem Mädchen begann Ezzelin die inre Folter seiner Seele zuweilen auf Augenblicke zu vergessen. Bei ihr mochte Mitleid seinen gewöhnlichen Gang gehen, und aus Zutraulichkeit in Liebe sich verwandeln; bei ihm blieb es blos der Wunsch auf einige Minuten minder zu leiden. Um seinen Trübsinn zu zerstreuen, erzälte sie ihm alles, was sie von Neuigkeiten wußte. Die Gefechte, die wechselseitigen Grausamkeiten der Guelfen und Gibellinen waren oft der Gegenstand ihres Gespräches. Daß sie zu einem Manne spreche, der selbst auf diesem Schauplaz eine grosse Rolle gespielt hatte, eine noch grössere zu spielen bestimt war — das muthmaßte freilich die gute Hirtin nicht.

„Ihr klagt unabläßig," sagte sie eines Tages: „Worinnen bestehen denn eure Unfälle? Was für ein ausgezeichnetes Unglück hat euch denn betroffen? Es muß sehr ungeheuer seyn, wenn ihr nicht den grösten Theil unsrer Landsleute zu Gefährten haben soltet. — Wißt ihr nicht, daß der Himmel über ganz Italien jezt das Meer seines Zornes ausgießt? daß vielleicht dieser Winkel Italiens noch zur Zeit der einzige ist, den Krieg und Verwüstung verschonen, und wo keine Thränen, als

 die

die eurigen fliessen? Ich hab' euch so oft schon von der algemeinen öffentlichen Noth erzählt; ich will euch heut' einen Unfall erzälen, der sich vor kurzem erst in der Treviser Mark zugetragen hat.

„In der Treviser Mark?" — rief Ezzelin, und jede Nerve seines Körpers bebte. — „Es sei! Erzäle mir!"

Und sie erzälte ihm — seine eigne Geschichte. Aller Ungrund seines Verdachts, alle Unschuld seiner ermordeten Gattin, alles Schreckliche seiner That stand in des Mädchens kunstloser Erzälung so wahr und lebhaft vor seinen Augen. Daß Fabri nie sein Weib gesehen, sie nie ein Wort mit ihm gesprochen habe; daß die arme Alte, nachdem sie beides beschworen, bei der Beerdigung ihres Kindes, auch todt zur Erde gesunken; alles dies erfuhr er jezt erst, und verschlos, indem er es hörte, unnenbare Gefühle in seiner Brust. — „Und was ist aus dem Mörder geworden?" fragt' er, als das Mädchen geendet hatte? — „Er ist entflohen. Wohin, weiß man nicht. Aber ich glaube gewiß, daß Gottes Rache doch ihn finden wird."

„O sie hat ihn schon gefunden!" rief Ezzelin, und sprang vom Boden auf. In sein sonst braunes Antliz war sein Blut noch zehnmal stärker gestiegen, und schien es zu schwärzen. Sein Auge funkelte; seine gebalte Faust schlug sich vor die Stirne, und er rief mit dem Tone des Donners: — „Sieh

— „Sieh her, Mädchen! der Mörder von dem du sprichst; dem du Gottes Rache verkündest, jener grimmige, blutfrohe Gibelline, der bin ich! Glaubst du nun, daß mein Elend ausgezeichnet sei? Ich habe die Tugend und die Schönheit selbst ermordet! Flieh, unschuldige Hirtin, daß dich nicht ein gleiches trift? Flieh ein Scheusal, das dein ganzes Geschlecht so bitter beleidigte, und die Menschheit entehrte!“ — Wie vernichtet hörte das arme Mädchen ihn an; sie wäre gern geflohen, aber sie konte nicht. Ezzelin entwich mit einer Verzweiflung, die selbst Kain nicht stärker fühlte.

Wäre sein Körper minder stark, sein Karakter minder fest gewesen, so hätte sich jezt Kleinmüthigkeit seiner bemeistert, und der Schmerz ihn verzehrt. Der Werth der Thränen wäre ihm bekant geworden; er hätte gelitten und abgebüßt; er wäre zwar unglücklich geblieben, aber er hätte aufgehört lasterhaft zu seyn. Doch ach, er hatte nicht diese glückliche Weichheit; oder, wenn man lieber will, er hatte nicht den Muth gut zu werden.

Einer so grossen Uebelthat schuldig, vom Arm der Verzweiflung ergriffen, warf er einen Blick auf sein voriges Leben zurück. Jene Ruhe in Olimpiens Hütte war nie wieder zu erlangen; jenes noch frühere Laster-Leben ließ sich erneuern. „Ich habe der Menschheit wieder Krieg angekündigt,“ sprach er, „und ich will in ihm ausdauern!“ —

ern!“ — Seine ganze übrige Laufbahn war eine fortlaufende Reihe von Rauben, Frevelthaten, und — wer solte das glauben? — von Siegen. Um sich für sein Unglück (wie er es nante,) zu entschädigen, macht' er der Unglücklichen zu vielen Tausenden. Er suchte seine vormaligen Kriegsgefährten auf, fand viele derselben, samlete sie, ersezte die Lücken durch neuen Anflug, brachte bald einen furchtbaren Schwarm zusammen; überfiel die Guelfen, wo er wußt' und konte; siegte hier durch Wuth, dort durch Hinterlist; schonte nirgends, scheute keine Gefahr; schritt vom kleinern Gewinn zu grössern Plänen fort, und erwarb endlich seiner Parthei ein volkomnes Uebergewicht. Vom Anführer einer Bande ward er bald der Feldherr eines Heers. Verona, Padua, Vicenza, mehrere Städte und ganze Provinzen Italiens fielen in seine Hände. Gewaltthätigkeit und Macht erwarben ihm algemeine Furcht. Selbst grosse Fürsten bemühten sich um seine Bundsgenossenschaft. Denn auch ein lasterhaftes Glück macht sich gesucht und geehrt. Ezzelins Name ward algekant in Europa, schreckbar in Italien, glorreich in Teutschland, — gebrandmarkt in der Geschichte.

Vierzig Jahre hindurch übt' er eine Barbarei aus, die über allen Glauben erhoben ist. Wenn wir nicht jene entsezlichen Gemälde haßten, bei welchen (troz ihrer Wahrheit!) die Menschheit selbst in ihrem Innersten erbebt, so dürften wir nur

nur das schreckliche Bild seiner Kerker entwerfen, in welchen die Einwohner ganzer Städte, in welchen einst nur aus Padua eilftausend Unschuldige lebendig vermodern musten; ja, wo es für ein Glück galt, wenigstens bald zu ersticken. Wir dürften nur erzälen, daß dieses Ungeheuer kein größres Vergnügen kante, als den Befehl zu geben, daß schuldlose Männer gefoltert und getödtet, ihre Frauen und Töchter vor ihren Augen geschändet, an Gesicht und Brust verstümmelt, noch säugende Kinder geblendet, heranwachsende Jünglinge entmannt würden; daß er — doch weg von diesem gräslichen Anblick! Nur dies wenige gnüge! Drei Päbste sprachen gegen ihn ihren furchtbaren Bann; er lachte und wüthete fort. Mehr als funfzigtausend Menschen starben auf seinen Befehl, durch Henkers Hand oder im Kerker, und dennoch — ewige Gerechtigkeit, wer wiederholt hier nicht, was ich schon vorhin sagte! wer staunt nicht deine Unbegreiflichkeit an! — und dennoch starb er selbst, im fünf und sechzigsten Jahre, zwar als ein Gefangner seiner Feinde, doch nicht durch ihr Urtheil, sondern auf seinem Bett', an ehrbar empfangnen Wunden. — Einer Qual nur entfloh er selbst im höchsten Glücke nie. Die Geister so vieler tausend Erschlagnen ruhten für ihn; nur Olimpiens Schatten wich nie von seinen Augen. Ihn glaubt' er noch zu sehn, wenige Minuten, bevor er verschied; und auch da noch gedacht' er

jener unschuldigen, und doch unseligen Flöte, die in so ungeheure Laster ihn getrieben, über ganz Italien so viel Unheil verhängt hatte.

Noch eine Anekdote vom Ruyter.

Da Ruyters Karakter im erstern Aufsaz dieser, achten Sammlung einer Begebenheit einverwebt worden, bei welcher sich allerdings einige Erdichtung mitbefindet, so könten manche, in der Geschichte nicht sehr bewanderte Leser, vielleicht den ganzen Karakter dieses wahrhaft grossen, in Hollands Annalen beinah einzigen Mannes für Erdichtung halten. Daher hier noch eine kleine Geschichte, die fast wörtlich aus seiner Biographie entlehnt ist, und die beweißt, mit welcher kalten Festigkeit er stets über dem hielt, was ihm Pflicht und Recht zu seyn dünkte.

Ruyter machte seine Laufbahn ganz von unten auf, und stand lange in Diensten einzelner Handelsleute und Schifsbesizzer, bevor er in die Dienste des Staates trat, und sich nach und nach empor schwang. In seiner Jugend, als er nun anfing, als Schiffer auf fremde Rechnung, ein Fahrzeug zu führen, kam er auch nach Sale' in Afrika; hatte seine Waaren bereits ausgeboten, und befand sich eben im besten,

fleißig-

fleißigsten Verkaufen, als der Sand, oder der Oberste der Stadt, ihn besuchte, und unter seinen Waaren ein Stück englisches kastanien-braunes Tuch gewahr ward, welches ihm ausserordentlich behagte.

„Wie theuer," fragte der Sand, „hältst du dieses Stück?"

Ruyter. Achtzig Thaler.

Sand. Viel zu theuer! Dreißig reichen auch!

Ruyter (ganz gelassen.) Unmöglich, daß ich es dafür lasse.

Sand. Wenn es aber nicht mehr werth ist?

Ruyter. So bleibt es das Meinige.

Sand. Ich will es aber haben, ohne mehr dafür zu geben.

Ruyter. Das geht nicht! Meines Herrn Waare so weit unter ihrem innern Werth zu verkaufen, gebührt mir nicht.

Sand. Weißt du, mit wem du sprichst?

Ruyter. Vielleicht wär' ich minder gelassen, wenn ich es nicht wüßte. Mit dem Obersten dieser Stadt.

Sand. Und vergiltst du so die Gelegenheit und die Erlaubnis, die ich dir gebe, dich zu bereichern?

Ruyter. Bereichern! Ich würde verarmen, wenn alle so böten, wie du.

Sand. Nimm diesen Beutel. Es sind dreissig Thaler, richtig gezält, drinnen.

Ruyter. Und wenn deren neun und siebenzig wären. Ich könte und dürfte es nun nicht nehmen.

Sand. Ha, nichtswürdiger Christen-hund ..

Ruyter. Ereifre dich nicht so unnöthig! Laß mir meine Waare; oder gefällt dir dies Stück gar so wohl, so nimm es zum Geschenke mit.

Sand (ganz erstaunt.) Wie, zum Geschenke, da du vor einem Augenblick noch um einen Thaler kargen woltest?

Ruyter. Verkauf unterm Werth ist mir nicht erlaubt; denn der ganze Markt würde hierdurch verdorben. Aber ein Geschenk im Nothfall getrau' ich mir zu verantworten.

Sand. Mäkler! Ich mag deiner Geschenke nicht. Ich fodre nichts, als billigen Handel von dir.

Ruyter. Und fandest ihn auch bereits! Mein erstes Gebot war auch mein äusserstes.

Sand. Nein, Trozköpf, länger dult' ich dein Rechthaben nicht! Weißt du wohl, daß du samt deinem Schiffe in meinen Händen bist? daß ich deine beste Waare, wie deine geringste, umsonst behalten kann?

Ruyter. Das weiß ich sehr wohl! Doch dann wird auch die ganze Welt sehen, wie unzuverläßig dein Wort ist; dann wird jeder Kaufmann sich entfernt von einem Staate halten, wo er Sklave wird, weil er eine ungerechte Schäz-

zung

zung seiner Waaren sich nicht gefallen lassen will. — Wohlan, hier bin ich; soll ich dein Gefangener seyn, so bestimm' auch immer das Lösegeld, damit ich Anstalten mache, es herbei zu schaffen.

Sand. Nein, Nichtswürdiger, dann soll sicher kein Lösegeld gros genug, und kein Keller für dich alzutief seyn. — Glaube mir, ich habe noch Mittel genug, solche hartnäckige Gemüther, wenn sie meine Sklaven geworden, geschmeidig zu machen. (indem Ruyter etwas heimlich murmelt.) Wie? Was — was sagst du da?

Ruyter (ausbrechend.) Nichts, als — als daß ich auf meinem Schiffe dich haben möchte, und du soltest nicht so ungestraft mir drohen.

Sand (in höchster Wuth.) Wache, herbei! Bemächtige dich dieses Christenhundes!

Ruyter. Was bedarf es einer langen Bemächtigung bei einem Unbewehrten? Bin ich nicht schon in deiner Gewalt? Hab' ich es nicht schon eingestanden, als ich dich ums Lösegeld befragte?

Sand (zur Wache.) Bindet ihn!

Der Bruder des S. (der aus der Menge sich durchdringt.) Bruder, ich bitte dich, thu das nicht! Wenigstens jezt nicht; du bist in Hizze, und Hizze übereilt sich so leicht. Es ist ein Starrkopf; aber mich dünkt, es ist auch ein Mann von Muth.

(Die Mienen der Umstehenden zeigen gleiches Mitleid.)

Sand (indem er um sich herum sieht, und endlich

bitter

bitter auflacht.) Daß ihr mir das erst sagen wolt! Ein Jammer ist es, sag' ich euch, daß dieser Mann ein Christ seyn muß! — Wohlan, Schiffer, ich will dich noch nicht fesseln lassen; will dir noch einige Minuten Bedenkzeit, aber auch zum leztenmal geben. Besinst du dich, während derselben, nicht eines bessern, so siehst du nie dein Vaterland wieder; so steht dir lebenslängliche Sklaverei, und bald — vielleicht sehr bald, ein schmerzlicher Tod bevor! — Wache, gebt Acht auf ihn.

Der Sand entfernte sich bei diesen Worten; so gelassen, als sei der gleichgültigste Käufer weggegangen, sezte sich Ruyter bei seiner Waare nieder. In seinen Gesichtszügen sprach nicht die kleinste Besorgnis. Alle Umstehenden verwunderten sich über ihn; er schien sie nicht zu bemerken. Endlich nahte sich ihm der Bruder des Sands, nebst zwei oder dreien von Sale's vorzüglichsten Einwohnern.

„Christenkaufmann," sprach der Erstere, „laß dir rathen, und bringe meinen Bruder nicht alzusehr auf! Sein Zorn ist fürchterlich und unaufhaltbar."

Ruyter. Mir kann nichts fürchterlich seyn, als höchstens die Ungewisheit meiner Lage. Hab' ich nicht alles gethan, was ich thun konte? Mehr zu thun, wäre gegen meine Pflicht.

„Und wenn er dich nun dem Tod' überliefert?"

Ruyter. Was ist es mehr? — Als ich mich

meinem

meinem Meister zu dieser Reise verpflichtete, da wagt' ich mich ja bereits in Todesgefahr mancher Art. Solt' ich mich denn nur vor dieser entsez- zen, weil sie mir nicht auf dem Meere, sondern zu Lande und ein wenig unerwartet aufstößt?

Alle. Der Sand! Der Sand! da kömmt er wieder! (sie machen Plaz.)

Sand. Nun, Christ! Wozu hast du dich entschlossen? Soll ich dieses Stück Tuch nun für dreißig Thaler hinnehmen?

Ruyter. Nimm es als Geschenk, sobald es dir beliebt! Im Verkauf bleibt sein Preis der vorige.

Sand. Ha, beim Allah, das ist Edelmuth, die Probe aushält! (Zu seinem Gefolge.) Seht einmal, wie treu dieser Ungläubige seinem Meister ist! Würdet ihr wohl so gegen mich bei ähnlicher Gelegenheit denken und handeln? — (sich dicht zu ihm nahend.) Ruyter, fürchte nichts! Hier leg' ich meine Hand auf deine blosse Brust; leg' auf die meinige auch deine rechte Hand! Sei Gott vor, daß ich das kleinste Härgen auf deinem Scheitel krümme! Nur nimm dieses Zeichen, welches bei uns das höchste Zeichen der Liebe zu seyn pflegt, mit gleicher Freundschaft auf! — Von diesem Augenblick an ist jeder mein Feind, der dich nur finster ansieht; und wer von euch allen diesem redlichen Manne Gewalt anthut; selbst, wer ihm nicht förderlich ist, so bald er es begehrt, der wisse, er

hat

hat es mit mir zu thun. — Hier, hier nimm! in diesem Beutel ist die Summe, die du begehrtest. Es fehlt kein Thaler, kein Pfennig an ihr. Aber, ein Festkleid will ich mir von diesem Tuche machen lassen, weil es mir zur Kentnis deines Muthes, und zur Kenntnis eines redlichen Mannes verhalf.

Würklich behauptete sich, von dieser Stunde an, Ruyter nicht nur in der Gewogenheit des Sands; sondern auch die übrigen Einwohner von Sale' faßten eine so grosse und so algemeine Neigung zu ihm, daß sie lieber mit Ruytern, als mit allen andern Europäern handelten; daß sie mit ihren Einkäufen oft lange warteten, wenn sie seiner Ankunft sich versahen; und daß ihre schleunige Abnahme ihn im Stand sezte, oft zwei Reisen eben so schnell, wie andre Kaufleute eine zurück zu legen.

Alp Arslan und sein Tod,

nach der wahren Geschichte.

Schon bei einer andern Gelegenheit *) hab' ich gesagt: daß Asiens Geschichte unendlich reicher, als die Jahrbücher Europens an Namen von Erobererern

*) In der 5ten Saml.

herern sei; an Helden, die wie Waldströme dahin rauschten, und alles verschlangen, was ihnen zu widerstehen wagte; an Königen, die vom tiefsten Staube bis zur fürchterlichsten Höhe sich emporschwangen, und an Prinzen, die ihr väterliches Erbe zehn- und hundertfältig vergrösserten. Auch dem Stamm der Selgiukken hab' ich an eben dem Orte als ein Geschlecht gepriesen, das fast überreich an kriegerischen und mächtigen Fürsten sei; dennoch, glaub' ich, wird man es hier nicht, als eine Einförmigkeit, tadeln, wenn ich von noch einem asiatischen Ueberwinder, von noch einem Selgiukken, von Alp Arslan etwas erzäle; denn mit Riesengrösse ragt sein Name unter tausend andern Namen hervor, und auf der Staffel des Ruhms, die er erstiegen, dürften von seinen frühern Landsleuten kaum zwei oder drei, von seinen Zeitgenossen kein Einziger neben ihm stehn. Er hatte unter sein Zepter, theils durch Erbschaft, theils durch Kriege, alle die zerstreuten, fast unermeslichen Besizzungen seines Hauses *) gesamlet; zwölfhundert Fürsten und Fürstensöhne machten seinen Hofstaat aus; alle seine Nachbarn waren ihm zinsbar; alle seine Unterthanen beteten ihn mit freiwilliger Ehrfurcht an; und in ganz Asien galt er für den Ersten aller damals lebenden Monarchen.

Viele seiner Siege waren bereits durch Lieder

und

*) Alle die ungeheuern und so mannichfachen Länder, die zwischen den Flüssen Tigris und Oxus liegen.

und Geschichtsbücher unsterblich geworden; man glaubte bei einigen sogar eine göttliche Vorliebe zu erblicken, so wunderbar hatten günstige Zufälle seine Tapferkeit unterstüzt; *) aber für die Krone seiner Thaten hielt man billig denjenigen Triumph, den er über Orients Kaiser, Romanus Diogenes, erfocht. Auch dieser Monarch galt für einen tapfern Krieger und edlen Prinzen. Auf Konstantinopels Thron, den so oft menschliche Ungeheuer entehrt hatten, war er wenigstens, seit ein paar Jahrhunderten, der würdigste Regent. Nur ein Fehler, der Fehler so mancher grossen Seele, Ehrgeiz, verblendete ihn zuweilen. Mit einem Heer von zweimal hunderttausend Männern hatte er einen raschen Einfall in Armenien gethan, und so weislich seinen Zeitpunkt abgepaßt, daß Alp Arslan eben damals kaum zwölftausend Köpfe entgegen zu stellen vermochte. Jeder billige Vorschlag zum Frieden ward von dem griechischen Fürsten verworfen; schimpfliche Flucht oder ein Kampf der Verzweiflung waren des Asiaten zwei lezte noch übrige Auswege. Er bedachte sich über ihre Wahl keinen

*) So blieb z. B. einmal, als sein Vezir auf seinen Befehl eine unüberwindliche Festung belagerte, plözlich auf eine unbegreifliche Art das Wasser in allen Brunnen der Stadt aus; und ein andermal, als er selbst sein Heer durch eine grosse Wüste führte, entdeckte er, bei einbrechender Hungers-Noth, unglaubliche Kornvorräthe — in den Ruinen eines alten Schlosses.

keinen Augenblick; rückte dem Feind mit seinem Häuflein entgegen, und bestimte, so wie er ihn zu sehen bekam, den nächsten Tag zum Tag des Treffens.

Weislich hatte Alp Arslan Ort und Stand gewählt. Glühend war die Rede, wodurch er seines Heeres gesunknen Muth neubelebte. Noch glühender, noch würksamer war sein eignes Beispiel. Mit der Schnelle, und mit der Verderblichkeit eines Wetterstrales flog er allenthalben voran, und seine Streiter folgten. Die des Sieges schon sichern Griechen staunten, wichen zurück, und verwirrten sich im eignen Gedränge. Vergebens erfülte Kaiser Romanus jede Pflicht, die ihm als Feldherr zukam, ja auch manche, die nur dem gemeinen Krieger zugekommen wäre. Ein panischer Schrecken zernichtete seine weislichsten Anordnungen. Selbst da, wo er wie ein Löwe würgte, verließ ihn seine Leibwacht. Er bat, er rief, er drohte; umsonst, seine zahllosen Haufen stürzten sich doch in die ofne Flucht. Es ward bald nur eine Niedermezzelung, und kein Kampf. Der Kaiser selbst, zum Entweichen alzustolz, zum alleinigen Widerstand alzuschwach, fiel endlich in die Hände der Muslims. Auch hierbei waltete ein sonderbares Ohngefähr, oder weil es doch vielleicht nirgends ein Ohngefähr giebt, ein sonderbares Schicksal ob.

Denn als Alp Arslan am Morgen vor der Schlacht seine Völker musterte, stieß er unter an-

dern auf einen Ritter, der so klein und höckricht auf seinem Rosse saß, daß der Monarch, indem er voll Misfallen ihn betrachtete, schon im Begrif stand, ihn ganz von dieser Reihe auszuschliessen. Aber einer von den Obersten verstand Alp Arslans Blick, kam seinen Worten zuvor, und sprach: Handle nicht zu rasch, Beschüzzer des Glaubens! Die Natur hat bei diesem Manne nur die äussre Form, nicht seine Seele, auch nicht einmal seine körperlichen Kräfte verabsäumt. Er führt muthig das Schwerdt; und wer weiß, ob er nicht heute glücklicher damit als alle schöngewachsne Jünglinge ficht? Wer weiß, ob nicht Romanus selbst seinem Arm unterliegen muß?" — Alp Arslan schwieg und fühlte die Wahrheit dieses Verweises; fühlte sie natürlich noch zehnmal stärker, als am Abend das würklich in Erfüllung ging, was der Oberste nur in der Hizze seiner Rede hingeworfen hatte; als derjenige, der ihm den griechischen Monarchen gefangen überlieferte, niemand anders, als dieser ungestalte Ritter war.

Rühmlich war schon auf jeden Fall ein solcher Sieg, noch rühmlicher ward er durch die Art, wie Alp Arslan sich dessen bediente. Zwar im ersten Augenblick, als man den gefangnen Prinzen in sein Gezelt führte, nahm er, um ihn zu prüfen, die Miene des Stolzes und Unwillens an. — „Bist du es," sprach er, und klopfte ihn mit flacher Hand auf die Achsel, „den ich um Frie-

den

den hat, und der mir ihn verweigerte?" Doch, als Romanus ihm mit edlem Troze antwortete: „Ich bin es, und verbitte mir Beleidigung und Schläge, wie wohl du leider mit mir, deinem Gefangnen, machen kanst, was du wilst!" da sank sofort der angenommene Zorn, und nur mit Ernst fuhr er fort:

„Wenn ich jezt in deinen Händen mich befände, wie würdest du mich wohl behandeln?"

Rom. (unerschrocken.) Verächtlich vielleicht!

„Und was erwartest du von mir?"

Rom. Den Tod, oder ein schmähliches Gefängnis! Noch wüßt' ich zwar einen dritten Weg; doch, daß du diesen einschlügest, hof' ich kaum.

„Aber er wäre?"

Rom. Lösegeld und die Freiheit. Auch wenn ich mich losgekauft hätte, würd' ich dann doch noch ein Sklave deiner Grosmuth bleiben.

„Wohlan, zu dieser Sklaverei bereite dich! Eben die Art der Behandlung, worauf du nicht hoftest, ist die meinige. Auch häng' es ganz allein von deiner eignen Schäzzung ab, wie hoch die Summe sich belaufen soll, die deine Freiheit löst." —

Stumm stand Romanus Diogenes einige Augenblicke da. Sein anfänglicher Troz war nun für ihn eben so schmerzlich, als die Grosmuth des Selgiukken ihm überraschend war. Dann suchte er mit seinem edlen Sieger wenigstens einigermas-

sen zu wetteifern, und gros war das Lösegeld, das er sich selbst auferlegte. — Aber von Stund' an schien er auch in seiner prächtigen, weichlichen Kaisersstadt, nicht in Feindes Gewalt und Feindes Lager sich zu befinden. Ihm ward das kostbarste Zelt, das edelste Roß, das reichste Gewand und der zahlreichste Hofstaat angewiesen. Er schien ein geehrter Gast, und Alp Arslan sein freundschaftlicher Wirth zu seyn. Nach sechs Tagen, abwechselnden Freuden und Festlichkeiten gewidmet, reiste Orients Kaiser wieder zurück; mit Geschenken und Erinnerungs-Merkzeichen überhäuft, mit einer Leibwacht seiner freigegebnen Edlen umringt, zwiefach besiegt, durch das Schwert sowohl, als durch Seelengrösse.

In Ruh und Frieden hätte Alp Arslan nun seiner Hoheit geniessen können. Doch Ruh und Friede sind zwei Wörter, die der Ehrgeizige immer nur dem Schalle nach zu kennen pflegt. Asiens mächtigster Monarch wäre nnr alzugern auch dessen Einziger geworden. Ueber Turquestan, versicherte Alp Arslan, hätten ehmals seine Urväter geherscht, und billig sei es daher, daß er sein Erbtheil wieder zu erobern suche; er, der doch schon das Erbtheil so manches Andern an sich gerissen hatte! Ein zahlreiches Heer ward versamlet; alles stand schon gerüstet; alles war schon bereitet, um über den Flus zu Oxus sezzen; nur einige wenige feindliche Schlösser, die im Fall eines

Rück-

Rückzuges gefährlich zu werden vermochten, lagen noch dießseits des Stromes. Freilich schien ein solcher Rückzug für den muthigen und mächtigen Alp Arslan eine wahre Unmöglichkeit zu seyn; doch gebot ihm die Vorsicht, auch diesen Schein der Gefahr zu entfernen, und er rückte daher vor eines jener Schlösser, Berzem mit Namen.

Berzem war eine sehr mittelmäßige Feste, aber es hatte zum Befehlshaber einen sehr tapfern Mann, des Krieges kundig, mit jeder Gefahr vertraut, und hohen unbiegsamen Geistes, Joseph Cothual mit Namen. Seinen Posten gegen einen solchen Feldherrn und ein solches Heer zu behaupten, hoft' er zwar keineswegs; aber ihn auch ganz ohne Widerstand zu räumen fand er wider seine Pflicht und unter seiner Würde. Vergebens foderte daher Alp Arslan ihn zur Uebergabe auf; vergebens fügte er das Versprechen einer grossen Belohnung im Fall der Bereitwilligkeit, und das Drohen harter Ahndung im Fall des Widerstrebens hinzu. Josephs Antwort war edel und keck. Die Waffen musten entscheiden; und zwei Wochen verliefen unter fruchtlosen Angriffen und Stürmen.

Schon war die Mannschaft der Besazzung bis auf die Hälfte geschmolzen; schon dachte das Oberhaupt im Ernst auf eine ehrenvolle Uebergabe, als er noch durch einen nächtlichen muthigen Ausfall seine Vertheidigung zu krönen, und sich selbst

desto beſſre Bedingungen zu erwerben beſchlos. Schrecken der Feinde, und Dunkel der Nacht begünſtigten ſeine Kühnheit; die Belagerer flohen; viele von ihnen fanden noch auf der Flucht ihren Tod. Doch eben dieſer glückliche Anfang gereichte zu Joſephs Verderben; denn, hierdurch ermuntert, überſchritt er ſeinen Plan, und trieb ſein Nachſezzen alzuweit. Jezt brach bereits der Tag an, und mit ſeinen erſten Stralen kehrte die Beſonnenheit bei den Geſchlagnen zurück. Sie ſahen ſich um, und ſahen beſchämt: welches kleine Häuflein ſie jagte. Sie ſtanden, kämpften, und umzingelten ihre Angreifer. Die ſchon Ermatteten kämpften noch muthig, doch vergeblich gegen eine ſolche Uebermacht. Aeuſſerſt wenige ſchlugen ſich durch. Die meiſten fielen oder wurden gefangen. Joſeph ſelbſt entging dieſem leztern Geſchick nicht, und ward vor Alp Arslan geführt.

Mit bitterm Unwillen, der altäglich immer mehr und mehr zum verbißnen rachgierigen Grimm überging, hatte der Monarch den Aufenthalt vor einem ſo geringfügigen Ort ertragen. Seine gern raſch fortwürkende Seele ſchmerzte tief der Verluſt der unwiederbringlichen Zeit, und noch tiefer die Nachricht vom Blutvergieſſen dieſer lezten Nacht. Als er daher jezt den Urheber von dieſem allen vor ſeinen Augen erblickte, da konte ſich ſein Zorn nicht länger zähmen; da ergoß er ſich ſtromweis in Schmach und Drohungen über Joſephs Haupt.

Dies war der Empfang nicht, dessen der tapfre Krieger sich versah! Er hofte, der durch ganz Asien als grosmüthig gepriesne Alp Arslan würde eine Tugend, die er selbst besaß, — würde männlichen Muth auch an seinem Gegner schäzzen; und überzeugt, daß seine tapfre Vertheidigung Lob, nicht Schimpf, Achtung und nicht Strafe verdiene, vergalt er, festen trozzigen Tons, jede Schmähung mit Spott, jedes Drohen mit Verachtung. Ja, als die Reden aus Alp Arslans Munde immer erhizter wurden, da ging auch Joseph zu Ausdrücken über, die allerdings unehrerbietig waren, allerdings sich nicht für einen Besiegten, und noch weniger gegen einen Fürsten ziemten.

Jezt vergaß der Sultan ganz, was er sich selbst und auch der Tapferkeit seines Feindes schuldig sei. Sein Zorn tobte nicht nur, er schäumte sogar. Mit brennenden Augen, mit von Wuth fast erstickter Stimme rief er dem Trosse seiner Sklaven zu: herbei! greift diesen Elenden! bindet ihn an vier Pfählen fest, und geisselt ihn, bis brüllend seine trozzige Seel' aus dem zerfleischten Körper fährt!«

Unwürdig — wiederhohlt sei dieses Geständnis! — war ein solcher Befehl dem sonst geprüften Edelmuth Alp Arslans. Eine Stunde später würde er das selbst gefühlt, würde sich dessen am nächsten Tage innigst geschämt haben. Doch da es Befehl eines orientalischen Fürsten war, und da

überhaupt böse Befehle immer eben so schnell, als gute langsam ausgeführt werden, so würd' er sicher bald volstreckt worden und alle Reue Alp Arslans vergebens seyn, hätte Joseph nur das Handanlegen der herbeieilenden Sklaven abgewartet. — Unerschüttert von Furcht war dieser wackre Krieger selbst bei Alp Arslans schrecklichem Ausspruch geblieben. Fern von ihm hielt sich der Gedanke, um sein Leben zu betteln; aber es nicht anders als gerächt hinzugeben, war allerdings sein heissester Wunsch. — „Abscheulicher Wütrich, rief er daher; verdient ein Mann von meinem Stande wohl eine solche Behandlung? Sprach es, riß einen versteckten Dolch aus seinem Stiefel hervor, und stürzte mit ihm auf Alp Arslan los. Rasch genug war sein Anfall; doch noch rascher warf sich die nahe Wache zwischen ihm und dem Monarchen; umringt von ihr war seine Niederlage schon entschieden, als der Sultan von neuem rief: „Thut ihm nichts! hinweg von dem Frevler! Ungestört rück' er an, und empfange seinen Lohn von meiner eignen Hand.“ Zweimal muste Alp Arslan das gebieten, ehe er sich befolgt sah, und ehe seinem Todfeinde der Weg geöfnet war.

Eben so unbegreiflich, als der Wache selbst, ja unbegreiflicher noch muß jedem, der dies hört, der Befehl des Monarchen scheinen, wenn er nicht noch einen Umstand aus dem Leben dieses sonderbaren Fürsten weiß. Mit fast wunderbarer Stär-

ke war Alp Arslan seit seiner ersten Jugend begabt. Nichts widerstand den Streichen, die sein Arm zu führen vermochte; mit den berühmtesten Fechtern von ganz Asien hatt' er sich schon versucht; manchen besiegt, keinem noch untergelegen. Ueberdies galt er für einen Meister im Bogenschiessen, der den Sperling in der Luft und den kleinsten Ring am Ziele nie verfehlt. Jezt, als er den bewafneten Joseph auf sich eindringen sah, lag ein Bogen neben ihm: schnell faßt' er denselben, spante seine Sehne, und erwartete den Feind. Mit Erlegung desselben hofte er dem ganzen Hofe ein Beispiel mehr von seiner Stärke, seiner Entschlossenheit und seinem unerschütterlichen Muthe zu geben. — Trügliche Hofnung! Er, der noch nie gefehlt hatte, fehlte jezt seines Gegners. Der Pfeil ging dicht, aber unschädlich an Josephs Haupte vorbei, und den Fürsten dagegen streckte ein Stoß von des Wüthenden Dolche, in Blute gebadet, zu Boden. — Schon wolte der Sieger mit einem zweiten Streiche seine Rache vollenden; — doch mehr als hundert Schwerdter stürmten auf ihn ein. Er wehrte sich, dem Tiger gleich, der wenigstens noch einige von des Jägers Hunden zerfleischt; aber mit zerspaltetem Haupte sank er endlich zu Boden.

Eiligst hat man indes den bewustlosen Monarchen auf seine Ruhestatt getragen. Der Ruf seiner Verwundung und seiner Lebensgefahr durch-

scholl sofort das ganze Lager. Im schrecklichsten Aufruhr stürzten seine Kriegsobersten, seine Freunde, seine Aerzte herbei. Auf den Ausspruch dieser leztern harrte das ganze Heer mit bebender Ungeduld. Alp Arslan galt bei hunderttausenden für Vater und Halbgott. Bis zun Wolken stieg ihr Klaggeschrei, als sie hörten, daß jener Ausspruch eine einstimmige Verkündigung des nahen Todes sei. Der Dolch hatte eines von den edelsten Eingeweiden durchstossen. Ein schmerzenvolles Odemholen von wenigen Stunden war alles, worauf Alp Arslan noch zu hoffen hatte. Er erwachte so eben aus seiner Betäubung wieder, als die Wundärzte dieses Urtheil fälten.

Er vernahm es selbst, und bebte nicht. Mit freundlicher Miene winkte er seinem schon erklärten Thronfolger, dem geliebtesten seiner Söhne, näher zum Lager hin. Eine Ermahnung, kurz, aber kraftvoll, füllte abermals aller Augen mit Thränen. Er tröstete jeden der ihm zunächst stand; gab Vorschrift seinem Wessir, Rath seinen Freunden, Geschenke seinen Kriegern; und jezt, als er vollendet hatte, was ihm am wichtigsten dünckte, fragte er mit dem gütigsten Ton auch nach dem Schicksal seines Mörders.

„Der Frevler hat gelitten, war die Antwort des Wessiers, was er freilich hundertfältig hätte leiden sollen: den Tod durch das Schwerdt deiner Sklaven;“

„Das besorgt' ich im voraus schon! Und sein Leichnam?“

„Soll, geviertheilt und ausgesteckt, einen schrecklichen Beweis seiner Strafe geben.“

„O nein, nein!“ rief der Monarch, und lauter, als eines Sterbenden Stimme, ward der Ton seiner Rede. „Nehmt sie ab — die Ueberbleibsale dieses Unglücklichen, und beerdigt sie friedlich! Könt' ich nur auch sein Leben zurückrufen; beim einigen Gott und seinem grossen Propheten! ich würde sofort es thun. Zwar bin ich gefallen durch seine Hand. Doch über mir, nicht über ihm schwebt die Schuld dieses Falles. Zwiefach verdient' ich ihn; nicht allein dadurch, daß ich einen Unschuldigen zum Tode verurtheilte, sondern auch dadurch schon, daß ich der Lehren vergaß, die mir zu tausend-tausendmalen mein weiser Erzieher ins Herz zu prägen strebte. — Versteht mich jemand ganz?“ so fragt' er, und blickte, indem er es that, im Kreis umher, der an seinem Lager stand. Alles schwieg!

„So will ich versuchen, ob meines Odems lezter Ueberrest zu dieser Erzälung hinreicht. Höre sie aufmerksam, Schach Maleck, mein Sohn. Sie gehört zu meinem Nachlaß! Du wirst einst mächtig werden, sprach mein Lehrer oft zu mir, das verspricht mir deine Geburt, und noch mehr dein Geist. Doch selbst auf dem höchsten Gipfel glänzender Macht laß zweierlei dir heilig seyn: Ach-

te keinen Andern für alzugeringe! Achte dich selbst nicht für alzugros! — Ich versprach es ihm, und hielt es lange. Nur in diesen lezten zwei Tagen verging ich mich gegen beides. Denn als ich gestern, von einem Hügel herab, auf mein Lager blickte, und so scharf mein Auge sah, doch von Osten und Westen es nicht zu überblicken vermochte, da stieg zulezt der stolze Gedanke in mir empor: daß kein Monarch auf Erden mich anzugreifen wagen dürfe; keiner mir zu widerstehn vermöge. Und heute, als ich den zornigen Joseph auf mich eindringen sah, da schäzt' ich seine Kräfte für viel zu gering, als erst meiner Wache mich bedienen zu wollen; da riß ein Selbstvertrauen mich hin, wofür ich nun, zwar allerdings etwas hart, doch nicht unschuldig büsse. Lerne an meinem Sterbelager, Schach Maleck, daß die Rathschlüsse des Schicksals unvermeidlich sind; daß sie das kleinste Gewürm zu unserm Verderben ausrüsten, und das höchste Gebäude durch ein hinwegrollendes Sandkorn stürzen können. Lerne, daß in unsrer Gewalt auch nicht das Haar eines Sklavens, auch nicht der —"

Wie Alp Arslan seine Rede zu vollenden gedachte, bleibt ungewiß; denn er vollendete sie nie. Alzu stark hatte er sich bei diesen lezten Worten angegriffen, selbst unter dem festen Verband seiner Wunde stürzte jezt ein neuer Strom von Blut hervor. Mit ihm zugleich entflohn Bewustsein und

Sprache. In schnellen Zuckungen sank der Monarch zurück; that einen lauten unwillkührlichen Schrei, und verschied; — verschied, indes es schien, als wolle er noch einmal nach der Hand seines Sohnes greifen.

Aufrichtig und stark ward er von seinem Heer, seinen Dienern, seinem Volke, ja selbst von seinem Erben beweint. Auf sein Grabmal zu Meru schrieb man, seinem eignen Befehl zu Folge, diese Worte:

„Ihr, die ihr saht, wie sonst Alp Arslans Grösse sich bis zun Wolken thürmte, komt nun nach Meru! Seht, wie ihn der Staub bedeckt.

Mörder, nach Uebereinstimmung aller Umstände und seiner eignen Ueberzeugung, und dennoch unschuldig.

Daß Zeugen und Richter durch den Anschein verführt werden können einen Unschuldigen für schuldig zu erkennen; dieser Fall mag leider nur alzuoft sich zutragen. Aber wenn nun sogar der Angeklagte selbst einen solchen Urtheilsspruch im Innersten seiner Seele für gerecht erklärt; wenn

wenn er sich mit vollster Ueberzeugung für den Thäter einer That bekennt, die er — nicht beging; wenn er, ganz ohne Folter und Zwang, bereit ist, durch Aufopferung seines eignen Lebens eine Blutschuld auszusöhnen, die — nicht auf seiner Seele lastet? Was soll man dann erst von der Ungewißheit menschlicher Gerichtsbarkeit denken?

In den meisten holländischen Festungen hatte man sonst (und vielleicht auch noch jezt!) die Gewohnheit, der Besazzung alljährlich, wenn sie ihre sogenannten grossen Exerzitien gemacht hatte, einige Freiabende einzuräumen, an welchen sie, nach eignem Belieben, durch Singen, Spielen, Zechen und Tanzen sich belustigen, und von vollbrachter Arbeit ausruhen durfte. — Die Absicht dieser Einrichtung war recht gut, aber der Erfolg war es doch nicht immer. Das lebhafte Blut dieser Krieger verwandelte nicht selten jene Stunden einer allgemeinen Freude, in Auftritte, die für manchen Einzelnen sehr ernstlich wurden. Vorzüglich war dieses schon einigemal der Fall in Herzogenbusch gewesen; wo eine sehr gemischte Besazzung lag, und wo das eine Regiment fast ganz aus Wallonen bestand, die sich noch nie — weder in Krieg noch Frieden! — durch eine genaue Mannszucht empfahlen. Fast nie verging dort ein solcher Abend ohne Händel. Fast nie waren des andern Morgens alle Stirnen so ganz, alle Körper so unverwundet, als sie es

ohn-

ohngefähr sechszehn oder siebzehn Stunden früher gewesen waren.

Einst (es mag nun an die vier und zwanzig Jahr seyn!) als man wieder an gedachtem Orte eine solche Tragi-Komödie begangen hatte, fand man gegen Morgen, mitten auf der Strasse, ohnweit einem der besuchtesten Weinhäuser, einen Grenadier entseelt, und ganz in seinem Blute schwimmend liegen. Eine tiefe, tödtliche Halswunde hatte ihn dahingestreckt; und um diesen Anblick noch gräslicher zu machen, lag einer seiner Kammeraden, mit welchem der Getödete schon eine geraume Zeit in Unfrieden gelebt hatte, die Queere auf ihm; gab sich durch seine wütende Miene, durch seinen gezognen blutigen Säbel, und durch den Ort, wo man ihn fand, augenscheinlich als den Mörder an; schlief aber auch zugleich, des Weines übervoll, auf diesem Leichname, dem Schlachtopfer seiner Wuth, eben so sanft, als ob er auf dem weichsten Sofa ruhte. Man hob sie beide auf; versuchte fruchtlos, ob bei dem Erstern noch eine Hülfe möglich sei; und brachte den Zweiten, der jezt ebenfalls einem Todten mehr, als einem Lebenden glich, ins Gefängnis; wo er nach einigen Stunden sein Bewußtsein wieder erhielt, und beim Erwachen nicht wenig staunte, sich hier zu befinden.

Noch mehr erschrack er, als er vernahm, wo man ihn angetroffen, und was er angestellt habe.

Er wagte es nicht, auch nur mit einer einzigen Silbe, die That selbst abzuläugnen. Er versuchte es eben so wenig ihr den Schein einer Nothwehr, oder eines ungefähren Zufalls zu geben. Sein wiederholtes, reumüthiges Geständnis lautete vielmehr ohngefähr also: „Er erinnere sich leider nur alzuwohl, daß er im Taumel des gestrigen Rausches, mit seinem Kameraden sich abermals, wie schon oft geschehen, heftig überworfen habe. Er erinnere sich nicht minder, daß dieser ebenfalls berauscht, vor ihm aufgestanden, und mit Schimpfen und Schmähen weggegangen sei. Hierdurch noch mehr ergrimmt, sei er aufgesprungen; habe ihn in vollster Wuth, mit gezognem Säbel, und mit dem festen Entschlus des Mordes verfolgt. Nun müß' er zwar gestehn: so wie er vor die Hausthüre gekommen, habe ihn auch die äussere kalte Luft so rasch angefallen, daß er von diesem Augenblick an keine Silbe mehr von sich und seinem Zustande wisse. Doch, was er gethan, wozu Zank und Trunk ihn verleitet hätten; das sähe er jezt nur allzudeutlich; bitte auch um nichts, als um eine etwas gnädigere Strafe, weil sein Rausch doch einen grossen Theil seines strafbaren Vorsazzes wegnähme."

Mit dieser Aussage stimte auch die Erklärung des Wirths und einiger andrer Gäste überein. Alle hatten den Zank mit angehört. Fast alle versicherten, daß der Inquisit selbst ihn angefangen

gen habe. Daß der Ermordete sich diesen oder einen vorigen Abend mit sonst Jemanden überworfen hätte, wußte man nicht. Den Mörder hatte man mit gezognem Säbel dem Weggehenden nacheilen gesehen. Weiter war sich freilich nicht um ihn bekümmert worden. — Alles was die Richter daher auf eine solche Aussage thun zu können glaubten, war: daß sie die Todesstrafe des Rades in Erschiessung verwandelten. Der Inquisit selbst dankte ihnen für diese Milde, und bereitete sich zu seinem Ende, so gut er konnte. Am anberaumten Tage ward er hinausgeführt, und in den Kreis gebracht. Dort las man ihm nochmals sein Urtheil vor; der Priester seegnete ihn ein; er kniete bereits nieder; die Augen wurden ihm, nach gewöhnlicher Art, verbunden; sechs Mann, die auf ihn feuern sollten, standen schon zum Anschlage bereit; und der Offizier, der das tödtliche Zeichen geben muste, grif nun so eben nach dem dem weissen, dazu bestimten Tuche; als ein Soldat, der im ersten Gliede jener sechs Beorderten stand, plözlich sein Gewehr wegwarf; seinem Nachbar zur Rechten und zur Linken gleichfalls ihre Flinten aus den Händen schlug, und laut rief: „Nein, länger halt ich es nicht aus! Ich, ich selbst bin der Mörder! Dieser hier ist unschuldig!“

Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Zuschauer. Wie eine solche Selbstanklage gegründet seyn könne, begrif niemand; und am allerwe-

nigsten der Verurtheilte. Es war ja alles schon eingestanden! Alles so klar und deutlich! Da indeß jener Grenadier auf seiner Rede bestand; da er versicherte: daß bei einem ordentlichen Verhöre sich alles aufklären würde; da sich bei ihm selbst auch nicht die geringste Spur eines Wahnsinns fand; so schob man sehr natürlich die Vollstreckung des Todesurtheils auf; führte beide Soldaten im Verhaft zurück; und, siehe da, zur unbeschreiblichsten Verwunderung aller leistete die Aussage des Leztern nur allzutreulich, was er versprochen hatte.

„Er sei, gestand er, nicht nur Mörder, nüchterner Mörder, sondern sogar ein Bösewicht, der nach dem kältesten, überdachtesten Plane gehandelt habe. Schon seit zwölf Jahren sei er im Geheim des Erschlagnen (der ihn einst bei einem Liebeshandel ausgestochen) Todfeind gewesen; hab' ihm oft genug im Herzen den gewissen Untergang geschworen; nur über die Mittel hierzu hätt' er mit sich selbst nicht einig werden können. Ihn vorwärts, im ofnen Streite anzugreifen, dazu hab' er sich zu schwach und, frei gestanden, auch zu verzagt gefühlt. An andrer Gelegenheit, ihm unbemerkt beizukommen, hab' es ihm stets gemangelt. Endlich sei ihm eingefallen: Ob er nicht vielleicht seinen Feind bei der lezten Schmauserei zum Zank mit einem Dritten reizen, und dann den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen wälzen könne. Aufs volkommenste sei ihm dies

gelun-

gelungen. Denn durch ihn heimlich angereizt hätten Inquisit und jener Ermordete zusammen einen Wortwechsel angefangen, der bald bis zur höchsten Erbitterung fortgeschritten wäre. Wie der Zank im vollsten Gange gewesen, hab' er sich fortgeschlichen, und draussen in einem Winkel der Strasse aufgepaßt. Bald drauf sei sein Feind bei ihm vorbeigewankt; von niemanden bemerkt, sei er ihm nachgeschlichen; habe den tödtlichen Streich gegen ihn geführt, und zwar so gut getroffen, daß jener Unglückliche sogleich, entseelt, ohne Schrei und Laut hingesunken sei. Gleich nachher wäre auch der Zweite sinlos getaumelt hergekommen; über den Leichnam gestrauchelt, und — das Rückständige weiß man schon. Alles habe er nachher seinen ordentlichen Lauf nehmen lassen. Auf ihn sei auch nicht der entfernteste Verdacht gekommen. Doch da er jezt, durch ein Ohngefähr, ausersehen worden, auf eben denjenigen zu feuern, den er einzig und allein ins Unglück gestürzt, da habe ihn die geduldige Ergebung dieses Armen, der sich selbst für schuldig gehalten, unbeschreiblich stark ergriffen. Sein Gewissen sei erwacht, und er begehre nun seine verdiente Strafe." Die er würklich einige Tage drauf durch das Rad erhielt!

Ja wohl hat sie es nicht gethan!

Es mögen einige dreißig, bis nahe vierzig Jahr verflossen seyn, als zu Bar⸗⸗th eine arme ledige, schon ziemlich tief in die mannbaren Jahre gekommene Weibsperson lebte, der man weiter nichts vorzuwerfen wuste, als daß sie einen Fehltritt der Liebe gethan, und solchen durch einen kleinen lebendigen Zeugen selbst an Tag gebracht habe; sonst ein ehrliches, gutes, ziemlich einfältiges Mädchen! — So menschlich auch ein Vergehn dieser Art seyn mag; so gewiß der Verführer weit stärkern Tadel als die Verführte verdient; so dachte man doch in damaligen Zeiten über einen solchen Punkt weit strenger als jezt; und wahrscheinlich auch weit strenger, als — man solte. Nicht genug, daß damals noch an vielen Orten Kirchenbusse und Gefängnisstrafe über die geschwächte Dirne verhängt wurden; sondern gewöhnlich blieb sie auch nun für die übrige Zeit ihres Lebens, ohne Freier und Mann; fand sogar äusserst selten einen vortheilhaften Dienst; und muste oft ihr Alter in Dürftigkeit zubringen, blos, weil sie in ihrer Jugend einen offenbar dummen Streich gemacht hatte.

Auch gegenwärtiges armes Geschöpfe bedrohte ein

ein ähnliches Loos. Mühsam erwarb sie sich ihren Unterhalt, indem sie allwöchentlich ein paarmal von Bar* nach N—g zu Fusse ging; alda einige Gartenfrüchte zu Markte trug; auch nebenbei, als eine halbe Bothenfrau, Briefe und mäßige Päcktchen hin und wieder bestelte. Ein getreuer kleiner Spiz, mit welchem sie redlich das Brod ihrer Armuth theilte, war dann gewöhnlich ihr Begleiter, und half ihr oft Weg und Steg suchen, wenn im Herbst oder Frühjahr eine finstre regnerichte Nacht, und im Winter ein Schneegestöber sie in Verlegenheit sezten.

Zwischen Bar* und N—g liegen, bekanter massen, einige Strecken Waldes. Als unsre Dirne daher einst wieder auf ihrer gewöhnlichen Wanderschaft begriffen war, blieb das Hündchen, ohngefähr eine Meile von erstgenanter Stadt, im Busche bei einem etwas seitwärts gelegnen Strauche stehen; spürte, krazte, ward unruhig, bellte zulezt. Seine Besizzerin, dadurch aufmerksam gemacht, rief den Hund ein paarmal; ging, als er durchaus nicht von der Stelle wolte, endlich selbst hin, und sah in der Mitten des Gesträuches ein recht saubres, leinenes Päcktchen liegen. Voll Freuden über diesen Fund hob sie sofort dasselbige auf, und wolte nun eben nachsehen, was denn das Glück ihr beschieden habe, als sie plözlich, gar nicht mehr weit von sich, ein paar Reiter herbeisprengen hörte. Eine rasche Furcht wandelte

sie an, daß dieses Menschen seyn könten, die den Fund mit ihr theilen, oder wohl gar für sich behalten dürften. Sie hielt es daher fürs klügste, das Päcktchen wieder grade ins Gesträuche hinzuwerfen, ihres Weges fortzugehen, die Reiter vorbeizulassen, dann aber wieder umzukehren, und die Besiznehmung zu erneuern. Das Erstere geschah; aber leider, nicht so unbemerkt, als sie wohl gehoft und gewünscht hatte. Die Reiter waren schon alzunahe, und bestanden in dem Kriminalrichter aus Bar* und seinem Bedienten. Ersterer hatte deutlich gesehen, daß dieses Weibsbild etwas im Strauch werfe, und dann schnell sich entferne. Eben dieses halb hastige, halb ruhige Fortgehen war ihm verdächtig. Mit Vergehungen mancher Art in seinem Amte schon bekannt, war er vielleicht auch an sich selbst mistrauischer, als andre Personen an seiner Stelle gewesen seyn würden. Er sprengte dem Weibsbild daher nach; holte sie, wie leicht zu erachten, bald ein; und fragte: Was sie dort am Gesträuch vorgenommen hätte? Sie fuhr erschrocken zusammen, und antwortete: Nichts, gar nichts! Dieses Erschrecken und diese Unwahrheit mehrten den Argwohn, daß es nichts Löbliches gewesen seyn müsse. Er befahl ihr mit umzukehren; sie that es, weil sie es nicht abschlagen durfte. Der Bediente stieg beim Gebüsche ab; das Päcktchen war bald gefunden und aufgehoben. Man öfnete es, und in ihm

lag — ein todtes, mit sichtlicher Gewaltthat ermordetes Kind.

Man kan sich hier leicht den Schrecken der armen Weibsperson vorstellen. Daß sie jezt in einen bösen Handel verwickelt werden dürfte, sah sie wohl ein. Zwar erzählte sie nun buchstäblich die Wahrheit; aber wer glaubte ihr diese? Zwar bat sie himmelhoch, sie gehn zu lassen; aber wie war das möglich? Mit der einen Hand an das Pferd des Bedienten gebunden muste sie nun nach Bar* zurück, und ihr Weg ging gradezu ins Gefängnis. In der ganzen Stadt war wohl kein Mensch, der nur zweifelte, daß sie die Mörderin sei. Die Untersuchung nahm ihren Anfang.

Aber freilich nicht ganz so, wie sie wohl solte! Ein wichtiger Umstand ward verabsäumt. Das erwürgte Kind ward gehörig besichtigt; die angebliche Verbrecherin keineswegs. Bei einer körperlichen Untersuchung müste es sich doch wohl unleugbar ergeben haben, daß sie nicht erst vor kurzem wieder Mutter geworden seyn könne. Aber weil so viel gegen sie sprach; der Ort, wo sie gefunden worden, ihr sichtliches Halten des Päcktchens in Händen, ihr Wegwerfen und Weggehn, ihr Läugnen und Erschrecken, selbst ihr ehmaliger Fehltritt — so war man fest überzeugt, daß alles ihr Betheuern und Schwören eitel Unwahrheit sei; verhörte sie nach dem gewöhnlichen Schnek-

kengange teutscher Kriminaljustiz, und — verschickte die Akten.

Noch galt damals leider bei Gerichtshöfen und Schöppenstühlen die Folter für das einzige Mittel verstockte Sünder zum Geständnis zu bringen. Lieber zehn Unschuldige gepeinigt, als einen Bösewicht durchschlüpfen lassen! Dies war der unselige Grundsaz, nach welchem Urtheilsverfasser sprachen, die doch jedem mit einer Injurienklage drohten, der sie unmenschlich schalt. Auch bei geringern Anzeigen ward oft genug nach dieser Regel darauf erkant; kein Wunder also, daß sie jezt ebenfalls auf sogenante peinliche Frage, mit dem schändlichen Beisaz ziemlicher massen sprachen. Umsonst bat die Aermste kniend um Erbarmen. Daumschrauben, Fitschel und selbst die sogenante Leiter mußten dreimal ihr höllisches Meisterstück am Körper der Leidenden versuchen. Aber wunderbar genug, alle dreimal blieb die Unglückliche auf Behauptung ihrer Unschuld; und endlich mußte man mit der Folter, wenn auch nicht ganz aufhören, doch aussezzen. Nicht Mitleid, nur Ueberzeugung, daß längres Anhalten tödtlich seyn würde, bewog dazu. Die Inquisitin ward ins Gefängnis zurück gebracht, damit sie einige Kräfte samle, und dann — noch einmal gefoltert werde.

Mehrmals hatte man zwar schon in damaligen, an Proben dieser Art sehr reichen Zeiten, die Bemerkung gemacht: daß Frauen, wenn sie

nur vorher ein Kindbette überstanden, dann grössre Martern als Männer zu ertragen vermöchten. Dennoch machte eine Halsstarrigkeit dieser Art gewaltiges Aufsehn. Das Gerüchte davon durchlief bald das ganze kleine Fürstenthum. Vorzüglich sprach man in allen Bierschenken an Sonn- und Festtagen von dieser unglaublichen Bosheit, von dieser verstockten Sünderin, die lieber ihren Leib verrenken, ihre Gliedmassen verstümmeln lasse, ehe sie der Wahrheit eingeständig seyn wolle. Schon munkelten einige: ob nicht gar ein Bündnis mit dem T— hier möglich sei. Daß Unschuld selbst die Kräfte eines armen Mädchens stälen könne; daran dachte niemand.

Aber auch unter Bauern giebt es zuweilen Köpfe und Herzen, die ihren eignen, ungehinderten Gang fortgehen; giebt es Ismaels, deren Hand gegen Jedermann, und Jedermanns Hand gegen sie ist; die beim Zeitungslesen sich immer zur schwächern Partei schlagen; und beim Streite nicht selten (troz einem Rousseau und Hobbes) die scheinbarsten Irrsäzze vertheidigen. Ein solcher Brausekopf befand sich auch in dem Bar**ischen Dorfe L—n. Er hatte sich schon oft einige Zweifel über die hohe Gerechtigkeit in der Marggräflichen Hauptstadt erlaubt; hatte schon über dieses und jenes Gesez, diese und jene f r e i w i l l i g e Steuer gespöttelt; und würde, wenn er in gegenwärtigen verderbten Zeiten lebte, sicher für das abscheulichste

aller Ungeheuer, für einen — Demokraten gegolten haben. Jezt, als er hörte: daß man jene Kindsmörderin die nächste Woche abermals in die Marterkammer bringen werde; war er laut der Meinung, daß ihm dies nicht gefalle, und führte seinen Beweis folgendermassen: „Das Mensch ist entweder schuldig, oder unschuldig. Im erstern Fall hat sie freilich Strafe verdient; aber auch schon erhalten. Den Kopf schlägt man den Leuten nur einmal ab. Es muß verdamt albern zugehn, wenn das über eine Minute dauert; und dann ist es vorbei. Auch müssen wir alle einmal an die Reihe des Todes kommen! Ob mit dem Schwert oder durch ein Fieber? der Unterschied ist am Ende nicht groß. Aber dreimal gefoltert werden, ist mein Seel' ärger, als zweimal sterben; und so lange an einem zerren und renken, bis man endlich eine Weile aussezzen muß, um nur wieder fortfahren zu können, das ist nicht gerichtliche Untersuchung, sondern gerichtliche Barbarei! — Solte nun zumal am Ende das arme Weibstück gar unschuldig seyn„

„O das ist sie nun wohl gewiß nicht! das kann sie gar nicht seyn! schrie hier der ganze Trupp seiner bisherigen Zuhörer. Alle rechneten ihm die oben erwähnten ungünstigen Umstände, noch wohl vermehrt und verbessert, her; alle bewiesen und schrien, und — überzeugten ihn doch nicht! Daß die Wahrscheinlichkeit gegen sie spreche; daß

ein schwerer Verdacht die Eingekerkerte drücke; das gestand er freilich. Doch daß Wahrscheinlichkeit nicht Gewisheit, und Verdacht nicht Ueberweisung sei; das führte er, für einen Bauer, recht gut aus; und blieb bei der Folgerung: Am Ende könne doch noch der Teufel sein Spiel haben, und die Gefangne unschuldig seyn."

Indem die Bauern so am Tische sich stritten; und um besser schreien zu können, den Bierkrügen weidlich zusprachen, saß in einer weiten Entfernung von ihnen auf der Ofenbank ein junges, derbes Bauermensch, die Dienstmagd eines Freihüfners und Witwers auf einem noch fast zwei Stunden weit entlegnen Fränkischen Dorfe. Sie war in Bar** zu Markte gewesen, hatte verschiednes eingekauft, war von einem Gewitterschauer überrascht worden; war deshalb in der Schenke eingekehrt, und wolte warten, bis es ausgeregnet habe; wo sie dann des Abends, zumal da man Mondenschein vermuthete, langsam heimzukehren gedachte. Es war wirklich eine flinke, und auch (was sie mit so regenscheu gemacht haben mochte) recht sauber gekleidete Bauerdirne; da sie aber grade in diesem Dorfe wenig oder gar keine Bekantschaft hatte, so machte sich von den Mannspersonen niemand etwas mit ihr zu schaffen. — Gleich hinter ihr auf dem Ofen lag ein junger Bursche der Länge nach ausgestreckt; er hatte den Tag über als Taglöhner beim Wirthe gearbeitet, und glaub-

te sich nun in der Feierstunde mit dieser Lage und Wärme, nach gewöhnlicher Denkart solcher Menschen, eine Güte zu thun. Fest hatte er die Augen zugemacht und rührte sich nicht. Das Mädchen hatte ihn entweder gar nicht bemerkt, oder glaubte wenigstens, daß er im Ernste schlafe. Ihre Aufmerksamkeit war ganz auf das Gespräch an jenem Tische hingerichtet; und als der schon erwähnte Redner seine Vertheidigung der angeblichen Kindsmörderin hielt, und sich ein paarmal des Ausdrucks bediente: Wer weiß aber, ob es das Mensch auch gethan hat! da bückte sich diese Fremde mit halbem Leibe über den Korb, der neben ihr stand, als suche sie etwas in ihm, und erseufzte für sich: Ja wohl hat sie es nicht gethan!

Nur äusserst leise, ganz in sich selbst verschlukkend, hatte sie diese Worte ausgesprochen. Gleichwohl waren sie dem jungen Bauerkerl hinter ihr nicht entgangen. Ja, es lag für ihn in den Worten selbst, und mehr noch in der Innigkeit, womit sie ausgestossen worden, etwas äusserst merkwürdiges. Je länger er drüber nachdachte, je bedenklicher schienen sie ihm. Um nichts durch Uebereilung zu verderben, verharrt' er noch ein gutes Weilchen in seinem angenommenen Schlafe; ahmte dann ganz genau einem erst aufwachenden Menschen nach; stand auf, ging zur Thüre hinaus, rief den Wirth bei Seite, und erzälte ihm das Gehörte. Dieser fand grade nicht viel Merk-

würdiges drinnen; aber als jener immer drauf beharrte, daß der Ton doch gar zu sehr vom Herzen gekommen sei, ward auch die Wirthin herbei gerufen, und diese — wie Weiber über Weiber, zumal in gewissen Punkten immer schärfer als wir Männer urtheilen, — war gleich der Meinung: daß dahinter allerdings wohl mehr stecken könne. Sie kante die Dirne ein wenig; sie entsann sich, daß sie vorm Jahre gekränkelt habe; jezt aber, seit einigen Monaten wieder, wie Milch und Blut aussähe. Sie hegte die christliche Muthmassung, daß sie wohl nicht ohne Nebenursache so lange schon bei einem Witwer diene; nicht ohne Nebenverdienst so gut sich trage; kurz — was bei dem ersten Erzäler nur dunkles Gefühl, nur verworrne Muthmassung gewesen war, das ward hier zusammenhängend und fast so gut als entschieden. Ihr Mann trat endlich ebenfals ihrer Meinung bei, und da unter den Bauern in der Schenkstube auch der Richter des Dorfes sich befand, so ward er nicht minder herausgerufen, alles ihm erzält, und von der Wirthin das Gutachten angehängt: daß man die Dirne sofort verhaften solle, weil sie dann im ersten Schrecken gewiß alles bekennen werde.

Dieser leztere Vorschlag schien freilich dem Dorfrichter etwas bedenklich zu seyn. Da aber nun schon drei Menschen übereinstimten; da man vorzüglich ihm bewieß, daß grade in der Ueberraschung die

gröste Hofnung von zu entdeckender Wahrheit liege; und da die Wirthin mit aller möglichen Beredsamkeit behauptete: es könne im schlimsten Fall doch keine übeln Folgen haben, wenn man eine unschuldige Person zu retten, eine schuldige auszuforschen suche; so gab der Schulze endlich nach, holte sofort ein paar Gehülfen, und eh eine Viertelstunde verlief, ward jene Magd, eben als sie aufstehn und weiter gehn wolte, verhaftet. Sie erschrack ausserordentlich; fragte zitternd um die Ursache; und als man ihr ganz kurz zur Antwort gab: Sie mögte sich nur besinnen, was sie vor einigen Monaten angestelt habe! kam eine Ohnmacht ihr nahe. Als man jene Worte endlich ihr vorhielt, wußte sie noch minder eine gehörige Erklärung davon zu geben; kurz ehe noch eine Stunde verging, bekante sie frei heraus: „Daß sie selbst die Mutter, Mörderin und Weglegerin jenes Kindes gewesen sei.“

Wie schnell sich das Gerüchte von diesem Vorfalle umher verbreitete, welches Erstaunen darüber entstand, und wie wenig sich im Grund des Herzens die Kriminalgerichten zu Bar* dabei erfreuten; das alles bedarf keiner Ausführung. Schon des andern Morgens ward die Neuverhaftete abgeführt, und blieb auch beim Verhör in der Stadt bei ihrem Geständnis; gab alle Umstände so genau an, daß jeder noch übrige Zweifel verschwand, und erlitt nach einigen Monaten — denn auch

beim

beim eingestandensten Verbrechen nimt teutsche Kriminaljustiz sich gute Weile! — ihre Strafe. Jene Unschuldige hingegen, durch eine so sonderbare Zusammentreffung kleiner Zufälligkeiten angeschuldigt und wieder gerechtfertigt, ward nun vom Gericht selbst als unschuldig anerkant und in Freiheit gesezt. Aber die grausame Folter hatte sie des gehörigen Gebrauchs ihrer Gliedmassen beraubt. Nur gebückt konte sie fortan schleichen. In ihren ausgerenkten Armen war keine Kraft mehr. Man gab ihr daher eine sogenante Spitalpfründe; das heißt, Kost und freie Wohnung auf Lebenslang; und sie erreichte, — doch vielleicht nicht so bedauert, wie sie es verdiente! — ein ziemlich hohes Alter.

Auch einer verstorbnen Frauen Winke soll man nicht verachten.

Die Kernische Handlung, eine der vorzüglichsten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Besizzer, schon seit mehr als zwanzig Jahren einen sogenanten Hausmeister *) in ihrem Dien-

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Teutschlands einen Mann, der in grossen Häusern seine Wohnung im Erdstock hat, das

Dienste, der das Zutrauen seiner Herrschaft vollkommen besaß, und desselben doch äusserst unwerth war. Denn schon seit geraumer Frist hatte dieser Nichtswürdige sich Nachtschlüssel zu verschaffen gewußt, öfnete damit des Nachts leise die Gewölber; versorgte sich nicht nur reichlich mit Zukker, Koffe und andern ähnlichen Waaren; sondern that auch in die Kasse selbst manchen dreisten und derben Grif. Da er immer ziemlich genau wissen konte, wann diese am besten besezt, und ein Abgang am wenigsten zu spüren sei; da er überdies seine Maasregeln so vorsichtig als möglich nahm, so blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte sich endlich selbst einen beträchtlichen Weingarten an, wobei er aber immer noch seinen vorigen Dienst behielt.

Auch bei diesem Kaufe argwohnten seine Prinzipalen nichts, und wiesen selbst einige freundschaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konte ihnen verschiedne ehrliche Wege, worauf er sich etwas erworben, angeben; und es war ihnen sogar lieb, einen bemittelten Mann in diesem Posten zu haben, weil sie glaubten, einem solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam seine Frau, die um alles wußte, auf's

Ster-

das Haus auf- und zuschließt, für kleine häusliche Reparaturen sorgt, und dafür, ausser freier Wohnung, Holz und Licht, oft noch andre kleine Vortheile zu geniessen hat.

Sterbebette und ihr Gewissen erwachte. Zwar wolte sie auch jezt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that sie ihm die ernstlichste Vorstellung: „Es sei endlich Zeit,“ sagte sie, „in sich zu gehen und vom bisherigen Lasterwege abzuweichen. Er sei nun vor allem Mangel auf seine ältern Tage gedeckt; besizze eine eigne Wohnung und baares Geld genug. Eigentlich solte er beides, als ein geraubtes Gut, wieder erstatten; doch wenn er auch dazu sich nicht entschlösse, so beschwöre sie ihn wenigstens mit Thränen, sich mit dem zu begnügen, was er schon habe; und sie könne nicht ruhig sterben, bevor er dies nicht ihr zugesichert hätte!“

Diese Rede wirkte; denn er hatte seine Frau lieb gehabt, und durch ihre jezzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er versprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu stehlen. Sie ließ sich die Hand drauf geben; wiederholte einigemal: daß, wenn er dieses Versprechen brächer, Gottes Langmuth müde seyn und ihn zu Schanden lassen werde; und verschied wenige Stunden nachher. Einige Monate durch hielt unser Witwer sein Wort aufs pünktlichste. Doch nunmehr war sein Vorrath von Zukker und Koffee aufgezehrt, und er solte sein eignes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft selbst verschachert hatte. Dies ging ihm schwer im Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu seyn; selbst wenn

er einigen Gewinst verlöre. Doch dabei sogar, wie er es nante, zuzubüssen, dies, glaubte er, sei alzuviel gefodert. Zudem tröstete er sich mit einem Grunde, der nur alzuoft dem gemeinen Mann den Schritt über sein Gewissen hinweg erleichtert — „Gott sei Dank,“ dachte er, „deine Prinzipalen haben es ja! Es ist ja nicht einmal ihr baares Geld; es sind ihre Waaren, die ihnen nicht so hoch als andern Menschen zu stehn kommen.“ Kurz! nach einem langen Kampfe mit sich selbst, entschloß er sich seinen alten Gang abermals zu thun und sich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zukker und Koffee zu holen.

Die Gewölbthüre ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theil des Hauses. In einer stillen Mitternachtsstunde machte er sich auf den Weg. Aber, so wie er in Hof eintrat, so wie er jene Thüre ins Gesicht bekam, sah er vor ihr seine verstorbene Frau in Lebensgrösse stehen. Sie war in einem weissen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme schienen die Thüre gleichsam noch fester zuzuklemmen. Daß der Räuber bei diesem unerwarteten Anblick erschrack, läßt sich leicht denken. Er floh hastig in sein Zimmer zurück und zu Bette. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in sein Auge, und wohl zwanzigmal erneuerte er dem Schatten seiner Frau in Gedanken eben den Schwur, den er ihr selbst am Todbette gethan hatte.

Doch

Doch so, wie wieder einige Tage verflossen waren, stiegen auch andre Gedanken und mancherlei Zweifel in ihm auf. — „Wie dann, wenn es nur ein Mondschein, ein Licht im ersten Stocke oder wohl gar deine Einbildung gewesen wäre? Bist ein so alter Kerl — so lange in diesem Hause — so oft auf dem nemlichen Wege, und spürtest nie etwas unheimliches! Nur jezt — Possen, ich versuch es noch einmal! muß entweder hinein oder mir wenigstens das Ding, das mich scheucht, genauer besehen.“ Er ging; nach Mitternacht; kein Mondschein war am Himmel, im ganzen Hause kein wachender Mensch, und kein Licht zu spüren. Er samlete seine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er in Hof eintrat; aber sieh da, der Geist seiner Frau stand wieder am vorigen Posten. Es war ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Grösse; alles vom größten bis zum kleinsten! Er betrachtete sie einige Augenblikke unverwandt; sie blieb stehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger schien sie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wieder zurück und brachte auch diese Nacht wie jene erstre mit Furcht, Gebet und guten Vorsäzzen von Lebensbesserung zu.

Aber Geiz und Habsucht, wo sie einmal recht Raum gewonnen haben, überwältigen auch den besten Vorsaz und selbst das erwachte Gewissen. Bei jedem Pfennig, den unser Hausmeister wie-

der für jene, schon erwähnte, Bedürfnisse ausgab, dachte er allemal: „Hast das so nahe; köntest das so umsonst haben!“ Immer überzeugte er sich stärker, daß jener Geist, troz seines zweimaligen Schildwachtstehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein selbstgeschafnes Schreckbild sei — „Wenn deine Frau dir erscheinen wolte und könte, warum nur immer im Hofe und vor jener Thüre? Warum nicht auch hier auf deinem Zimmer? Warum nicht da, wo sie sonst lebend zu sizzen pflegte, oder vollends da, wo sie starb?“ Er sah sich anfangs immer furchtsam um, so oft er diesen Gedanken hegte; aber er gewöhnte sich bald dran, und nahm sich nun, mit Gründen, wie er glaubte gewafnet, fest vor: noch einmal nicht nur hinzugehen, sondern auch seinen Vorsaz durchzusezzen, und wenn seine Frau doppelt dastünde.

Er ging. Jener zweimalige Anblick erneute sich richtig wieder. Aber der Verstockte blieb auf seinem Entschlus. Mit halb abgewandtem Gesicht kam er bis dicht an die Thüre; schob jenen lichten Schein, so däucht es ihm, gleichsam davon hinweg, und schloß dann ungehindert auf. Alles dies, so schauderhaft es vielleicht für manche, ohnedem furchtsame Leser klingen mag, läßt sich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deshalb ein wirkliches Gespenst ins Spiel zu mischen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieser so oft und so fruchtlos von seiner sterbenden

benden Frau und von seinem eignen Gewissen gewarnte Bösewicht jezt allerdings in sein Verderben rante, und daß er, der vorher so oft glücklich entwischt war, grade jezt in einen Fallstrick kommen mußte, dem er nicht mehr entgehn und wovon ihm keine Silbe ahnden konte.

Jene frühere Kasseneingriffe waren zwar nicht immer, und nicht ganz bestimt gemerkt, aber doch ein paarmal vermuthet worden. Man hatte hin und her, doch niemals auf die schuldige Person gerathen; auch wurden schon ein paar Ladendiener, wenn gleich nicht geradezu deswegen, doch wenigstens mit einigem Argwohn verabschiedet. Jezt war seit wenig Wochen ein neuer angenommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdrossenheit besaß. Er hatte von jenen Diebstälen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug zu wünschen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müssen: Ob er auch lauter ehrliche Hausgenossen habe. Er nahm sich daher vor, einige Monate hindurch alle Nächte in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe stossenden und mit einer Glasthüre versehnen Stübchen zu schlafen. Alle Abende trug er sich selbst, ganz heimlich, ein paar Betten auf eine Bank dorthin. Niemanden, als seinen Prinzipalen, sagte er ein Wort davon; schon mehrere Wochen hatte er diese Uebung fortgesezt und nicht das geringste Verdächtige bemerkt.

Da gewöhnlich immer nur neue Diener recht eifrige Diener zu seyn pflegen; da auch der beste Vorsaz, wenn man keinen Nuzzen spürt, bald erkaltet; so war es sehr möglich, daß dieses unbequeme Nachtlager sich schon seiner Endschaft nahte, und daß jener nichtswürdige Räuber nur noch ein paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder sicher plündern zu können. Doch daß er gerade jezt ein Herz sich faßte, auch dies war vielleicht eine Fügung des Schicksals, welches ihn reif zu seinem Verderben fand.

Kaum hatte er jezt die Thüre des Gewölbes aufgeschlossen, als unser Kundschafter auch dieses nahe, wiewohl leise Geräusch vernahm, an jenes Fenstergen sich schlich, und beim Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkante. Er sah, wie er den Zukker- und Kaffeevorräthen zusprach, und ließ ihn ungestört sich belasten, so viel er wolte. Jezt hatte solcher nun alles das, weswegen er eigentlich gekommen war. Er hatte sich fest vorgenommen, die Kasse diesmal nicht heimzusuchen; da er ihr aber so nahe war; da er alles um sich herum so sicher glaubte; da er entschlossen war, sobald nicht wieder zu kommen; so dacht' er: Ein Grif mehr dort hinein kan doch auch nichts schaden! Die Schlüssel hatte er bei sich; die Kasse war in einem Augenblick eröfnet. Doch jezt sprang auch der Ladendiener schnell herbei, pakte den Dieb fest, und schrie so laut er

konte:

konte: Hülfe, Hülfe! um noch mehrere Menschen im Hause zu wekken. Vergebens wolte jener Elende sich losreissen; der Diener war jünger und stärker. Vergebens bat er um Gotteswillen, nur diesmal ihn gehn zu lassen; nahm vergebens zu den schönsten Versprechungen seine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen noch Lust sich bestechen zu lassen; schrie immer nur noch stärker, und wekte endlich die Hausgenossen, die schaarenweise zusammen kamen. Ein algemeines Erstaunen entstand, als man sah, was vorgegangen sei, und wer es verübt habe. Man holte sogleich die Wache und übergab ihr für diese Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahmen ihn die Gerichten. Da alles Leugnen umsonst gewesen wäre, gestand er die vielen Diebstäle, die er nach und nach begangen hatte. Sie betrugen in Waaren und Gelde an zwölf tausend Gulden. Er hatte durch diese Summe das Leben, nach den damals geltenden Gesezzen, mehr als zehnfach verwürkt; doch ward sein Urtheil auf lebenslängliches Zuchthaus gemildert. Sein ganzes Vermögen, wenn man abrechnet was die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit für sich behielt, ward eingezogen und seinen beraubten Principalen überliefert. Aus seinem eignen Munde erfuhr man, vor Gerichten, die vorstehende Geschichte.

Der blutige Jeßanack.

Daß es im Königreich Ungarn sehr viele Waldungen von grossem Umfang giebt; Waldungen, in welchen man oft einige Meilen reisen kann, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, — höchstens hier und da ein einzeln stehendes Gasthaus ausgenommen! — zu erblicken; dies ist eine allgemein bekante, schon in tausend Büchern stehende, und von unzählichen Reisenden verbürgte Wahrheit.

So unangebaute Wälder sind auch natürlicher Weise sehr menschenleer. Dennoch werden sie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Geselschaften durchstrichen, die sehr füglich — wegbleiben könten. Das heißt: Räuberbanden samlen sich hier nicht selten; werden einzelnen Wanderern, auch wohl kleinen Karavanen, gefährlich, und begnügen sich zuweilen, wenn sie alzuhartnäckige Gegenwehr finden, nicht einmal mit dem Raube allein; sondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Gerechtigkeit und Regierung thun zwar, vorzüglich in der leztern Hälfte dieses Jahrhunderts, alles was sie nur können, um diesem Unwesen zu steuern. Doch solches ganz auszurotten, war bisher unmöglich.

Nun lebte vor ohngefähr fünf und zwanzig Jah-

Jahren in eben diesem Königreiche, im War** Komitate, ein gewisser Prokurator, Jeßanack mit Namen, der sich seit seinem Eintritt ins gerichtliche Leben immer als den geschworensten Feind von solchen Stöhrern öffentlicher Sicherheit auszeichnete. Er war Gerichtsdirektor auf verschiednen weitläuftigen Herrschaften; ließ mit dem lebhaftesten Eifer jedem Räuber, der sich alda nur von weitem spüren ließ, nachforschen, und suchte mit noch grössrer Strenge jedem einmal Ertappten auch seinen gehörigen Lohn zu verschaffen. Nachsicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus seinen Protokollen und Schriften gleichsam weggebant zu seyn schienen; und indem er so fast immer bei jedem Ueberwiesenen die Todesstrafe durchsezte, kein Vorwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er würklich in der Frist von einigen Jahren die ihm anvertrauten Herrschaften von allem solchem Räubergesindel gänzlich; erhielt dafür den Dank der Verständigen, zugleich aber auch, nicht nur von Strasenräubern selbst, sondern auch vom grössern Theil des Publikums, und zumal von der gemeinen Menge, den etwas zweideutig klingenden Namen: blutiger Jeßanack.

Einst, als er sich selbst auf einer Reise befand, herrschaftliche Gelder einkassirt, und einige tausend Gulden im Wagen bei sich hatte, ward er, — indem er über fremdes, nicht so gesäubertes, Gebiet fuhr — an einer Stelle, wo er sich dessen

am wenigsten versah, von einer ganzen Rotte bewafneter Buschklepper umringt. Er suchte sich durch seine dargebotne Börse von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber diese ziemlich leicht wog, so hatte man wenig Lust, diesen stillschweigenden Kontrakt einzugehn. Man stand vielmehr eben nicht nur im Begrif, eine genaue Durchsuchung des Wagens vorzunehmen, sondern fügte auch bereits sehr gefährlich klingende Drohungen hinzu, als plötzlich mitten aus diesem Haufen ein junger Bursche hervordrang, die Nächsten am Wagen und diejenigen, die den Passagier angepackt hatten, zurückstieß, und dabei ausrief: „Ei, so laßt doch den Kerl zu allen tausend T— fahren, und verliert eure Zeit nicht bei ihm! Ich kenn' ihn. Es ist der blutige Jeßanack, und der führt gewiß, ausser seinem Beutel, keinen einzigen Kreuzer bei sich.“

Bei einer solchen Empfehlung ward dem Prokurator warlich nicht wohl zu Muthe. Sein Name blieb nicht ohne Würkung. „Der blutige Jeßanack!“ riefen mit einem Munde die sämtlichen Räuber; traten würklich einen Schritt zurück; hielten aber den Wagen umringt, und stimten unter sich ein gar nicht tröstliches Gemurmel an. „Wenn das würklich Jeßanack ist,“ schrie endlich einer von ihnen: was zögern wir noch länger den Burschen kalt zu machen? Der Kerl verdient ja doch, er habe nun Geld verläugnet, oder nicht,

sieben,

siebenfältig den Tod! Wie manchen unsrer braven Kameraden hat nicht dieser saubre Herr auf seinem verdamt ehrlichen Gewissen!“

Schon zuckten einige die Messer; schon empfahl Jeßanack seine Seele dem Himmel: doch jener Vorsprecher trat abermals dazwischen. — „So laßt ihn doch ziehen!“ sprach er: „ziehen, wohin es ihm beliebt! Allerdings hat er sich zwar an unsers Gleichen oft hart versündigt. Aber wer weiß, ob nicht an seine Stelle noch ein Schlimmerer kommen dürfte! Er hingegen, wenn wir ihn diesmal so fein säuberlich durchwischen lassen, wird doch auch ein Gewissen haben, und künftig etwas glimpflicher mit uns umgehn. Auf jedem Fall hat der alte Fuchs kein Geld weiter bei sich; und mit seinem Blute — was ist uns da geholfen?

Dieses Vorwort fruchtete. Unversehrt, und ungeplündert, nur nochmals ernstlich ermahnt, sich für die Zukunft in seinen Maasregeln zu bessern, zog Jeßanack seine Strasse. Er fand allerdings selbst in dieser Errettung manches sonderbar; begrif kaum, wie er davon, und an jenem jungen Purschen zu einem solchen freundschaftlichen Vertheidiger gekommen sei; glaubte aber dennoch nicht in seiner einmal übernommenen Pflicht durch einen Zufall dieser Art sich irren zu lassen. Er hatte ja alles bisherige, nicht aus Eigennuz, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen

lichen Sicherheit seines Vaterlandes gethan; er fuhr daher auch muthig fort für beide zu wachen und zu arbeiten. Sein Ruf vermehrte sich noch. Von weiten her ward er zu mancher schwürigen Untersuchung verschrieben; und schlaue Bösewichter, die sonst jedes Verhör unnüz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeßanack auftrat, und verstrikten sich gemeiniglich in seinen Fragen. Sechs oder sieben Jahre verliefen indessen. Jenes Abentheuer im Walde kam ihm fast gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einst ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von seinem Wohnsizze, eine starke Räuberbande, die in einem gräflichen Schlosse einzubrechen versuchte, grade im günstigsten Augenblicke noch entdeckt, überrascht, und gröstentheils verhaftet. Es ward eine scharfe Untersuchung gegen sie angestelt; man erbat sich hierzu Jeßanacks Beistand, und dieser stellte auch willig sich ein. Im ersten Verhör leugneten zwar die Gefangnen alles; doch gleich nach demselben verlangte einer von dieser Bande mit Jeßanacken allein zu sprechen, und sein Begehren ward ihm zugestanden.

„Warlich!“ — rief dieser Bursche, so wie sein Kerkermeister nur abgetreten war: — „Warlich, rief er und schüttelte die Fessel an seinen Händen: Sie lohnen den Leuten schön, die sich um Sie verdient machten! Es kostete mich vordem Mühe genug, Sie beim Leben zu erhalten; jezt, scheint

mir,

mir, werden Sie solche auch nicht sparen, um mir davon zu helfen.“

Jeßanack stuzte; wußte nicht gleich, was er von dieser Anrede denken solle; sah aber bald den Kerl genauer an, und fragte: Wie? Wärest du wohl gar ...

„Nun ja! ja! ich bin freilich derjenige, der Ihnen im **auer Busche das Wort bei seinen Kameraden redete! Ich bin's, der sich damals gröblich an seinem ganzen Handwerk versündigte; indem ich durch Ihre Erhaltung späterhin wohl zwanzigen meiner Brüder zu Strang und Schwert verhalf! — Glauben Sie nicht etwa, daß ich jezt den Uneigennüzzigen, wohl gar den Grosmüthigen zu spielen Lust habe. Ich gestehe frei: Ich rettete Sie damals in der Hofnung, daß Sie mich vielleicht einst wieder retten könten. Damit Sie aber doch auch diesen Dienst nicht alzuwenig, alzu wohlfeil schäzzen, so wissen Sie: mir war damals nicht minder aufs genauste bekant, wie viel tausend Gulden in ihrem Wagensizze sich befänden.

„Wie? auch das hättest du gewußt?“

Volkommen! Ja jezt vielleicht genauer noch, als Sie wohl selbst sich solches merkten! Es waren sieben Beutel und zwei davon mit den schönsten Kremnizzer Dukaten gefüllt. Ich machte damals den Kundschafter der Bande. Ich hatte Ihre Baarschaft im Schlosse einpacken gesehen; wußte alles — und schwieg. Unleugbar sind Sie

also mein Schuldner! Ob Sie jezt mich bezalen wollen, steht bei Ihnen. Wenigstens, wenn nur der gute Wille da ist, hab' ich die Sache selbst nicht Ihnen unmöglich gemacht. An meinen Händen klebt kein Menschenblut. Geraubt hab' ich oft, gemordet nie. Mehrmals sah ich zu; doch nie gern; half nie mit; sezte mich nicht selten dagegen. Nach fremder Habe ließ ich freilich ziemlich oft mir gelüsten. Doch dann wären Sie warlich kein Rechtsgelehrter, wenn Sie so etwas nicht zu entschuldigen wüßten!"

Wenigstens will ich thun, was mir möglich ist! darauf geb' ich dir hiermit Hand und Wort.

Jeßanack hielt beides. Durch seine Vertheidigung, und als diese nicht ganz hinreichen wolte, durch seine Vorbitte, blieb von der ganzen Bande dieser Einzige am Leben, und kam mit einer sehr mäßigen Leibesstrafe durch, da es die Uebrigen alle mit ihrem Halse büssen musten.

Der Hundssattler und der Leinweber.

Im Fränkischen Kreisse durchstrich vor ohngefähr vierzig bis funfzig Jahren ein Krämer das Land, den der grössere Haufen, fast durchgängig, nur unter der Benennung des Hundssattlers kante.

Es

Es war ein Mann, der mit Schnittwaaren handelte; auf den Dörfern und in den Flecken oft ansehnlichen Absaz fand; jenen Spiznamen aber von zwei englischen Dokken erhielt, die er überall mitzuführen, und mit einem Theil seiner Waaren zu bepacken, mithin gleichsam zu satteln pflegte. Ein junges Weibsbild, das er für seine Frau ausgab, und bei welcher ihm wenigstens alle Rechte eines Mannes frei standen, war seine gewöhnliche Begleiterin. Für so ganz engelrein galt freilich seine Denkungsart und sein Betragen nicht; gleichwohl wuste niemand ihm etwas auffallendes nachzusagen, und noch minder zu erweisen.

Um eben diese Zeit lebte auf dem Lande, in einem kleinen ofnen Marktflekken, ein Leinweber, der schon Vater von sechs Kindern, und ein kreuzbraver Mann, nur eben seiner zahlreichen Familie halber so blutarm war, daß oft die Sonne Wochenlang in seine Küche schien, ohne einen Funken Feuer auf seinem Heerde zu finden. Der Hundssattler hatte ihn, weiß der Himmel durch welchen Zufall, kennen gelernt, und pflegte zuweilen, wenn Nacht oder übles Wetter sein weiteres Fortkommen hinderten, hier auf einer Streu — denn an ein Gastbette war nicht zu gedenken — zu übernachten. Wann ihm dann' sein armer Wirth, nach gewöhnlicher Art der Dürftigen, seine Noth recht herzlich klagte, schien er ihm mit Rührung zuzuhören, und versprach: bei erster vorfallender

Gele-

Gelegenheit auf Verbesserung seiner Umstände zu denken.

Einst kam der Krämer und seine angebliche Frau grade zu einer Zeit, wo die Noth des Webers äusserst groß und dringend war. Er solte vier Gulden, die ein harter Gläubiger ihm vorgestrekt, zalen, oder des andern Morgens sein Handwerksgeräthe sich auspfänden lassen. Im ganzen Hause waren keine vier Kreuzer aufzutreiben; zu verkaufen oder zu versezzen war auch nichts mehr; kein neuer Darleiher wolte sich finden, und der Aeltere war unerbittlich. Die arme Frau rang die Hände; der Mann saß hinter seinem Weberstuhl, stum, thränend und zur Arbeit unfähig; die Kinder schrien um Brod. Als der Hundssattler diesem Jammer eine Weile zugesehn und zugehört hatte, sagte er: „Wohlan, hier will ich mich ins Mittel schlagen. Ich bin so eben im Begrif zu einem meiner vorzüglichsten Kunden zu gehn, eine ansehnliche Summe Silbergeld einzukassiren, und einige neue Waaren abzuholen. Komm mit, hilf mir tragen! Ich will dir rechtlich lohnen. Ueberhaupt, wenn ich merke, daß du in mein Geschäfte dich schickst, so will ich dich von nun an dazu gebrauchen, und ich wette, es soll dich bald besser als dein ärmlicher Weberstuhl nähren. Aber freilich, da deine Noth dringend ist, so müssen wir auch sogleich uns aufmachen. Ich hatte ohnedem keine Lust

heute

heute zu übernachten. Mein Weib aber mag da bleiben, und unsere Rückkunft abwarten.“

Wer war bereitwilliger zu allem diesen, als unser Weber! da der Krämer noch überdies einen Zwanziger vorstreckte; da sogleich Brod und Bier dafür eingekauft, und das Weinen der Kinder gestilt ward, so entstand aus dem bisherigen Klagen ein ordentlicher Jubel. Man aß, und die beiden Männer machten sich dann sofort auf den Weg. Dieser Weg ging durch einen Wald. Es ward schon dunkel, bevor sie sich noch in der Mitte desselben befanden. Als sie an einen Kreuzweg kamen, blieb der Krämer ein paar Augenblicke stehen, und pfif viermal äusserst stark nach jeder Himmelsgegend, ohne daß sein Gefährte begreifen konte, warum dies geschähe? Sie gingen weiter; nach drei oder vier Minuten rauschte es zur Rechten und zur Linken stark im Gebüsche. Der Weber fuhr erschrocken zusammen; er erschrack noch mehr, als neun oder zehn Kerls hervorsprangen, unsre beiden Wanderer umringten, den Weber mit einiger Verwunderung anstaunten; und endlich fast einstimmig riefen: „Wilkommen, Hundssattler, wilkommen! Wo steckest du denn so lange? Und wer ist dieser hier?“

„Ein neuer Kamerad ist es! erwiederte der Krämer. Armuth und Unfälle haben ihn in der Welt bisher genugsam durchgebeutelt. Nun will er sich an andrer Leute Beutel dafür schadlos halten. Ich

steh' euch für seine Treue; denn ich kenn' ihn schon lange."

„Wenn dem so ist, so sei er uns wilkommen! antworteten alle; ergrifen einer nach dem andern seine rechte Hand, und schüttelten sie, gleichsam zur Bestätigung ihres Bundes. Stum und zitternd stand immer noch der Weber in ihrer Mitte. Daß man so ihm helfen, in eine solche Gesellschaft ihn einführen wolle, davon hatte er in den Worten des Sattlers, so sonnenklar sie jezt ihm wurden, keine Silbe gemuthmasset. Gern wäre er wieder tausend Meilen davon entfernt gewesen; gern hätte er diesen gräßlichen Bundsgenossen geradezu gesagt: daß er jede Verbindung mit ihnen verabscheue. Aber er besorgte nicht ohne Grund, daß er selbst dann so gut als geopfert sei. Ein drohender Blick, den der Hundssattler ihm zuwarf, verstärkte diese Besorgnis, und die Liebe zum Leben bewies ihre gewöhnliche Stärke. Er samlete daher alle seine Kräfte, nahm eine willige Miene an; erwiederte ihren Händedruck, dankte für gute Aufnahme, und versprach sein Möglichstes zu thun, um der Gesellschaft nüzlich zu werden."

Jezt eröfnete der Krämer, der sich überhaupt als Anführer der Bande betrug: wohin es heute gehen solle? — „Ein reicher Müller," sagte er, „ohngefähr eine kleine halbe Meile von hier wohnhaft, dessen Mühle ganz abseitig liege, der weder

wegen seiner selbst, noch wegen seines Hausgesindes viel zu fürchten sei, habe, wie er gewiß wisse, vor vier oder fünf Tagen drei tausend Gulden baar eingenommen. Diese könten sie besser brauchen, als der Müller. Das Geschäfte sei eben so leicht, als belohnend. Um unerkant zu bleiben, wolten sie das Gesicht sich schwärzen. Wirth, Wirthin und ein paar Mägde müsten zuerst gebunden, und geknebelt werden; die zwei Mühlpurschen würden in der Mühle beschäftigt seyn, und vielleicht nicht einmal merken, was im Hause darneben vorgehe. Merkten sie es, und sezten sich zur Gegenwehr, so würde die Gesellschaft leicht den Meister spielen, und müsse zur schuldigen Dankbarkeit, alles was dort Odem hohle, umbringen."

Man stimte einmüthig diesem Vorschlag bei, machte sich sofort auf den Weg, und vertheilte während desselben die Rollen bei der Ausführung. Unserm Leinweber, weil er noch Lehrling im Handwerk sei, ward das blosse Schildwachtstehen zugetheilt. Auch dafür war ihm heimlich bange genug; doch fuhr er fort sich zu verstellen, und versicherte, so wachsam als möglich zu seyn. Der Einbruch selbst ging nach Wunsch von Statten. Der Müller und sein Hausgesinde wurden im tiefsten Schlaf überfallen; Alle waren schon gebunden, eh ihnen noch von Dieben träumte. Aber gleichwohl fanden auch diese bei weitem nicht alles, was sie suchten. Daß dem Müller ein Ka-

pital von drei tausend Gulden vor wenig Tagen eingegangen, das hatten dem Hundssattler seine Kundschafter richtig hinterbracht; doch daß eben dasselbe schon wieder ausgeliehen worden, das hatte er nicht erfahren, und fluchte daher jezt fürchterlich, als er das leere Nest antraf. Der unglückliche Müller muste eben daher an seinem Körper verschiedene Mishandlungen erfahren, die fruchtlos blieben, weil er doch, auch beim willigsten Herzen, jenes Geld nicht herzuschaffen vermochte. Sein junges Weib und ihre Mägde mußten noch mancherlei erdulten, was ihnen im Herzen vielleicht nicht so unleidlich schien, als sie der Zeugen wegen sich stellten. Man packte dann zusammen, was man fand; knebelte nochmals die Beraubten sorgfältigst, und entfernte sich. Im Walde theilte man die Beute; auf unsern Weber kamen fünf Gulden; die übrigen Räuber zerstreuten sich im Gehölze. Der Hundssattler und der Weber gingen gradewegs auf ihre Heimath zu.

Kaum aber sah sich dieser leztere mit seinem angeblichen Versorger wieder allein, als er in die bittersten Vorwürfe, der That wegen, wozu er ihn verleitet habe, ausbrach. Der arme ehrliche Mann schwur: daß er eher den Bettelstab als diesen Ausweg gewählt haben würde, wenn er nur mit einer Silbe sein Vorhaben gemuthmaßt hätte. Er wolte jezt noch die ihm zugefallnen fünf Gulden wieder geben. — „Es sei Sündengeld,“

sagte

sagte er, „es sei eine Blutschuld, die ihn schwerer, als selbst der Hunger drücke; und er werde nie an die heutige Nacht gedenken, ohne zu bereuen, daß blos die Liebe zum elenden Leben und die Sorge für sein Weib und seine Kinder ihn bewegen können, hülfliche Hand zu einem solchen Bubenstück zu bieten.“

Der Hundssattler hörte die ganze Rede gelassen und lächelnd an; nur die fünf Gulden schob er zurück, so oft sein Gefährte sie ihm anbot. — „Behalte sie!“ sagte er, „Ich begreife gar wohl, daß sie dir feigherzige Memme sauer genug zu verdienen fielen. Gedenke daran, daß vielleicht morgen dein Weib und deine Kinder verhungern, wenn du jezt einen Bettel wegwirfst, der wenigstens nie an seinen eigentlichen Herrn zurückkommen soll. „Wilst du aus frommer Dumheit mit Gewalt ein armer Teufel bleiben, so bleib es! Ich wieß dir wenigstens den Weg, wo du dir helfen kontest; dich mit Gewalt gescheid und glücklich zu machen, wäre Thorheit. Nur das merke dir, Kerl! Von allem, was du bei uns sahst und hörtest, halte reinen Mund! Unterstehst du dich, auch nur ein Wort davon auszuplaudern, so wird dir die Hütte überm Kopf angezündet; so soll nicht etwan dir allein der Schedel zerschmettert, sondern auch Weib und Kinder vor deinen Augen erwürgt werden; das schwör' ich Dir, Du magst einen Gott oder Teufel glauben, bei beiden! Und das werden ge-

wiß, nebst mir, vierzig bis funfzig Bursche möglich machen, denen weder vor Galgen noch Gerichten graut."

Diese herliche Zusicherung ward in einem Tone ertheilt, der bestätigen half, daß sie ernstlich gemeint sei. Der arme Weber, für das Leben der Seinigen besorgter, als für sein eignes, verschloß daher auch sorgfältig seinen Mund; selbst seiner Frau sagte er von der Geschichte dieser Nacht kein Wort! Er sah den Hundssattler in den nächsten drei oder vier Wochen noch einigemal; er zitterte heimlich, so oft der Räuber zu ihm eintrat; aber wenn derselbe ihn lachend einlud, wieder mitzugehen, antwortete er blos mit einem treuherzigen: Gott bewahre! und verschmerzte gern Spott und Schimpfreden seiner Zaghaftigkeit wegen.

Selten entläuft der Dieb lange dem Galgen, und noch seltner lebenslang dem Gerichte. Auch der Hundssattler ward einige Monate drauf, zu Bareuth, nicht eines Einbruchs, sondern andrer ähnlichen Räubereien halber, verhaftet. Die Anzeigen gegen ihn waren stark. Er leugnete zwar frisch weg, doch konte er sich von der Tortur, die damals bei Gerichten noch allgemein im Schwange war, nicht losleugnen. Sie erging, und zwar ziemlich scharf über ihn. Er ertrug sie, wie man einen mäßigen Kopfschmerz erträgt; beharrte fest auf seiner Vertheidigung und erhielt endlich nicht

nur

nur wieder seine Freiheit, sondern auch schriftliche Anerkennung seiner Unschuld, nebst der Erlaubnis: sich, wie bisher, von seiner Krämerei zu nähren, und wegen erlittner Untersuchung weder Schaden noch Vorwurf dulten zu dürfen. So ging er aus dem Kerker, mit dem festen Vorsaz: sein bisheriges Handwerk treulich, nur etwas vorsichtiger als ehmals, fortzusezzen.

In der Vorstadt von Bareuth war ein Wirthshaus, wo er vordem oft einzukehren pflegte. Auch jezt nahm er dahin einen seiner ersten Ausgänge, und weil es gerade Jahrmarkt war, fand er im untern Zimmer eine Menge Gäste beisammen. Einige alte Bekanten umringten ihn bejm Eintritt, freuten sich ihn wieder ledig zu sehn; fragten: Wie es denn eigentlich damit hergegangen sei? Ob er viel ausstehn müssen? Ob er völlig gerechtfertigt worden? Und dergleichen mehr. — Er pralte dagegen, so viel sich nur pralen läßt, mit seiner Unschuld, seiner Herzhaftigkeit in unverdienten Leiden, und seiner endlich anerkanten gerechten Sache. Er wieß überall den erhaltenen Freiheitsbrief herum, und unterließ freilich nicht, auch gegen die löbliche Justiz manches bittre Wörtgen fallen zu lassen, weil sie einen ehrlichen Kerl, so mir nichts, dir nichts, quälen könne, und doch am Ende, wenn diesem nur das Herz am rechten Flekke sizze, vor den Mund sich schlagen müsse. — Diese Erzählung wirkte. Man bedauerte seine erlitte-

littenen Schmerzen; bewunderte seinen Muth bei ihrer Ertragung; und drängte sich von allen Seiten um ihn herum, nicht nur um ihn zu hören, sondern auch, um gleichsam zur Entschädigung, ihm etwas abzukaufen.

Aber unter den Gästen in eben diesem Zimmer war auch einer befindlich, dessen der Hundssattler sich gewiß nicht versah, und von dem er nicht ahnden konte, daß er bald als sein schrecklichster Peiniger auftreten werde; und dies war — der Freimann von Culmbach. Niemand kante denselben, und wohlweislich hatte er auch Niemanden sich zu erkennen gegeben; denn die Denkart damaliger Zeiten entfernte noch Gerichtsdiener und Freimänner beinahe von jeder bürgerlichen Gesellschaft. Einsam und still saß er in einem Winkel bei seinem Kruge Bier. — Doch eben dieser Freimann war selbst, ein Jahr vorher, zur Nachtszeit völlig ausgeraubt worden; und jezt, so wie er den Hundssattler eintreten sah, erkante er den Rock desselben für eines seiner ehmaligen Kleider, und den Anzug seiner Begleiterin für einen Sontagshabit seiner eignen Frau. Daß er gegen ein also gekleidetes Paar aufmerksam ward, ergiebt sich von selbst; und gleich aus den ersten Reden sah er noch deutlicher: mit wem er zu thun habe! Er entfernte sich daher leise aus dem Zimmer, rief aber den Wirth bei Seite und sagte: „Herr, mit seinem Haus und Vermögen haftet er mir,

oder vielmehr der Gerechtigkeit für den Mann dort. In einer halben Stunde aufs späteste bin ich, und zwar hoffentlich mit hinlänglicher Begleitung, wieder da. Will der Vogel indeß ausfliegen, so halt er ihn auf, es sei im Guten oder Bösen! Tref' ich ihn nicht noch, oder erfahre wenigstens nicht pünktlich, wo er hinging, so sizt der Herr selbst heute noch, als ein Diebshehler, in Ketten und Banden."

Der Wirth wolte dagegen verschiedenes einwenden; doch jener ging unverweilt fort; auch bedurfte man beim Hundssattler weder List noch Gewalt, ihn so lange aufzuhalten, bis das Eisen fertig geschmiedet war. Er dachte an keine Gefahr, sondern zechte, schwazte und prahlte noch immer fort, als der Culmbacher schon mit der Wache eintrat. Jezt, als diese Hand an ihn legte, stuzte er freilich nicht wenig; spielte bei der Verhaftung und bei der Frage: Wo er diese Kleider her habe? den Unwissenden, oder vielmehr den gleichsam Beleidigten; muste aber doch, so ungern er wolte, wieder in eben den Kerker wandern, den er vor kurzem erst verlassen hatte.

Verdächtige Umstände, fremde Zeugnisse, eigne Widersprüche, häuften sich jezt stärker, als vorher, gegen ihn. Die Justiz, ihrem damaligen Schlendrian getreu, sprach abermals auf geschärfte peinliche Frage. Man fand dies volkommen in der Ordnung; nur war man verlegen drüber: welche

Marter eigentlich gegen eine Person zu gebrauchen sei, deren Hartnäckigkeit man schon aus Proben kante. Der Culmbacher Freimann bot auch hier seine Beihülfe an; und mit einem Scharfsinn, der jeden gefühlvollen Menschen zwar zu Unwillen und Abscheu reizt, den man aber ein halbes Jahrhundert früher, bei Leuten seiner Art, sehr zu billigen pflegte, zwang er das wirklich, was er zwingen wolte. Denn ein feines baumwollenes Hemde, in Baumöl eingetaucht, und mit einer gewissen Vorsicht am Leibe des Hundssattlers angezündet, verursachte diesem so unerträgliche Schmerzen, daß er sich endlich alles zu bekennen erbot.

Schändlich, gräßlich, unmenschlich — ich wiederhole es! — war diese Marter. Ich würde sie verdammen, selbst wenn sie gegen einen Ravaillac, oder gegen jene Teufel in der Weltgeschichte, gegen die Urheber der Pariser Bluthochzeit, gebraucht worden wäre. Wenn dieses Verfahren indeß ja durch etwas entschuldigt werden könte, so müste es dadurch seyn, daß es gegen ein solches **Ungeheuer** erging. Die Richter, als der Hundssattler einmal zum Geständnis kam, erfuhren mehr, als sie wolten; mehr als die kühnste Einbildungskraft sich vorgestelt hätte. Nicht zufrieden damit, seit vielen Jahren, bald allein und bald in Geselschaft, bald des Tags in Wäldern und auf der Strasse, bald des Nachts durch gewaltsamen Einbruch zu rauben, hatte dieser Bösewicht auch eine

ungeheure Menge Menschenblut auf sein Gewissen geladen: hatte nicht nur unschuldige Fremde, freundschaftliche Reisegenossen, sondern sogar sein eignes Fleisch und Blut gemordet: hatte, um gleichsam desto eigenthümlicher in seiner Art zu seyn es nicht aus Habsucht allein, sondern auch aus einem Aberglauben gethan, in welchem Grausamkeit und Wahnsinn um den Vorzug wetteiferten. — „Hätt' ich nur den einzigen Tag, als ich gefangen ward, noch überstanden," (sagte er im Verhör mit halbem grimmigem Lachen) „so hätt' ich euch und eure Käfichte, eure Wachen und Henker verspotten können." — „Und warum das?" — „Weil ich an eben dem Abend das neunte schwangre Weib zu ermorden dachte, und alle Gelegenheit dazu mir schon ausersehen hatte." — Ein algemeines Erstaunen bemächtigte sich jezt der Gerichtspersonen; sie forschten weiter und genauer nach; und siehe da, der fast fabelhafte Bösewicht hatte schon acht schwangere Weiber meuchelmörderischer Weise getödtet, aus ihren Leibern die Geburten gerissen, und die Herzen derselben, indem sie noch lebten oder vielmehr zuckten, gefressen. Ja, um dieses abscheuliche Bubenstück recht volständig zu machen, hatte seine eigne erste Frau, (ein unschuldiges Geschöpfe, das ihn nie beleidigt, aber deren er bald überdrüßig geworden) hatte sein eignes erstes Kind auch das erste Opfer abgeben müssen. Man schauderte bei diesem Geständnis

zu-

zurück; aber man wuste nicht, was man vollends von der Ursache denken solte, die er angab. Denn der grausame Abergläubische hatte gehoft, nach dem Genuß des neunten Herzens — fliegen zu können, wie ein Vogel.

So willig übrigens der Hundssattler war, sich seiner Unthaten gleichsam zu rühmen, so verschlossen war er in Angabe seiner Zunftgenossen. Man befragte ihn oft, ernstlich, und mit Bedrohung abermaliger Folter nach denselben. Er blieb dabei: daß er weder ihre eigentlichen Namen noch Wohnungen kenne; sondern, daß er nur immer auf der Strasse, an bestimten Tagen und Oertern sie getroffen habe. Auch hätten sie ganz gewiß nun sämtlich schon aus Teutschland, oder wenigstens aus den nächsten Kreißen sich weggeflüchtet; denn sie wären darüber einig geworden, sich sofort zu zerstreuen, sobald einer von ihnen, zumal ihr Oberhaupt, eingezogen werde. — Daß man ihm dies nicht glauben wolte, war sehr natürlich. „Wohlan," sagte er, als man einst scharf in ihn drang; „eines Namen und Wohnung kenne ich allerdings; und glaube auch, daß man seiner habhaft werden dürfte. Dieser war in allen meinen Räubereien mein treuster Genosse; war, so einfältig er sich stelt, schlauer als ich; und kann allerdings noch mehr gestehn, als ich selbst." — Man fragte nach dem Namen; und er nante — solte man es glauben? — jenen armen Leinweber.

Daß

Daß derselbe, auf diese Angabe, sofort geholt und hingesezt ward, erräth man leicht. Aber keine Zunge erzält, und keine Feder beschreibt das Schrecken, das der Unglückliche dabei empfand. Schon lange vorher, als er des Hundssattlers erste Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in sein Schicksal mit verwickelt zu werden; doch nunmehr war er schon seit einer geraumen Frist wieder ruhig und sicher; denn was ging ihn jener Culmbacher Diebstahl an? und überdies sprach man auch bereits im ganzen Lande davon, daß jener sonst vermaledeite Bösewicht doch so ehrlich sei, keinen seiner Gehülfen zu verrathen. Eben hatte dem Weber seine Frau den Tag vorher die freilich nicht tröstliche Nachricht mitgetheilt: daß sie zum siebentenmale schwanger sei. Auch darüber nachdenkend saß er grade in der Dämmerung, und erholte sich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Besuch der Gerichtspersonen eintreten sah. Ein Schauder am ganzen Leibe überlief ihn sofort; aber vollends jedes Haar auf seinem Haupte, jeder Blutstropfen in seinen Adern erstarrte, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaften Aussage jenes Bösewichts etwas vernahm. Indeß sein Weib in Ohnmacht hinsank, seine Kinder um Hülfe und Erbarmen schrieen, und seine Nachbarn zusammenliefen, ließ er sich hinschleppen, wie ein Sinnloser, und gestand, gleich bei der ersten Frage vor

Ge-

Gerichte, alles, was er gethan hatte, alles, was er wuste.

Aber auch bei der grösten Aufrichtigkeit traf sein Geständnis mit der Angabe des Hundssattlers noch äusserst wenig überein. Umsonst betheuerte der Weber im Verhör mit seinem Ankläger, daß er an allen übrigen Unthaten schuldlos sei; umsonst beschwur er mit Thränen, mit aufgehobnen Händen den Verläumder: sich nicht so frevelhaft, so grundlos an ihm zu versündigen; dieser blieb unverrückt auf seiner Rede. Die im̃er steigende Herzensangst des Webers galt für einen Beweis gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen sollen, machte, daß man ihn auch jedes Unternehmens fähig hielt; seine Akten wurden unter Umständen versendet, die im voraus nicht viel Gutes ihm versprachen; das Urtheil hierauf war, wie gewöhnlich: Tortur, und zwar von Rechtswegen! Er erlitt sie; und zwar schreckbar! Denn so oft er sich unter Scharfrichters Händen befand, gestand er aus Schmerz alles, was man fragte, und was man wolte. Ließ man mit Quälen nach, so widerrief er alsbald, und verhalf sich durch diesen Widerruf — nur zu erneuerter, verstärkter Quaal. Sein öfteres Ableugnen galt für blosse Bosheit; Beihülfe zu einer Räuberei war er doch einmal geständig; auf die Richtigkeit der übrigen erbot sich sein Mitgenosse zu sterben. Daß eine Privatfeindschaft zwischen ihnen geherrscht habe, konte

te man aus nichts abnehmen. Dies waren für die Urtheilsverfasser Gründe genug, um auf den Tod zu sprechen. Sie erkanten für den Hundssattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher solte dieser leztere eine Todesangst minder leiden, und zuerst an Galgen kommen.

Als den beiden Gefangenen dieser Ausspruch eröfnet ward, lächelte der Hundssattler verächtlich, und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der Gram um seine nackten Kinder, um sein hülfloses Weib, erwachten mit größter Stärke in ihm. Auch war diese leztere in der That noch bedaurungswürdiger, als er selbst. Während seiner Verhaftung hatte sie und ihre sechs Waisen fast ganz von Almosen der Nachbarn gelebt. Nur mit äusserster Mühe hatte sie zwei oder dreimal die Erlaubnis erhalten, ihren Gatten zu sprechen. Sie hatte ihn gesehn, als man ihn mit noch ganz verrenkten Glieder aus der Folterkammer zurück in Kerker brachte. Steine hätten damals ihren Jammer erweichen sollen. Daß sie in gegenwärtigen Umständen, bei der schwersten Handarbeit, beim öftern Laufen in die Stadt und wieder zurück in ihre Heimath, bei unabläßiger Angst zur Nachtzeit und am Tage, bei der Noth, die sie drückte, bei der noch grössern, die sie bedrohte, doch nicht ganz erlag; sondern immer noch in ihrer Schwanger-

gerschaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortging, — dies würde unbegreiflich scheinen, wüßte man nicht schon aus andern Beispielen, wie ungeheuer viel ein Mensch, und zumal ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber schwacher Trost blieb ihr noch übrig; derjenige, welcher die Unglücklichen so selten ganz verläßt, die Hofnung! — Daß ihr Mann, bis auf jenes unseelige Schildwachtstehn, von allen Verbrechen ledig sei, das wußte sie gewiß; denn noch im Gefängniß hatte er es aufs heiligste ihr zugeschworen; und sie wußte, er werde sie nicht hintergehn; wußte noch aus mancherlei Umständen, daß er unmöglich des Hundsattlers genauer Freund gewesen seyn könne. Daher hofte sie immer: seine Richter würden doch endlich einsehn, was ihr so sonnenklar vor Augen stand; hofte, der Himmel werde sich seiner Unschuld, und wäre es mit Zeichen oder Wunder, annehmen. Aber als der zum Hochgerichte anberaumte Tag nun da war; als sie das Todesurtheil schon öffentlich aussprechen hörte; als sie sah, wie man den Stab brach; wie sich der Zug bereits in Ordnung sezte; und ihr Mann mit thränendem Auge sie zum leztenmal umarmen wolte; da glaubte sie freilich an keine Rettung mehr. Sie riß sich von ihm los, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem sie ihr jüngstes Kind auf dem Arm trug, das nächste an der Hand fortriß, und den

andern

andern ihr zu folgen gebot, flog sie zum Schlosse hin, und verlangte vor ihrem Fürsten gelassen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn sie glaubte, eine Wahnsinnige in ihr zu sehen. Aber eine freundschaftliche Seele flüsterte ihr zu: daß die Marggräfin so eben im Schloßgarten sich befände; alsbald eilte die Aermste dorthin, fand die Fürstin, und stürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beschwor sie bei diesen unglücklichen Geschöpfen, bei dem noch unglücklichern, das unter ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken solle, bei ihrem Jammer ohne Maas und Namen; bei allem, was der Himmel Erhabnes und Heiliges hat — bei diesem und bei tausend andern Dingen noch, beschwor sie die Marggräfin: sich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulten, daß er in diesem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbst, wenn er es hätte — Gott sei ja gnädig! Warum nicht auch Menschen und Fürsten?

Das Herz der Prinzessin war edel und weich. Sie fühlte sich von dem Jammer dieses unglücklichen Weibes, von den Thränen derer, die so eben wahre Waisen werden solten, und vom Schicksale dessen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemal, und bat

selbst für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürsten erhielt Befehl aufs schnellste Roß aus dem Marggräflichen Stall sich zu sezzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Marggräfin ermahnte ihn zweimal ja zu eilen, was er könne; denn sie besorgte sonst, daß er zu spät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So sehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzessin sich gefördert hatten, so war doch eine ziemliche Frist darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgesezt worden. Das ganze Volk, das mit hinausströmte, bedauerte den Weber; selbst diejenigen, die sonst auf sein hartnäckiges Läugnen geschmält hatten, schlossen nun aus seinem Betragen auf seine Unschuld, und wünschten seine Befreiung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man suchte ihn noch zu verlängern, so viel man konte. Man ward immer lauter, immer unwilliger, jemehr man sich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jezt oder jezt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man ward endlich an der unglücklichen Stelle. Der Priester hatte bereits seine lezte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder stieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jezt, indem er schon auf der dritten Sprosse stand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wolte, jezt

wandte sich der gröste Theil der Zuschauer, halb unwilkührlich, noch einmal gegen die Stadt zu, und einige sahen von weitem etwas weisses in der Luft. Man schrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkante in nächster Minute das Roß, den Zwerg und das weisse Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf einmal. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von neuem, als man die Hofnung bestätigt fand. Man rief von neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war also die Würkung, die diese angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch stärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verursacht wurde; und dieser war — nicht etwa der Weber selbst, sondern der Hundssattler. Hartnäckig hatte dieser Bösewicht ohne Gleichen im Gefängnis alle geistliche Zusprüche, alle Erinnerungen an ein jenseitiges Leben zurückgewiesen. „Er werde schon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu sterben wissen!“ Dies war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über seine Missethaten ermahnte. In den lezten drei Tagen, wo man ihm (nach einer in verschiedenen Ländern bei Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frei stellte, was er zu essen und zu trinken wünsche, hatte er sich noch so gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als sie das weisse Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehn noch über den

Lermen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äusserten, und über das Zittern seines Kameraden gespottet. — „Das soll meine lezte Freude seyn,“ sagte er, „zuzusehn, wie dieser fromme Dieb seine Abschiedscapriole schneidet!“ Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Gesichtsfarbe schaute er würklich hin, als dieser Arme die Leiter hinaufstieg.

Doch als gerade im lezten möglichen Augenblick die Rettung würklich noch sich einstelte, da ward der Hundssattler auf einmal bleicher als eine weisgetünchte Wand, trat ein paar Schritte zurück und rief: „Ja, es ist ein Gott im Himmel, und eine Vorsicht, an die ich bisher niemals glaubte! Dies ist die Probe, die ich mir sezte! Ich glaubte schon gewonnen zu haben, und sehe nun, daß ich verliere.“ — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unschuldig,“ sprach er, „ist der Weber. Nur gezwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. Selbst das Geld, das er bekam, wolt' er zurück geben, so sehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. Jeden Diebstahl hat er sonst, wie den Tod selbst, gehaßt. Alles dies wußt' ich, und verleumdete ihn absichtlich. Doch nicht etwa aus Rachbegier; sondern nur um zu sehn, ob es eine göttliche Gerechtigkeit gebe, die sich der Unschuld annehmen werde. Jezt erkenn' ich, es giebt eine; und ich bitte man führe mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich sterben muß. Ich

will

will dafür auch noch manches bekennen, was wohl verdient, daß man einige Tage länger mich leben läßt.“

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder from genug, um sein Verlangen ihm zu billigen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bei einem neuen Verhör allerdings manches von ihm, was nüzlich und wichtig war. Denn jezt erst zeigte er seine ehmaligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Bösewichtern gesäubert. Ueber eine Menge von Diebstählen bekam man erspriesliche Erläut rung. Die Unschuld des Webers ward ausser Zweifel gestelt. Als ohngefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweitenmal hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Aenderung viel innern Werth besizze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Bösewicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstüzzen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksaal entgegenstelt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht

ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben solte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beim offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falschmünzer, Meineidiger, Betrüger – dem Scheine nach.

Englische Kriminalanekdote.

Jakob du Moulin war einer von den französischen Hugonotten, die der Religionseifer des so oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er, im lezten Regierungsjahre Karl II. nach England; und nüzte seine wenige noch gerettete Baarschaft zum Ankauf einiger beim Zollhause für verfallen erklärter Waaren, die er dann stückweis wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen strebte.

Handelsleute dieser Art stehn gewöhnlich in England eben nicht im Kredit der tadelfreisten Ehrlichkeit. Da sie mit Waaren handeln, worauf fast immer ein hoher Impost steht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, so gilt selbst der Ankauf beim königlichen Zollhause nur größtentheils für einen Deckmantel eigner Kontre-

trebande. Du Moulin, überdies noch Ausländer, und von einer Landsmannschaft, die man in England niemals liebte, blieb sehr natürlich von diesem Verdacht auch nicht befreit. Dennoch hätte er dies leicht verschmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, blos persönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nämlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falsches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zwiefach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falschgemünzten Stükken; behauptete, solche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derselben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hizze es ableugneten, so blieb er doch, wenn nicht ganz unleugbare Umstände vom Gegentheil ihn überführten, stets sehr hartnäckig auf seiner Beschuldigung; brachte sich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor almählig seine Kunden, und endlich fast seinen ganzen Kredit.

Einst fügte es sich, daß er an einen gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren, acht und siebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm sofort in Guineen und Portugallesern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihn aber sein Käufer auf Ehre versicherte:

daß er sie alle sorgfältig untersucht, und grade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plözlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte sechs Goldstücke zum Vorschein, und versicherte: sie wären ein Theil jener empfangnen Summe, aber von so schlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müsse. Harris untersuchte dieselben, erkante ebenfalls ihre Unächtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszalung befindlich gewesen wären. Du Moulin blieb auf seinem Sazze. „Er habe," sagte er, „dieses Geld in einen Schubladen ganz allein gelegt; habe es sofort zur Bezalung eines bald gefälligen Wechsels bestimt; habe, da solcher heute eingegangen, das bisher verschloßne Fach geöfnet, und beim Aufzälen diese unächten Stücke gefunden. Kein andrer Mensch sei in diesen Schrank gekommen; kein Irrthum sei möglich; und ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich anfangs habe ausschiessen wollen." — Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte seinen Gegner der Betrügerei. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beschwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt:

daß

daß Harris diese sechs unächten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Leztern dies verdroß, kann man leicht denken. Ueberzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstüzt habe, erzälte er diesen Vorfall wo er nur hinkam; schimpfte auf den diebischen Franzosen so viel er nur konte; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von eben demselben ähnliche Vorfälle erzälten. So formte sich ein Gerücht, das bald weiter um sich grif; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seines Umgangs entäusserten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spreche, so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden halber gerichtlich. Hierdurch aufs äusserste gebracht, behauptete Lezterer nicht nur seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, sezte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Haussuchung bei ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter such-

te, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßne Kreide, ein paar Geldstempel, und noch andre Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sei. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstüzt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trozzige Unwissenheit, mit welcher er noch jezt nichts begreifen wolte, und mit welcher er Dinge ableugnete, die man ihm vor Augen legte; alles dies vergrösserte seine Schuld und seine Strafbarkeit bei jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundnen Werkzeuge mit den ausgegebnen und bei ihm angetrofnen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war beides so übereinstimmend, daß er die Gleichheit selbst nicht leugnen konte. Aber die That sowohl, als auch die kleinste Kentniß von ihr, leugnete er hartnäckig. Die Geschwornen liessen jedoch sich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erst abzutreten, auszusprechen. Der Tag seines Todes ward angesezt.

Ohngefähr drei Tage vor demselben trug es

sich

sich zu, daß ein gewisser Williams, der anfangs bei einem Petschierstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen sich beschäftigte, von einem Hause herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochschwangre Frau entsezte sich darüber dergestalt, daß sie sofort misgebahr. Sie merkte bald, daß dies ihr Ende seyn werde; sie ließ daher so schleunig als möglich du Moulins Gattin rufen; begehrte, daß man sie beide allein lasse, und that ihr dann ungefähr folgende Eröfnung:

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon seit mehrern Jahren stand er mit drei andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst manches unter die Leute gebracht, und besizze mithin Kentnis von allem. Einer von den übrigen dreien vermiethete sich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröfnung aller Schlösser hinlänglich versehen, hat er, so oft sich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr seine Einnahme zu verwahren pflegte, eröfnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt.

Auf diese Weise, die ich freilich jezt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Kredit und Freiheit gekommen; und würde jezt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Namen und den Wohnort der beiden andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drei Personen an, und bewürkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er leugnete alles gradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbnen Williams und dessen Frau nie gekant; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimte auch der Zweite ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam grade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher

Mün-

Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konten, mit sich. Die Vorlegung von diesem allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geleugnet hätte, stuzzig. Der Richter drang ernstlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hofnung, durch ein aufrichtiges Geständnis, sein Leben fristen zu können. Dies würkte endlich. Er bekante, daß er schon lange mit dem Gestorbnen, und mit dem, der vor ihm verhört worden, in Verbindung gestanden habe; daß beide oft, in seiner Gegenwart und mit seiner Theilnahme, falsches Gold geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weise, wie es untergebracht worden, keine Kentnis habe; weil dies bloß Williams und vielleicht auch du Moulins Bediente auf sich genommen hätten.

Auf dieses, nachher noch umständlicher wiederholte Geständnis, und auf die wahrhaft befundne Anzeige: wo man noch mehr Prägewerkzeug und falsche Münzen finden würde; schob man nicht nur du Moulins Hinrichtung auf, sondern jene Beide wurden auch für überführt und des Todes schuldig erklärt. Gleichwohl leugneten sie immer fort hartnäckig ihr Vergehn; und auch gegen du Moulin wolte der Verdacht (wenigstens bei vielen im Volk) noch nicht verschwinden. Daß jene später Verhafteten schuldig wären, zweifelte man keinesweges; aber daß die Anklage gegen sie blos

an-

angestelt worden sei, um den eben so schuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den Umstand, daß man falsches Gold nicht nur zerstreut, sondern auch in ganzen Haufen bei ihm angetroffen, konte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften: daß er es in Geldzahlungen von Unbekanten, an welche er sich nicht mehr zu halten wisse, empfangen, und nachher ausgeklaubt habe. Doch der üble Umstand, daß man Stempel und andre Prägwerkzeuge bei ihm so wohl verwahrt gefunden, konte durch seine, immer im allgemeinsten Ausdruck gemachte Versicherung: daß er nicht wisse noch begreifen könne, wo sie hergekommen? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betrügerei seines Bedienten immer noch kein recht gültiges Zeugniß. Jener eingeständige Falschmünzer hatte nur gegen den Gestorbner und gegen den zweiten Mitschuldigen gehörig und bestimt ausgesagt. Williams Frau war todt. Ihre Erzälung hatte nur du Moulins Gattin mit angehört, die hier unmöglich für unparteiisch gelten konte. Von den Ueberwiesenen hatte freilich keiner den du Moulin selbst als Mitschuldigen angegeben. Seine Freunde hoben diesen Umstand sehr zu seinem Vortheil aus. Recht betrachtet, bewies er nichts. Die aufgefundnen Stempel blieben immer dem ohngeachtet ein harter Verdacht.

Doch während auf diese Art die öffentliche Meinung noch hin und herschwankte, war man so glück-

glücklich, bei einer nochmaligen Untersuchung, in einem Schranke, der du Moulins Diener gehörte, eine kleine, sehr gut verborgne Schublade, und in dieser einen Bund Schlüssel, nebst einem in Wachs abgedrückten zu finden. Diesen Abdruck verglich man mit den Schlüsseln selbst, und sieh da, derjenige, der genau hineinpaßte, schloß jenen Schrank du Moulins, in welchem man die Stempel und die einzelnen Haufen falscher Münzen angetroffen hatte. Als man daher diesen Menschen nochmals verhörte, legte man ihm ganz unerwartet Schlüssel und Wachsabdruck vor, und fragte ihn: Was er noch gegen diesen Beweis einzuwenden habe? Jezt erschrack und erblaßte er; die Thränen traten ihm in die Augen, und er bekante: „Ja, er sei schon verschiedne Jahre hindurch nicht nur Münzverfälscher, sondern auch vorzüglich derjenige gewesen, der die falsche Münze seiner Genossen in Umlauf zu bringen gewußt habe. Blos in dieser Absicht habe er sich zum du Moulin vermiethet; habe zu allen seinen Schränken und Kassen sich bald Nachschlüssel zu verschaffen gewußt; habe sich aber sorgfältig gehütet, auch nur das geringste zu entwenden, damit man seinen Auswechslungs-Kunstgrif um so weniger argwöhnen möge. Als der Handel mit Harris gerichtlich geworden, sei er in Sorgen gerathen, weil er wohl gewußt, daß er die in seiner Kiste befindlichen Werkzeuge auf den Fall einer Haussuchung in der

heim-

heimlichen Schublade, auf welche er sein ganzes Vertrauen gesezt, nicht lassen könne. Immer habe er daher von ihnen, so viel er gekont, bei sich getragen. Als die Gerichtsbedienten zur wirklichen Untersuchung beordert worden, habe er sie von weitem kommen gesehn; sei so schnell als möglich in seines schon verhafteten Herrn Kabinet geeilt; habe solches sowohl, als den Geldkasten und Hauptschrank, mit Nachschlüsseln geöffnet, Stempel, Metalle, Scheidewasser, noch andre Werkzeuge und mehrere falsche Münzen hineingeworfen, und habe alles kaum wieder verschliessen können, als die die Gerichtspersonen schon vor der Thüre erschienen wären."

Auf diese Art war du Moulins Unschuld nun an Tag gebracht und gerettet. Alle Umstände, die vorher wider ihn zeugten, waren aufgeklärt. Der Eid, den er gegen Harris ablegte: daß er die Münze, welche er zurückbrachte, würklich von ihm empfangen habe; — dieser Eid war freilich ein Meineid gewesen. Aber weder Nachläßigkeit, noch Unachtsamkeit, am allerwenigsten Bosheit, hatte denselben verursacht. Er hatte die falschen Goldstücken würklich in dem Fache gefunden, in welchem er jene Summe allein aufbewahrt hatte; daß sie immittelst durch eine andre Hand verfälscht worden, konte er auf keine Art muthmassen. — Wenn man übrigens bedenkt, wie manche Zufälligkeit sich ereignen mußte, um einem schuldlosen,

schon

schon auf so vielfältige Art tiefgebeugten Mann, das Lezte, was ihm ein treuloser Bedienter noch übrig gelassen, das Leben zu retten; wenn man erwägt: wie ohne Williams jähen Tod, ohne seiner Frauen lezte Gewissensangst, du Moulin in aller Augen als ein mannichfacher, verstockter Verbrecher hingerichtet worden wäre; dann kann man sich wohl nicht eines kleinen Schauders bei dem Gedanken enthalten: Wie oft mag nicht, selbst bei sorgfältiger Gerechtigkeit, die Unschuld bluten, indeß die Bosheit mit heimlichem Hohnlachen zuschaut!

Auch Mordbrenner und Selbstverräther.

Etwas Aehnlichkeit mit vorhergehender Begebenheit in Rücksicht des Verbrechens, der Heuchelei, die dabei obwaltete, und der Freiwilligkeit des Geständnisses hat, wie mich dünkt, die Geschichte eines Unglücklichen, den ich selbst in meinen Jünglingsjahren seine (fast möcht' ich sagen, allzuharte,) Strafe leiden sah. Es fehlt ihr freilich das Ausgezeichnete in der Ursache der Entdeckung. Der Verbrecher kam hier auf einem weit gewöhnlichern Wege zur Gewiß-

sensunruhe und zur Selbstangabe. Dennoch dünkt sie mir auch in sofern der Erzälung nicht unwerth, als man aus ihr ersieht: daß der Anschein der Unschuld also eben so trügend, als der Anschein der Schuld seyn könne.

Auf einem Dorfe in der Oberlausiz, ohnweit Budißin gelegen, verliebte sich im Jahr 1770 oder 71 ein junger Bauer in eine ebenfalls noch junge, ziemlich wohlhabende Witwe; warb um sie; erhielt aber abschlägliche Antwort. So weh ihm diese leztere that, so schreckte sie ihn doch nicht ganz ab. Er suchte vielmehr alles hervor, was er nur wußt' und vermochte, um sich annehmlicher zu machen; vergebens! Endlich, als nichts anschlagen wolte, schickte er ihr einen Brief, dessen Anfang nochmals warb, und dessen Ende — drohte. „Ihre Verweigerung werde sie“ versicherte er „einst, und zwar bald gereuen; werde sie noch um Haus und Hof bringen, wenn sie nicht eines bessern sich besinne.“ — Dies hieß freilich sehr nachdrücklich gesprochen, ward aber doch — nicht erhört. Die Wittwe heirathete bald drauf einen andern, der ihr besser gefiel.

Acht oder zehn Tage nach dieser Hochzeit stand eines Morgens ihr Bauergut schnell in heller Flamme und verbrante fast bis auf den lezten Span. Es fanden sich die allerdeutlichsten Spuren boshafter Anlegung, und der Verdacht davon fiel, sehr begreiflich, auf jenen unglücklichen Freiwerber.

Er

Er ward sogleich verhaftet, nach Budißin gebracht und verhört. Aber troz der allersorgfältigsten Untersuchung konte man — ausser jenen Drohworten, die er selbst eingestand, doch viel linder deutete! — auch nicht den kleinsten Beweis gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab sich ein Umstand, der sehr zu seinen Gunsten sprach. Das Feuer auf der Bäuerin Gute war, wie bereits erwähnt worden, des Morgens, und zwar an einem Sontags-Morgen ausgebrochen. An eben diesem Sontag nun hatte der Inquisit in einer, fast vier Meilen von jener Brandstätte entlegnen, Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet, und nach derselben das Abendmal empfangen. Noch mehr in eben diesem so entlegnen Dorfe war er schon des Abends vorher befindlich gewesen, und hatte sich zu gewöhnlicher Zeit schlafen gelegt. Ueber alle diese Punkte stelte er unverwerfliche Zeugen. Wolte man ihn auch für ruchlos genug halten, daß er einen solchen wichtigen, (für Leute seines Standes zwiefach ehrwürdigen) Tag durch einen so grossen Frevel habe entheiligen können; so widersprach doch die Entfernung der Oerter und die Gewisheit seines Nachtlagers, aller Möglichkeit einer Anlegung durch ihn; und von irgend einer Mitgenossenschaft, wo andre in seinem Namen Rache verübt haben könten, äusserte sich auch nicht die geringste Spur. Der Inquisit blieb daher zwar im Verhaft, aber in sehr leidlichem.

Seine Sache ward verschickt. Man sah zum Voraus, daß auf den Schwur gesprochen werden und er damit loskommen würde.

Während dieses Zwischenraums, und indem er sein Urtheil erwartete, überfiel ihn eine ziemlich gefährliche Krankheit. Um ihn bei solcher gehörig abzuwarten, brachte man ihn ins dasige Arbeitshaus, welches beiher auch als Verpflegsort gebraucht wird. Hier genaß er; ward aber absichtlich, als er schon wieder herumgieng um sich desto gründlicher zu erholen, noch einige Tage drinnen gelassen; und grade jezt ereignete sich ein neuer Zufall, der selbst den lezten Rest des noch übrigen Verdachts von ihm zu entfernen schien. — Jene abgebrante Bäuerin hatte ihre Gutsgebäude von frischem zu bauen angefangen, und war bereits damit fast bis unters Dach gekommen, als abermals Feuer bei ihr ausbrach; abermals mit den sichtlichsten Merkmalen boshafter Anlegung. Ihr ganzes Gebäude ward wieder Asche, und sie selbst nunmehr völlig an Bettelstab gebracht. — Die Nachricht davon gelangte bald in die nahgelegne Stadt. Man sprach überall, mithin auch im Zucht- und Arbeitshause davon. Der Inquisit, als sein Wärter ihm davon erzählte, fragte spottend: „Ob er das vielleicht auch gethan haben solle? und ob man noch nicht einsähe, daß die Gutsbesizzerin, die von jeher ein stolzes, böse/

Geschöpfe gewesen sei, auch ausser ihm Feinde, und zwar rachsüchtigere, besizzen müsse?“

Allerdings schlos man so; allerdings that ihm dieser lezte Vorfall, wenn auch nicht bei seinen Richtern, doch in den Augen des Publikums die ersprieslichsten Dienste. Man glaubte ganz gewiß: er werde nur ins Gefängnis zurückkommen, um desto förmlicher, desto rechtlicher daraus wieder entlassen zu werden. Höchst wahrscheinlich wäre auch dies geschehen, hätte er nicht gleich drauf alle diese günstigen Eindrücke — selbst vernichtet. Denn am nächsten Sontage hielt der Geistliche, dem die Seelsorge dieses Zucht- und Armenhauses oblag, eine Predigt, in welcher er sehr lebhaft die grössre Strafwürdigkeit derjenigen schilderte, die in jene Welt beladen mit Verbrechen übergiengen, welche sie in dieser hartnäckig verschwiegen oder wohl gar abgeleugnet hätten. Muthmaslich fiel ihm hierbei auch nicht ein Gedanke an unsern Inquisiten ein; sondern er hatte unter seinen Zuhörern noch weit andre und weit mehrere, die in Verdacht standen, manches auf ihrem Herzen und Gewissen behalten zu haben. Aber das Feuer seiner Rede, die Stärke seiner Beweisgründe fruchteten grade da, wo er sich dessen am wenigsten versah. Unser Inquisit, dem doch Ermahnungen zum gütlichen Geständnis nicht so ganz fremd und neu seyn konten, fühlte sich von der jezzigen (er kont' es nachher selbst nicht sagen,

wie?) ergriffen; ging gleich nach dem Gottesdienst zum Pfarrer hin; gestand — man denke sich dessen Erstaunen! — Anlegung des ersten Brandes; ja, gab sich auch, was allen anfangs ein Mährchen schien, als den alleinigen Urheber des zweiten schuldig.

Mit einer Anstrengung, welche freilich die gewöhnlichen menschlichen Kräfte übersteigt, welche aber doch durch die entschlossenste Rachbegier zur Möglichkeit geworden war, hatte dieser Elende das erstemal, nachdem er zuvor würklich sich niedergelegt, aber sorgsam gelauert hatte, bis seine Kameraden schliefen, sich zum Fenster herabgelassen. Zwar war die Zeit, die er frei hatte, höchstens eine Frist von sechs bis sieben Stunden; er selbst war nur halb angezogen, die Nacht rauh, die Entfernung äusserst ansehnlich. Aber nichts von diesem allen hielt ihn auf. Schneller als ein gelernter Läufer war er hin und her geeilt; hatte mit schon vorher abgemeßnen, bereit gehaltnen Lunten das Feuer so angelegt, daß er gewiß wuste, erst in einigen Stunden könne solches ausbrechen; war gleich schnell und ganz unbemerkt zurückgekehrt; hatte sich, dem Schein nach, wecken lassen und dann — man kann leicht erachten, mit welchem Herzen! — in die Kirche begeben. Zu eben der Zeit, als er vor dem Beichtstuhl kniete, mußte, nach seiner Ausrechnung, die auch nur allzu

richtig

richtig eintraf, das Gut seiner Feindin in vollen Flammen stehn.

Noch verwegner war er das zweitemal zu Werke gegangen. Durch sein geduldiges Betragen, durch sein frommes Reden, durch willige Dienstleistungen und Kleinigkeiten mancher Art hatte er nach und nach das Zutrauen des Aufsehers vom Zuchthause erworben. Daß er zu entfliehen suchen solle, argwohnte kein Mensch, denn man hielt ihn noch für alzumatt von seiner lezten Krankheit; nicht gerechnet, daß es eine Thorheit gewesen wäre, wenn er, der nicht viel zu befürchten hatte, durch eine Entweichung sich alles hätte verschlimmern wollen. — Mit wenigen Worten, man traute ihm alzuviel! Er fand Gelegenheit zu bemerken: wo des Nachts die Hausschlüssel hingelegt wurden; wuste sie glücklich zu entwenden; schlos auf; war aber nichts weniger willens, als zu entfliehen; sondern sein einziger Zweck blieb: Wiederholung seiner Rache. Diesmal hatte er nicht so weit, wie das erstemal. Nachdem er bewürkt, was er suchte, war er richtig zurückgekehrt, und war beim Eingange so unbemerkt wie beim Ausgange geblieben.

Sein Prozeß ging nun von neuem an; und das Endurtheil lautete: Hinausschleifung auf der Kühhaut und lebendige Verbrennung. Ich gestehe, daß sein Verbrechen hart, und die Umstände dabei erschwerend waren. Ob aber nicht sein

eignes Geständnis doch etwas von dieser Schärfe hätte mildern sollen? darüber — mag ich nichts entscheiden. Genug, der Buchstabe des Gesezzes ward beibehalten. Man verfuhr bei der Strafe ganz ohne einige, selbst verdeckte, Milderung. Das Leiden des Unglücklichen war einige Minuten hindurch fürchterlich.

Mordbesteller, oder Mörder — welcher von beiden der Strafbarste? *)

Johann Zen**, ein junger Bauer im Dorfe Nautonitz, **) lebte als einziger Sohn im Hause seines

*) Diese ganze Kriminalgeschichte ist Zug für Zug aus authentischen Quellen genommen, die ein günstiger Zufall mir in die Hände führte. Vielleicht dürften einige meiner Leser ihren Abdruck, wenigstens hier, tadelswerth finden, weil es ihr ganz an Verwicklung, und zumal an dem, was man romantischen Anstrich nent, gebricht. Doch, denk' ich, wird man einige Züge der menschlichen Natur, zumal in den untersten Klassen, in ihr antreffen, die der Aufmerksamkeit nicht unwerth sind; und auch der Zweifel der Richter am Schlus schien mir derselben das ganz Alltägliche zu benehmen.

**) Nautonitz, Jarvitz, Strzedokluk u. s. w. sind Namen von Dörfern im Rakonizer Kreisse.

seines Vaters, dessen Wirthschaft er einst zu erben gedachte. Im zwanzigsten Jahre heiratete er eine Bäuerin aus Jarpiz, die Tochter nicht ganz unbemittelter Aeltern; ein Mädchen, wenige Wochen über fünfzehn Jahr alt, auch von Gestalt ziemlich artig, deren er aber in der Ehe bald satt ward. Warum? wußte er nachher selbst nicht genau anzugeben. — „Sie hab' es nie recht gut mit ihm gemeint, und als er einst krank gewesen, ihn nicht gehörig gepflegt!“ so sagte er nach ihrem Tode vor Gerichte. Bei ihrem Leben hatte er sich schon bei einer Nachbarin beschwert: „Seine Frau tauge nicht zur Wirthschaft.“ — Wohl möglich, daß er, bei ihrer grossen Jugend, in beiden Punkten, zumal im Leztern, nicht ganz Unrecht hatte! Doch galt sie bei allen ihren Bekanten für ein stilles, gefälliges, fleißiges Geschöpfe. Zen**s eigne Aeltern — wovon die Mutter überdies Stiefmutter war — gaben der Schwiegertochter auch im Grabe noch, zu einer Zeit, wo sie ihren Sohn gern entschuldigt hätten, ein günstiges Zeugnis; und ein paar einzelne Züge von Gutmüthigkeit werden im Verfolge dieser Erzälung vorkommen. Er gestand überdies selbst, bald nach seiner Hochzeit, zu Strzedokluk beim Tanze, eine gewisse Dirne von Tellez kennen gelernt zu haben, die er gewiß geehlicht haben würde, wenn er nur erst seine jezzige Frau losgewesen wäre. Vielleicht war es daher diese

neue Liebe, vielleicht auch blos ein natürlicher Wankelmuth, der ihn antrieb, schon vor Verlauf des zweiten Jahrs, nichts sehnlicher zu wünschen, als, bald wieder Witwer zu werden; oder vielmehr sich selbst zum Witwer zu machen.

Seine ersten Gedanken gingen jezt — sehr nach gewöhnlicher Art roher Seelen! — auf abergläubische Mittel. Mit nichts schlägt der Pöbel lieber todt, als mit — Simpathie, *) wie er es nent. Auch Zen** erkundigte sich daher gesprächsweise bei einigen seiner Bekanten: Ob sie nicht Jemanden (der gemeinen Mundart nach,) verderben könten? erfuhr mancherlei Gaukeleien; **) hatte grosse Lust jede derselben zu versuchen; fand aber auch

*) Und zwar sehr natürlich, wie mich dünkt! Nicht nur, weil er steif und fest an den Einflus solcher Alfanzereien glaubt; sondern weil er die Strafbarkeit seines Vorhabens zu mindern hoft, wenn er sogenante höhere Wesen gewissermassen zu seinen Mitschuldigen machen kan. Mögen es diese verantworten! denkt er. Der Pöbel aller Zeiten und aller Stände ist eben daher auch ein solcher Liebhaber von Zaubereien. Und die Zauberer der rohsten Völker sind am meisten im Besiz Böses zu thun.

**) Ich könte viele davon anführen, denn sie waren im Verhöre angegeben. Aber sie wetteiferten unter sich an Thorheit, zum Theil auch an Eckel. Nur eine komt im Verfolge noch vor. Kirchhof, Sarg, Blut, menschlicher Unflath sogar, spielten bei allen wichtige Rollen.

auch bei jeder gewisse Schwierigkeiten, die bald durch seine Feigheit, bald durch eine andre Zufälligkeit für ihn unübersteiglich wurden; und fing sich nun an, nach solchen Dingen zu erkundigen, deren Erfolg natürlicher und sicherer wäre. So fragte er unter andern einen gewissen Pokorny, Bauer von Przilep: „Ob er nicht ein Mittel wisse, wodurch man auf der Stelle eine Stutte umfallend machen könne? Er wolle ihm zuweilen dafür zwei Gulden, auch oft Brod und Mehl schenken.“ — So versicherte er eine Hirtensfrau: „daß er denjenigen reichlich bezalen wolle, der ihm von seiner Frau helfe.“ — Reden dieser Art, die nachher auch zuerst den Argwohn des Mords auf ihn brachten, hätten eigentlich gleich damals ihn verdächtig machen können. Aber sie blieben ungeachtet; und galten, zumal die Leztere, für Aeusserung eines raschen Unwillens, der unter der ungebildeten Klasse von Menschen nicht gar selten sich finden mag. — Kurz, Zen** hatte seine Frau nun ins dritte Jahr, und konte ihrer immer noch nicht los werden.

Aber jezt, mit Anfang des Jahrs 1791, zog zu seinen Aeltern ein Knecht, Joseph So**r, von Prag gebürtig, auf welchen Zen** sofort ein unseliges Zutrauen sezte. Es war ein Mensch schon nahe am Dreißigen, der von seinen vorigen Diensten ein günstiges Zeugnis der Treue und Thätigkeit mitbrachte. Aber eine gewisse trozzige Miene

und der Umstand, daß er sehr arm war, machten Jenem Hofnung: daß So** zu allem möglichen sich werde erkaufen lassen; und gleich in erster Woche suchte Zen** dahin einzulenken. Freilich waren seine ersten Fragen äusserst entfernt; und erkundigten sich blos: Ob er nicht mit gewissen Mitteln bekant sei? Ob er ihm nicht einen gewissen Dienst leisten wolle, wofür er es dann lebenslang bei ihm gut haben könne? und dergleichen mehr. Da aber So**, wie sehr natürlich, hierauf weder mit Ja noch Nein, sondern mit der Gegenfrage: was er denn eigentlich damit meine? antwortete; so entdeckte er sich ihm ganz; schwur, daß er seine Frau von Herzensgrunde hasse; daß er nicht eher ruhig seyn könne, bis sie im Grabe liege; und bat ihn um Rath sowohl, als um Beistand. So**r war anfangs allerdings betreten; doch die gefährliche Aussicht auf Gewinn, und auf einen Dienst, wo er es lebenslang gut haben solte, blendete ihn bald. Auch der Umstand, daß er in den ersten paar Monaten gewiß noch keinen ernstlichen Antheil nahm, entschuldigt ihn mit nichten; denn es war schon strafbar genug, daß er ihn nur zu nehmen schien.

Ihre ersten Berathschlagungen liefen abermals auf abergläubische Possen hinaus. Zen** hatte gehört: Wenn man ein Hemde bekommen könne, das ein Leichnam schon im Sarge angehabt, so müsse derjenige, der es unwissend wieder anlege,

sterben. Er trug daher So**rn auf, ihm ein solches Hemde vom Gottesacker zu Czerwinka zu verschaffen. Wahrscheinlich aus heimlicher Furcht spielte dieser den Ungläubigen, versicherte dieser, daß ein solches Mittel durchaus nichts helfe, und brachte andre in Vorschlag, die (wo möglich) noch sinloser und eben so unausführbar waren. — Die Reihe traf daher wiederum Gift. *) So**r entsann sich, daß sein voriger Dienstherr, ein Gastwirth zu Horzin, Rattenpulver besessen habe. Zen** drang sofort in ihn, hinzugehn und solches zu holen. Der Knecht ging; doch nur zum Schein. Sein Gewissen erwachte. Er gab vor, kein solches Pulver mehr gefunden zu haben. Als Zen** noch ein paarmal ihn hinschicken wolte, brachte So**r, um nur Ruhe zu haben, gepülfertes Glas zurück; widerrieth aber selbst, solches der Frau zu geben, weil es — nichts schaden würde. Auch Zen** scheint den Betrug gemerkt zu haben; er vergrub das Pulver im Stall und sezte desto schärfer in So**n, nach Prag zu gehn, und sich bei sei-

*) Schon Herr Klein in seinen vortreflichen Annalen preußischer Gesezgebung macht an mehrern Orten die Bemerkung: daß grade die niedrigere Klasse von Menschen in Teutschland weit mehr, als die Vornehmere, wenn sie Rache, Haß, oder Schadenabsicht zu befriedigen sucht, ihre Zuflucht zu Vergiftungen nimmt. In andern Ländern thut es die vornehmere Klasse.

seinem, da noch lebenden Vater zu erkundigen: wie man Gift bekommen könne?

Hier ein trauriger Beweis mehr, für wie weniges Geld dr dürftige Unwissenheit zum Laster, oder wenigstens ur Beförderung des Lasters sich erkaufen läßt. Der Alte widerrieth es anfangs seinem Sohn höchlich: mit solchen Dingen sich zu befassen. Doch als er hörte, daß Zen** es gern reichlich bezalen wole, erbot er sich endlich doch, ein solches Mittel zu verschaffen; und gab, nachdem er sich noch ein paarmal dran erinnern lassen, für einen baaren Gulden, ein grünliches Pulver her, das er für Gift erklärte, das aber, wie man nachher erfuhr, blos in zestoßnem Grünspan bestand. Voll Freuden brachte Zen** würklich seiner Frau solches im Biere bei; aber es bewürkte blos ein starkes Erbrechen; sie genaß bald wieder; auf ihren Mann warf sie auch nicht den geringsten Verdacht.

Diese Genesung verdros den Nichtswürdigen äusserst. Er that nun So**rn, da selbst solche Mittel mislangen, immer noch gewaltthätigere Vorschläge. Er wolte mit seiner Frau auf ein, ohngefähr zwei Meilen entlegnes, Dorf gehn; auf dem Heimweg solte So**r im Walde aufpassen; solte ihn selbst mit Stricken binden, und die Frau todtschlagen. Er brachte ihm ein paar neue Stricke dazu; er bot ihm Geld über Geld; dem Knechte schien dieses doch alzugewagt. — Zen** ließ sich nicht

nicht irren. Er hatte bald einen andern Plan. „Er wolte mit seinem Vater nach Prag gehn. Des Nachts solte So**r die Mutter in der Stube versperren, die Frau in der Kammer erwürgen. Damit der Verdacht auf Räuber falle, könten ja auch die Betten weggetragen und irgend wohin versteckt werden.“ — So**rn schien die Rolle, die er dabei zu spielen habe, so gefährlich, wie die vorige. Noch mehr, sein Gewissen erwachte abermals. Er machte sich einen Behelf, und ging nach Jarpiz zu Zen** Schwiegereltern. Er versicherte späterhin vor Gerichte: „Damals fest entschlossen gewesen zu seyn, diesen Eltern zu entdekken, was Zen** gegen seine Frau im Schilde führe. Er habe eben deswegen sie selbst sowohl, als auch das Dienstmensch, befragt: Was die Tochter von der Behandlung ihres Mannes sage? und zu verstehn gegeben: daß solche sehr übel dran sei. Da er aber zu seiner Verwundrung gehört: daß die junge Frau nie, auch nur die geringste Klage über ihren Mann geführt; so habe er ebenfalls geschwiegen.“

Kurz vor dieser Zeit hatte Zen** eine Entdekkung gemacht, die allein schon ein minder verstocktes Herz auf beßre Gedanken geleitet haben würde. Er merkte, daß seine Frau schwanger, und wenigstens schon im sechsten Monat schwanger sei. Aus einer sonderbaren Schüchternheit hatte sie nie weder ihren Schwiegereltern, noch ihrem

ihrem Manne ein Wort davon gesagt. Daß bei diesem Leztern auch nur der entfernteste Verdacht, als ob er nicht Vater sei, obgewaltet, davon fand sich nirgends eine Spur; aber eben so wenig änderte diese Entdeckung seinen Vorsaz, vielmehr glaubt' er um so mehr die Ausführung des Leztern beschleunigen zu müssen. Er befahl dem Knechte, ihm im Walde zwei tüchtige eichne Knüttel abzuschneiden, und irgendwo im Hause zu verstecken. Er sei, sagte er, Willens, seine Frau nächstens einmal, noch vor Tages Anbruch zu ihren Eltern zu senden; dann könten sie ihr nach, und im Busche sie todtschlagen. So**r, — entweder um wenigstens dem Anschein nach seinen Willen zu thun, oder auch würklich zur That bereitwilliger, wenn er bei ihr einen Genossen habe, — brachte die Knittel. Der Ehmann quälte von nun an in Geheim sein Weib, daß sie doch einmal nach Hause gehn, und ihren Vater um Geld, dessen er bedürfe, *) ansprechen solle; und die Unglückliche war gutherzig genug, drein zu willigen.

Der lezte Sontag im November ward zu diesem betrüglichen Gange angesezt. Gleich am frühesten Morgen war Zen** im Stall, und trieb So**rn an, diese schöne Gelegenheit nicht zu verabsäu-

*) Daß auch dies eine Unwahrheit war, sieht man daraus: daß er nachher allerdings baares Geld hatte, — den Mörder zu lohnen.

absäumen. Vom Selbstmitgehn sprach er freilich nichts weiter, aber desto mehr vom Belohnen. So**r weigerte sich durchaus. — Bald darauf kam Zen** wieder. Zwanzig Gulden, eine Mützze und ein Kamisol wurden versprochen, auch die schon oft geschehene Versicherung, daß er es dann lebenslang bei ihm gut haben solle, wiederholt. So**r fing an zu wanken. Zen** kam zum drittenmal, brachte selbst einen von den versteckten Knitteln herbei, drang noch stärker in ihn, machte ihm alles so leicht als möglich; und So**r weigerte sich immer minder; schlos endlich mit der elenden Ausflucht: daß er bei jezziger kalten Witterung keine Bedeckung an den Füssen habe. Zen** brachte ihm gleich drauf seine eignen Filzschuhe; sagte ihm, daß seine Frau so eben fort sei; daß er noch aufs freundlichste mit ihr gesprochen, und ihr bis in Garten das Geleite gegeben habe, um gewiß zu seyn, welchen Weg sie gehe. Wenn der Knecht jezt ihr nacheile, müsse er grade im Anfange des Gebüsches sie treffen.

So**r that es. Ohngefähr eine halbe viertel Meile weit holt' er sie ein. Die Aermste mochte ganz unbekümmert ihren Weg fortgegangen seyn; mochte den ihr Nacheilenden eben so wenig gesehn, als ihn vorher vermuthet haben. — „Da er nun dicht bei ihr gewesen,“ sagte jener Elende nachher aus: „hab' er die Augen fest zugedrückt, und ihr mit dem Knittel einen solchen Schlag auf

den Kopf gegeben, daß sie sofort mit zerschmettertem Schädel rückwärts gesunken und nur noch, Maticzko Hayowska! *) ausgerufen habe.“ — Nachher wenigstens muß der Mörder nur alzugut mit ofnen Augen vollendet haben. Denn er wiederholte seine Schläge wohl noch fünf bis sechsmal, um gewiß zu seyn, daß sie nicht mehr lebe. — Da ihm Zen** auch befohlen, ihr die Röcke auszuziehen, und sie heim zu bringen; (wahrscheinlich, damit man wieder auf Räuber rathen möge!) so that dies So**r würklich. Aber eine Art von Schauder schien ihn zu ergreifen. Er warf sie wieder neben ihr hin; eilte heim, und versicherte den Bösewicht, der ihn geschickt hatte: daß alles vollbracht sei! Beide konten ein paar Stunden drauf gelassen in die Kirche gehn. So**r erhielt von Zen** abschläglich vier Gulden, und die Versicherung, das Uebrige richtig nachzutragen. Beiher ermahnt' er ihn immer: ja nichts zu gestehn, wenn er doch vielleicht in Verdacht käme, und befragt würde. Auch dürfe er sich nicht fürchten, selbst einen Meineid zu schwören; denn es sei

*) So viel als: Mutter Maria zu Hayek! weil an diesem leztern Orte ein Marienbild ist, worauf der Glaube der gemeinen Menge viel hält. Daß der Mörder die Augen bei dem tödtlichen Schlage zuschlos, hat, dünkt mich, etwas karakteristisches vom Gefühl der Schändlichkeit seiner That, die er lieber selbst nicht mit angesehn hätte, in sich.

sei blosser Aberglaube, daß man dann binnen Jahr und Tag sterben müsse!" — Eine Tröstung, die im Munde eines solchen, selbst abergläubischen Bösewichts, fast drollig klingen würde, wenn sie bei einer andern, minder gräßlichen, Gelegenheit gegeben worden wäre!

Einige Stunden nachher ward der Leichnam der Ermordeten gefunden. Zen** spielte, so gut er nur konte den Erschrocknen und Betrübten. Doch nicht lange entging er und So**r dem Verdachte. Seine frühern Reden bei jener Hirtin und andern Bekanten erregten jezt erst Muthmaßungen. Auch hatten die Nachbarn eine Mannsperson früh aus Zen**s Garten jenem Busche, wo die That geschehen, zulaufen gesehn, und argwohnten auf So**rn. Wie beide verhaftet wurden, wie sie alles endlich eingestehn musten, wäre hier zu erzälen so unnüz als weitläuftig. Als Zen**en vorgehalten ward: Ob er sich denn nicht zwiefach ein Gewissen draus gemacht, eine Frau, die nun schon im achten Monat von ihm schwanger gewesen, ermorden zu lassen? gab er ganz gelassen zur Antwort; „Ueber ihre Schwangerschaft hab' er sich weggesezt. Was er gethan, sei aus Unverstand geschehen. So**r, um so viel älter, hätt' ihm abrathen sollen. Er selbst würd' es nie übers Herz gebracht haben, gewaltsame Hand an sie zu legen."

Ich wiederhole: daß bei dieser Kriminalge-

 schichte

schichte alles, was einer romantischen Verwicklung auch nur von weitem ähnelt, wegfällt, und daß ich sie doch nicht für ganz unmerkwürdig halte. — Merkwürdig scheint mir der schon berührte Stufengang mördrischer Entwürfe: — merkwürdig das Gemisch von Feigheit und von Grausamkeit im Gemüth des Mordsüchtigen, der von Entwurf zu Entwurf fortschritt, keine Vereitelung sich ermüden, keine Vaterpflicht sich hindern ließ, der selbst ganz ohne Bedenken muthmasliches Gift seinem Weibe reichte; kurz, der zu allem bereit war, — nur nicht Hand an sie zu legen; — merkwürdig bei sonst so plumper Bosheit die ziemlich durchdachte Verstellung, mit welcher er die schändlichsten Plänen seinen Aeltern, Schwiegerältern und der, unschuldig gehaßten Person selbst verhehlen konte; am allermerkwürdigsten endlich die Verlegenheit, in welche diese That, als sie abgeurtheilt werden solte, ihre Richter versezte.

Das Josephinische peinliche Gesezbuch hat bekantermassen selbst auf Mordthaten die Todesstrafe abgeschaft, und statt ihrer ein langwieriges hartes Gefängnis und jährlich am Tage des Mordes eine nach Maas des Verbrechens und seiner erschwerenden Umstände zu ertheilende Zahl von Stockstreichen festgesezt. Die Stimme der Kriminal-Richter erkante daher anfangs: „daß beide Verbrecher mit langwierigem hartem Gefängnis im zweiten Grad von funfzig Jahren und jährlich

lich am Tage des Mords mit fünf und zwanzig Streichen zu belegen wären;“ als plözlich einer von ihnen die Frage aufwarf: ob denn würklich beide Verbrecher ganz gleich schuldig, und also auch ganz gleich zu züchtigen wären? Die Meinungen theilten sich jezt. — „So**r,“ sagten einige, „ist der Schuldigere. Er ist der eigentliche Mörder. Ohne ihn wäre die That wahrscheinlich nie geschehn. Der feige Zen** hätte sein Weib gehaßt, sich vielleicht von ihr getrennt; und nichts weiter. Er sagt selbst, daß er nie Hand an sie gelegt haben würde. So**r, durch Geld erkauft, mordete hingegen; und ist am strafbarsten.“ —

„Mit nichten! entgegneten andere: Zen** ist es! Er ist zwar nur Mordbesteller. Aber ohne ihn wäre So**rn die ganze That nicht eingefallen. Ohne seine vielfältigen Anreizungen, ohne seine Erkaufung und Zudringlichkeit wäre jener der rechtschafne Kerl geblieben, der er war, bis dieser verführerische Bösewicht ihn kennen lernte. Er widerstand lange; er ward selbst das leztemal gewissermassen dazu hingestossen. Jener Schändliche hingegen trug sich nun schon Jahre lang damit. War es denn seine Schuld, daß jenes grüne Pulver nicht als tödtliches Gift würkte? Wolte er nicht schon tödten, ehe er So**rn noch kennen lernte? Und ist es dann nicht einerlei, mit welchem Instrument er vorsezlich tödtete?“

„Alles richtig!“ sprachen die Erstern. „Aber menschliche Gesezze bestrafen doch immer stärker die That, als die Absicht. Zen** ist ein Nichtswürdiger, das unterliegt keinem Zweifel. Aber die peinliche Lage, mit einer Frau, die man nicht mehr liebt, verbunden, durchs ganze Leben verbunden zu seyn, kan allerdings viel zu schwarzen und selbst blutigen Entwürfen beitragen. Hier war also warmes Blut; So**r hingegen mordete blos für elendes Geld; mordete, nachdem er mehrmals schon erkant hatte, daß er Unrecht thun würde; mordete endlich eine fremde Person, deren längeres Leben ihn keineswegs in seinem eingebildeten Glück gehindert haben könte!“

„Aber ist denn nicht grade der Umstand, daß Zen** den Mord solcher Personen bestellte, die ihm nicht fremd, sondern nur alzunah verwandt waren, der erschwerendste unter allen? Lagen ihm nicht gegen die junge Frau und gegen das noch ungeborne Kind, als Gatte und als Vater, doppelt heilige Pflichten ob? Wer solte mehr für das Leben derjenigen sorgen, die er ermorden ließ, als er selbst? Und ist nicht Blutverwandschaft, zumal so nahe, eine von denjenigen die Strafe verstärkenden Ursachen, die selbst im Gesez *) angegeben werden?“

Dieser leztere Grund entschied! Durch die Stimmenmehrheit ward Zen**en jährlich die Zahl von fünf

*) Im 52ten §. desselben.

fünf und zwanzig Stockstreichen, So**rn von funfzehn, ausser ihrer schon erwähnten Gefängnisstrafe, zuerkant.

Ganz ohne mich in die Frage zu vertiefen: Ob eine Strafe, auf die Dauer von funfzig Jahren in hartem Kerker erstreckt, und noch alljährlich mit einer empfindlichen körperlichen Züchtigung verbunden, gerecht oder nur gesezlich sei? bin ich allerdings auch der Meinung: daß Zen** weit schuldiger als der eigentliche Mörder, und auch nach menschlichen Gesezzen schärfer zu bestrafen war. Da ich aber schon einigemal in Gesprächen fand, daß Männer, deren juristische Kentnisse ich unendlich weit den meinigen vorziehe, und denen ich auch sonst das Zeugnis der Billigkeit und des Scharfsinns mit willigster Seele ertheile, der entgegengesezten Meinung waren, so glaubte ich um so eher diesen Fall, als einen streitigen erzälen zu können, und auch etwas umständlich in den vorläufigen Umständen seyn zu müssen.

Seltsamer Selbstverrath.

Ein Herumstreicher, den man zu Presburg in Ungarn auf einem kleinen Diebstahl ertappt, und mehrerer wichtigen bezüchtigt, doch dieser leztern nicht ganz überwiesen hatte, muste sichs gefallen

lassen, als Züchtling ein Jahr allda Gassen zu kehren. Es kam ihn verzweifelt sauer an, denn man spürte bei jeder Gelegenheit, daß er sonst an eine bequemere Lebensart gewohnt gewesen sei. Doch die Gewalt unterstüzte diesmal das Recht. Sein Strafjahr war endlich bis auf einen einzigen Tag, dieser Tag sogar bis auf ein paar Stunden vorüber; und unser Züchtling kehrte bereits gegen Abend, mit der übrigen geschloßnen Gesellschaft, zum leztenmal, wie er glaubte, dem Ort seiner Aufbehaltung zu; glaubte ganz gewiß den andern Morgen bereits, höchstens noch mit einer kleinen, fühlbaren Ermahnung, entlassen zu werden, als ein sehr zufälliger Umstand alles änderte.

Es begegnete ihm, kaum zwanzig Schritt vom Arbeitshause, auf der Strasse ein junger Mann in gesticktem Frack, seidnen Strümpfen, mit zwei Brillantringen an Fingern, eben soviel Uhren in der Tasche, hinter sich einen Lohnbedienten, kurz, ganz wie ein Mann von erstem Stande sich trägt. Von den Züchtlingen angebettelt, warf er einen flüchtigen, halblächelnden, halbverächtlichen Blick auf die Karavane; faßte grade unsern Helden am stärksten ins Auge, und ward auch von Ebendemselben am steifsten wieder angeblickt; denn dieser erkante in ihm einen — seiner ehmaligen Spiesgesellen, mit dem er drei oder vier Jahr lang unter einer Bande sich befunden hatte. — „Sonderbar!“ rief er, gekränkt durch diesen gewaltigen

Abstand, und vielmehr noch durch jenes scheinbare Lachen: „Sonderbar, wie es in der Welt zugeht! Ich war ein Jahr lang einer elenden Kleinigkeit wegen Züchtling; und dieser Bursche, der sonst mein Kamerade war, geht hier frank und frei, so gepuzt und stolz wie ein Edelmann daher!“

Der Soldat, der die Wache bei den Gassenkehrern hatte, hörte dies. „Wie,“ fragt' er, „jener Herr dort wäre dein Kamerad gewesen?“ — „Nicht nur das;“ fuhr der Erzürnte in seinem Eifer fort: „sondern er war auch bei jeder Gelegenheit zehnmal schlimmer als ich!“ — „Nun so kan dem noch Rath und dieser auch bestraft werden! Kom! kom mit zum Polizeiamt! Wir wollen das gleich anzeigen.“ — Auf einen Augenblick stuzte jezt der Züchtling, und hatte Lust wieder umzukehren. Aber der Soldat ließ nicht ab. Sie gingen. Jene Ansage ward registrirt, und eine halbe Stunde drauf war der Abentheurer schon verhaftet.

Er stuzte nicht wenig, als diese Ehre ihm wiederfuhr. Er stuzte noch weit mehr, als jener Angeber ihm vorgestelt und er befragt ward: Ob er hier nicht seinen Spießgesellen kenne? Er wolte zwar anfangs den Bitterbösen machen; wolte von seinem Stande, seiner Herkunft, seinen Gütern — die wohlverstanden sämtlich in der Fremde lagen! — ein Langes und Breites herpralen; doch die öftre Verwandlung der Farbe, das Stottern der

Stimme, das Zittern seiner Knie, und tausend kleine Umstände noch, die eine innere Verwirrung anzeigten, sprachen gegen seine Worte; und es gelang dem Richter, vor welchem er stand, gar bald ihn in Widersprüche zu verwickeln. — Kaum merkte er dies selbst, als er auf einmal hastig abbrach und ausrief: „Nun ja, ich will es euch allen nicht schwer machen! Ich bin ein Landläufer, Buschklepper und ein Kamerade von Jenem gewesen. Aber weil der Schurke mich so ganz von freien Stücken, so ganz ohne selbst zu wissen, warum, angiebt, so soll auch Er wenigstens nicht heraus, sondern noch tiefer ins Garn hineinkommen; und mein erstes Geständnis sei: daß wir vor zwei Jahren zusammen im W* Walde einen Mord an zwei Reisenden begingen!"

Die Verwunderung aller Anwesenden, das Erschrecken jenes unvorsichtigen Angebers kan man kaum groß genug sich vorstellen. Schon mochte er zwar heimlich, mehr als einmal schon, seinen raschen Ausruf und seine ganze Klage bereut haben; mochte voraussehn, daß dieser Handel seine Haft verlängern werde. Doch einer solchen Rache war er sich kaum vermuthend. Noch bleicher, noch bebender als vorher sein Raubgenosse, versuchte er auch nun, noch fruchtloser, Entschuldigung und Leugnen. Wenige Minuten waren hinreichend, ihn des Mordes, des Strassenraubs und noch mancher andern That eingeständig zu machen.

Sein

Sein Weg ging nun natürlicher Weise nicht mehr ins Zuchthaus zurück, sondern in enge Haft; einige Wochen drauf, in Gesellschaft desjenigen, den er angeklagt, aufs Schafot. — Unter den vielen tausend Zuschauern, die diesen sauern Weg ihn antreten sahen, und dabei die sonderbare Fügung bewunderten, wodurch er sich selbst verrathen müssen, war auch der Freund, dessen mündlicher Erzälung ich diese Anekdote verdanke.

Die Strumpfbänder.

Bald nach dem siebenjährigen Kriege, (bestimter wußte mein sonst glaubwürdiger Währmann die Zeit mir nicht anzugeben,) kam ein junger Mann aus Schwedisch-Pommern nach Wien, um sich dort erst ein Weilchen aufzuhalten, und dann nach Italien zu reisen. Er trat die ersten drei oder vier Tage im sogenanten Maschacker Hof ab; miethete sich aber nachher, wie es Fremde in Wien gewöhnlich machen, ein Zimmer in einem Privathause; blieb alda einen knappen Monat; verwandte den grösten Theil des Tags auf Besichtigung öffentlicher Merkwürdigkeiten und der reizenden Gegend umher; brachte einige Stunden des Abends im Schauspiel zu; suchte aber übrigens, entweder aus Mangel an Empfehlungsbriefen,

sen, oder aus eigner Schüchternheit, keinen Eintritt in Familien; so leicht sich solche in dem gastfreien Wien Fremden öfnen! Als er endlich wieder wegreisen wolte, hatte er den unglücklichen Einfall in einem Zeitungsblatt anzeigen zu lassen: „Ein einzelner Mann suche einen Reisegefährten nach Triest oder Venedig!" war recht froh, als sich zwei Tage drauf ein andrer Fremder, dem Vorgeben nach ein Schlesier, zur Geselschaft ihm antrug; und machte sich des andern Mittags — früher hatte der Schlesier nicht aufbrechen wollen! — in einer leichten Postchaise auf den Weg.

Auf welchem er leider nicht weit kam! Dieser angebliche Reisegefährte war nichts mehr und nichts minder, als ein Taugenichts, der in Geselschaft mit mehrern, die ihm glichen, bald den falschen Spieler, bald den Beutelschneider gemacht, von unserm Fremden, den er auf einem Kaffeehause gesehn, einige Nachricht eingezogen, und so wie er erfuhr, daß er allein wegreisen wolle, den Plan gefaßt hatte, ihn zu begleiten, zu berauben und zu ermorden. Mit noch einem Gauner darüber einverstanden, wurden alle Anstalten schon gemacht; ward eine so späte Tagstunde zur Abfahrt beliebt; und der arme Fremde in ein Nez verstrickt, wovon ihm nichts träumte. Auf der vierten Station, als es schon Nacht geworden; als sie troz der Dunkelheit fortfuhren, und der Schwede ganz sorglos schlief, durchstach ihm jener nachbarliche

Bö-

Bösewicht mit einem Stilet, so rasch und so richtig treffend, die linke Brust, daß er mit einem einzigen Schrei auffuhr, wieder zusammensank und starb. Der Postillon, der bei diesem Getöse sich umsah, ward eben so schnell mit einer Pistolenkugel vor den Kopf geschossen, und stürzte. Ganz gemächlich plünderte dann der Mörder die Habseeligkeiten des Fremden; packte alles in zwei Mantelsäcke, die er deshalb mitgenommen, spante das Sattelpferd aus, und ritt an einen bestimten Ort zurück, wo bereits sein Gefährte in einem Gebüsche mit einer Halbchaise seiner wartete; ließ dann das Postpferd auf gutes Glück in die weite Welt gehen, und steuerte ganz keck und unbekümmert wieder nach Wien zu; wo kurz vorm Thore sein Spiesgeselle sich von ihm trente; er aber unterm Schein eines Reisenden ankam.

Am andern Morgen fand man jene zwei Leichname, und da man von dem Fremden durchaus nichts weiter wußte, als daß er von Wien herkomme, so schafte man seinen Körper wieder dorthin, in der Hofnung alda mehrere Nachrichten einzuziehen. Da aber auch hier von Polizei und Gerichten Niemand ihn kante; da es von einer Person, der alle Schriften, alle Kleidung weggenommen worden, unmöglich war, gleich in erster Stunde zu wissen, wer und woher sie sei; so stellte man den Leichnam aus, und hing einen Zettul dabei, der jeden auffoderte: den Namen dieses

Unglücklichen, wenn er ihn wisse, anzugeben. Ein Mittel, das sonst würksam genug, doch diesmal vielleicht vergeblich gewesen wäre, hätte nicht ein sonderbares Schicksal gerechter Rache obgewaltet.

In jenen ersten paar Tagen, die der Ermordete, schon gedachtermaassen, im Maschacker Hofe zugebracht, war einst frühmorgens, als er eben aufgestanden, eine Händlerin, die mit Kleidungsstücken und Galanterien hausiren ging, zu ihm gekommen, und er hatte einige Kleinigkeiten, unter anderm auch ein paar gestickte Strumpfbänder ihr abgekauft. Seitdem hatte dieses Weib ihn nicht mehr mit Augen gesehn; als sie aber jezt bei dem Orte, wo sein Leichnam ausgestellt ward, vorbeiging, und eine Menge Menschen hinlaufen sah, zog auch sie die Neugier mit fort, und auf den ersten Augenblick erkante sie ihn; bedauerte herzlich den guten Herrn, der damals nur äusserst wenig ihr abgehandelt habe; ging aber stillschweigend weiter, weil sie doch weder seinen Namen, noch sein nachmaliges Logis kante, und weil sie hofte: so gut und besser als sie würden wohl tausend andre ihn kennen.

So in Gedanken über diesen, ihr allerdings unerwarteten Anblick ging sie immer ihren Weg fort, und ihrer Handthierung nach; kam aber, ohne recht zu wissen, wohin sie gehe, — was sich jedoch aus dem Zusammenhange der Ideen leicht erklären läßt — grade wieder im Maschacker Hof;

ging

ging grade vor das nämliche Zimmer; pochte an, hörte rufen: herein! öfnete die Thüre; sah eine Mannsperson noch im Bette liegen; ward aber von derselben (die sich vielleicht eines jüngern Besuchs versah,) sehr rauh, mit den Worten: er brauche von einer solchen alten Hexe nichts, angefahren. Indem sie daher, eben nicht sehr zufrieden, wieder gehn wolte, warf sie von ohngefähr einen Blick um sich herum; und erblickte auf dem Stuhle neben dem Bette — eben diejenigen Strumpfbänder, die sie vor einigen Wochen dem Ermordeten, von dessen Leichnam sie herkam, verkauft hatte. Bei diesem Anblick stuzte sie. Unterm Vorwand, troz jenes Empfangs, ihre Waare noch einmal zu empfehlen, trat sie ein paar Schritt näher; sah genauer auf diesen Stuhl, und ward immer überzeugter: es waren eben dieselben! Der Mann befohl ihr abermals sich zu packen; Sie that es.

Im Heruntergehn erkundigte sie sich bei einem Kellner: Wer der Herr sei, der Numer fünfe wohne? — „Ein Fremder, der gestern aus Steiermark angekommen!“ — Mit viel Gepäck? — „Nein, ohne Bedienten; mit ein paar Mantelsäcken.“ — Dies gab keinen Aufschlus, weder für noch darwider. Aber ein gewisser inrer Trieb ward immer stärker in ihr. — Sie ging grade zur Polizei und zeigte an: „Jener ausgestelte Erschlagne habe vor einigen Wochen in dem oftbe-

nan-

nanten Gasthofe gewohnt, und ein paar Strumpfbänder ihr abgekauft. Jezt liege in eben dem Zimmer, eben dem Bette, ein Mensch mit höchst verdächtigem Gesichte, und neben ihm eben dieselben Strumpfbänder, die ihre eigne Tochter gestickt, und sie jenem verkauft habe. Wenn man den Menschen frage: wie er zu diesem Kleidungsstücke gekommen sei, so würde sich vielleicht mehr ergeben." — Man trug anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder sehn sich gleich. Daß der Mörder grade nach Wien kommen, grade auf demselben Flecke sich einfinden solle, wo sie vorher den Ermordeten angetroffen, schien so romanenhaft, daß man es eben deshalb für gänzlich unwahrscheinlich hielt. Dennoch, da sie immer drauf bestand: die Strumpfbänder wären es! so entschlos man sich endlich einen Versuch zu machen; den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er sei? Woher er komme? und so weiter. Es geschah. Gleich bei der Verhaftung entsezte er sich gewaltig; als bei dieser Gelegenheit auch seine Kleider durchsucht wurden, fand man blutige Wäsche, ein Stilet, mehrere Taschenpuffer, und einen Rock, den man im Gasthof an jenen Fremden, — auf welchen man sich nun bei der Hausirerin Angabe besann, — gesehen haben wolte. Auch die Strumpfbänder — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umstände? Gleich beim ersten Verhör wurde

dem Verhafteten so mancher Beweis oder vielmehr so mannichfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald alles gestand; und wenige Wochen drauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend.

Heinrich R. der einzige Sohn eines angesehnen N**gischen Kaufmanns, und selbst zur Kaufmanschaft erzogen, glaubte lange was mit ihm ganz N—g glaubte: daß sein Vater ein wohlhabender Mann sei, der ihm einst nicht nur eine gutbestelte Seidenhandlung, sondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen werde. Als er daher im vier und zwanzigsten Jahre diesen Vater verlohr, trat er mit ziemlich frohem Muthe seine Erbschaft an; sah sich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baarem Geldes fand er Schulden. In den Handlungsbüchern selbst herrschte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon seit einigen Jahren war das Soll beständig gewachsen, das Ha-

ben unaufhörlich gesunken. Durch verschiedne dreiste Versuche hatte der alte R. wahrscheinlich sich helfen wollen, und immer tiefer sich verstrickt. Blos der Kredit seines Namens hatte das Ganze noch zusammen gehalten.

Eine solche Entdeckung war für den jüngern R. gleich überraschend, als traurig. Jezt eben, da er seine Freiheit erst zu geniessen hofte, solt' er eines Wohlstandes entsagen, an welchen er von Jugend auf sich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, seine mißliche Lage noch jedermann zu verschweigen; doch daß sie lange verschwiegen bleiben werde, ließ kaum sich hoffen. Nur ein paar Gläubiger durften mit gerechtem Mistrauen sich melden, und die Handlung stürzte übern Haufen. Selbst wenn alles dann aufs beste eingeleitet, aufs schnellste und glücklichste verkauft wurde, blieb dem neuen Besizzer äusserst wenig, — sobald es irgendwo schief ging, Gerichte und Advokaten nur nach hergebrachter Weise verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Pläne sich zu retten entwarf R. im Stillen und verwarf sie wieder; endlich schien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu seyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neunmal irre führt! Indeß, da R. würklich ein artiger, wohlgemachter, junger Mann war, seinen Namen nie mit dem kleinsten Fleckgen

be-

beschmizt, wohl aber den Ruf sich erworben hatte, sein Geschäfte volkommen zu verstehn, so hätt' er doch vielleicht auch hier sein wahres Glück durchsezzen können; nur mußt' er dann diesen Weg mit Vorsicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müssen. Ihn drängte die Angst vor seinen Gläubigern. Unter dem jüngern weiblichen Geschlecht sah er keine Begüterte, wo der Zutritt sofort ihm offen stand. In halber Verzweiflung beschlos er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unseelige Gelegenheit bot sich ihm hier von selbst an.

Im Hause seines Vaters war schon längst eine reiche Posamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der sein Gewerbe fabrikmäßig im Grossen getrieben, hatte ein ansehnliches Vermögen ihr hinterlassen, und sie dasselbe seit funfzehn Jahren unabläßig vermehrt. Das Stadtgerüchte gab ihr achtzig tausend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekante sie sich mit einer Miene, die — mehr sagte. Eine Wucherin durfte man zwar nicht sie schelten; aber sparsam, oder vielmehr geizig war sie allerdings; sonst ein gutes ehrliches Weib, die jedoch ihren Jahren nach reichlich für Heinrichs Mutter, ihrem Ansehn nach fast für seine Grosmutter gelten konte! Wohl zwanzig Heirathen hatte sie in ihrem Witwenstande ausgeschlagen; gleichwohl musten die Jahre

noch nicht jede Empfindung des Geschlechts und der Liebe in ihrem Herzen erstickt haben. Der Jüngling, gleichsam unter ihren Augen herangewachsen, und zum Manne ausgebildet, hatte längst in ihr einen Wunsch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den sie aber doch, als sie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Besuche fortsezte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmassen begann, in Hofnung und zulezt in Absicht übergehen ließ. Schon ein paarmal hatte sie sich ihm zu helfen erboten, wenn sie sicher wüßte, daß er — dankbar sei. Er verstand sie bald; schauderte im Geheim ein wenig, und — entschlos sich. Als sie einst ihm wieder rieth, sich bei seinen vielen Geschäften nach einer ehlichen Gehülfin umzuthun; als sie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß sie aber an seiner Stelle mehr auf eine vermögliche vernünftige Hausfrau, als auf alzujunge, unerfahrne Dirnen sehen würde, brachte er seine Worte bei ihr an. Sie spielte ein paar Augenblicke die Erstaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer: Es scheine ihr auch, als ob diese zweite Ehe im Himmel selbst ihr bestimt worden sei! Ein Kuß, sehr zärtlich auf ihrer, sehr bescheiden auf seiner Seite, besiegelte den Bund. Des andern Tags feierten sie Verlobung. Die Hochzeit selbst konte, weil es grade Fastenzeit war, erst nach sechs oder sieben Wochen anberaumt werden.

Der

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freiwilliger Thorheiten möchten die Menschen gern, als seinen Rathschlus betrachten! — Ganz N*g, als diese Verlobung kund ward, wunderte sich laut und einstimmig drüber. Selbst diejenigen, welche den wahren Grund derselben muthmaßten, misbilligten doch diesen Schritt, und N. spürte diesen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit seiner Verlobten am Arm erschien, sah er aller Blicke lächelnd auf sich gerichtet. Der spöttische Glückwunsch seiner Bekanten schnitt ihn durchs Herz. Die kalte, schier verächtliche Miene mancher, sonst gegen ihm freundlichen Mädchen that ihm weh; fast weher noch das mistrauische Achselzucken einiger Biedermänner, denen er seinen Vorsaz eröfnete. Je näher er dem Zeitpunkt rückte, wo er in völligen Besiz seiner ehrwürdigen Matrone treten solte, je bänglicher ward ihm bei dieser, sich selbst auferlegten Kasteiung. In den Liebkosungen, die sie jezt von ihm erwartete und nicht selten begehrte, lag schon so viel peinliches für ihn. Welche Freude kont' er sich erst vom Ehstand selbst versprechen! Doch hätte er sich noch vielleicht gezwungen, aber auch ein andrer Querstrich in seinen Plänen vermehrte den Mismuth gewaltig.

Bei Heirathen, die der Eigennuz schließt, ist Ehestiftung immer eine sehr wichtige Sache, oder vielmehr die wichtigste von allen. Auch N.

hatte sie bald in Vorschlag gebracht; hätte lieber am Verlobungstage schon sie aufgesezt gesehn. Doch unter mancherlei Vorwand wußte seine schöne Braut dieses Geschäfte noch um ein paar Wochen zu verspäten, und betrug sich, als sie nicht länger ausbeugen konte, nur sehr freigebig nach ihrem, keineswegs nach seinem Sinne. Denn alle Schulden seiner Handlung übernahm sie zwar; bedingte sich aber auch dafür ein unterpfändliches Recht auf dieselbe. Ihr ganzes Vermögen verschrieb sie ihm zwar; doch — erst nach ihrem Tode, und auch dann nur unter der Einschränkung: wenn er sich indeß stets als ein liebevoller Gatte betragen habe. Genuß und Anwendung der Einkünfte auf Lebenszeit, Widerruf des Geschenks, wofern sie Stof zur Klage finde, bedung sie sich ausdrücklich.

Dies waren die Vortheile nicht, die R. damals erwartete, als sie ihm zu helfen versprach! Schenkung einer Hälfte ihres Vermögens sogleich, unbedingte Hinterlassung der andern Halbschied nach ihrem Tode — dies hatt' er noch für einen wohlfeilen Kauf seiner Hand, seines Namens, und seiner scheinbaren Zuneigung gehalten. Sich zwanzig oder dreißig Jahre mit einer alten Frau zu quälen, selbst dabei zu veralten, den Sklaven ihres Eigensins und ihrer Eifersucht abzugeben, aus ihren geizigen dürren Händen jeden Groschen erheucheln, erbetteln oder erpressen zu müssen,

und

und doch wohl am Ende noch — leer auszugehn? dies schien ihm kein Handel zu seyn, der einem klugen Kaufmanne zieme! Wahrscheinlich zwar, daß er manches hierbei schwärzer sah, als er solte! daß sie nicht sowohl ihn zu unterjochen und zu berücken, als vielmehr durch eine, ihr weislich dünkende, Vorsicht näher an sich zu knüpfen suchte! Noch wahrscheinlicher, daß es blos auf seine Klugheit und Entschlossenheit ankam, noch jezt sich beßre Bedingungen zu erwerben! Ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, — eine Liebkosung, schlau verschwendet, — auch wohl eine bescheidne, doch ernstliche Drohung hätten gewiß viel vermocht. Was thut eine alternde verliebte Frau nicht, um nur den Mann zu behalten, an welchem ihr Herz hängt! — Doch grade zu Maasregeln dieser Art (nicht rühmlich an sich selbst, doch verzeihlich nach R's erstem Schritte, und löblich sogar gegen seine nachherigen!) kont' er durchaus sich nicht entschliessen! Er hielt sich für recht schülerhaft betrogen. Er began, undankbar genug, diejenige zu hassen, die Liebe von ihm erzwingen wolte. — Gern hätt' er sofort und ganz mit ihr gebrochen. Eigennuz hielt ihn abermals zurück. Seine Handlungslage ward altäglich bekanter. Einige Gläubiger rührten sich bereits, doch noch leise; daß sie derber, wohl gar unbarmherzig anklopfen würden, wenn jene Aussicht verschwände, sah er voraus. Ein wohlgemeinter Rath

suchte ihn auch über diese Bedenklichkeit hinweg-zusezzen, und ward, ganz gegen Absicht, der Grundstein — seines Verderbens.

Einer von R's Jugendfreunden, schon seit mehrern Jahren in der Fremde, abwesend daher als R. seinen Vater verlohr, und seine Verlobung einging, kam bald drauf heim, besuchte ihn, und that, was schon die ganze Stadt gethan — das heißt, er tadelte seine vorhabende Heirath. Aufrichtig entdeckte dieser dem Tadler den innern Stand seiner Handlung, und doch nahm jener sein Urtheil — nicht zurück. „Deine Lage," sprach er, „ist nur bedenklich, dein Schritt verzweifelt. Warum solten deine Gläubiger dich stürzen wollen? Sie verlieren ja sicher auch, wenn du fällst; und verlieren wahrscheinlich — nichts, wenn sie dich aufrecht halten. Du hast den Ruf von Ordnung und Geschicklichkeit für dich; beide erwerben Zutrauen. Die Schulden deines Vaters sind nicht die deinigen; sogar der Verkauf der Handlung hätte daher dir keine Schande, Erhaltung durch eigne Kraft Ehre gemacht. Für Unterkommen darf ein Mensch, wie du, nicht bangen. Auf den schlimsten Fall aber ist es besser noch eine Zeitlang der Diener eines andern, als durchs ganze Leben der Knecht eines alten Weibes zu seyn! Geht es nicht hier, so geht es in der Fremde. Auch ich trieb mich in ihr herum. Ohne deine Figur, vielleicht auch ohne deine Kent-

nis,

niß, fand ich auswärts doch manchen Vorschlag mein Glück zu machen. Glaube mir: Gelegenheit flieht den nicht immer, der sie sucht, und kömt selbst zu demjenigen, der sie nur nicht ausschlägt?“

Tief würkten diese oder ähnliche Reden auf N's ohnedem mit sich selbst unzufriedne Seele. Daß er aber aus ihnen, die gutgesint und richtig im Ganzen waren, grade nur das Lezte und Gefährlichste sich heraushob; daß er mit dem festen Entschlus, seine Alte nicht zu heirathen, nun auch den eben so festen: sein Glück nur in der Fremde zu suchen, verband; — auch dies war einer von den gewöhnlichen Gängen menschlichen Geistes! In seiner Vaterstadt, dünkte ihm, warte nur Spott, Armuth und Verachtung seiner. Im Auslande hofte er es besser zu finden. Nur unter seinem eignen Namen und mit ganz leeren Händen mochte er den Ausflug nicht, — wenigstens nicht gleich anfangs, wagen. Ein Zufall erleichterte ihm den ersten Punkt. Vor wenig Monaten erst war in seiner Handlung ein Diener gestorben, Lehman mit Namen, ein Schlesier von Geburt, mit ihm fast eines Alters. Unter andern Papieren war auch sein Lehrbrief, von Breslau ausgestelt, anfangs in des ältern, dann in des jüngern N. Hände gerathen; war aufbewahrt worden, sie wußten selbst nicht: warum? Ihn jezt in der Fremde, als den seinigen zu nützen, seinen Namen mit Lehmans Namen zu

vertauschen, fiel gar bald ihm ein. Sich durch Eintreibung alter Rechnungen etwas Geld zu verschaffen war sein zweiter Plan. Er schickte herum, wo er konte; kleinere Posten gingen ein; nur noch auf ein paar grössere wartete er ängstlich. Dann wolt' er schnell verschwinden, seinen Gläubigern die Handlung, seiner Braut das leere Nachsehn lassen. — Schon mischte sich viel Unredlichkeit in diesem Vorsaz; aber noch ließ er sich theilweise entschuldigen. R's Gläubiger büßten noch jezt wenig oder nichts ein; die Witwe gewann, indem sie zu verlieren schien.

Inzwischen kam Ostern herbei, und mit ihm nahte sich die Zeit des kirchlichen Aufgebots und der förmlichen Heirath. Was R. thun wolte, mußte er bald thun, oder seine Entfernung ward ein immer stärkrer, immer tadelnswertherer Betrug. Seine Schuldner zahlten, troz seiner Mahnung, immer noch nicht; seine Gläubiger erwarteten jezt Zinsen. Er war zum Fortwandern gerüstet, nur seine Börse war es nicht. Einst, als er seinen gewöhnlichen Morgenbesuch — man kan leicht denken, mit welcher Gemüthsstimmung! — bei der Witwe ablegte, fand er sie in dem ihr so wichtigen Geschäfte des Geldzälens begriffen. Ein aufgekündigtes Kapital von fünf tausend Thalern, sämtlich in Golde, war eingegangen. Nur ihrem Bräutigam ward jezt die Thüre geöfnet, gleich hinter ihm wieder abgeschlossen. Sie erzälte ihm:

ihm: daß sie die Hälfte davon zu seinen dringendsten Handlungsschulden verwenden, die andre Hälfte in nächster Woche um ein halbes Prozent höher anlegen wolle. Sie schlos, nachdem sie die Louisdors und Dukaten sorgfältig in Röllgen gepackt, einen Schrank auf, und zog vor R's Augen, ein Fach heraus, geräumig und verborgen genug. Hier befand sich noch ihr eigner Schmuck, ein paar fremde brillantne Ringe, worauf sie Geld geliehen, und ein grosser lederner Beutel voll Goldstücke, die sie ihren Nothpfennig nante. Heute schon einmal in zutraulicher Laune zeigte sie ihm alles. Die Juwelen überstiegen an innerm Gehalt noch die baare Summe. Zwölftausend Thaler war dieses Fach gewiß werth. Mit jenem lieblichen Lächeln, mit welchem gewöhnlich der Geiz seine Schäzze überschaut und mustert, hafteten ihre Blicke einige Minuten hierauf. — „Noch mein Liebster," sagte sie endlich, „ist dies nur ein sehr mäßiger Theil meines Vermögens. Jenes dünne Päcktchen Dokumente enthält leicht vier bis fünfmal so viel, und alles, alles wird einst das Ihrige, wenn — Sie sich gut aufführen. Nur abdringen laß ich mir nichts; und Vorausbezahlung ist eine Thorheit.

Unselige Vertraulichkeit, die diese gute, geschwäzzige Alte nie zur ungelegnern Zeit äussern, — unglückliche Entdeckung, die R. nie zu einer gefährlichern Stunde machen konte. Grade jezt

gelüstete ihn so gewaltig nach Gelde; grade jezt hatte er sich so ängstlich um achtzig oder hundert Dukaten bemüht! Schon ein paarmal hatt' er auch auf die Kasse seiner Verlobten: ob er hier nicht etwas borgen, und nie wieder geben könne? gedacht. Ein ahndender Widerwille, Furcht vor abschläglicher Antwort, Unwissenheit: ob sie auch, troz ihres Reichthums, bei baarem Gelde sei? hatten ihn stets zurück gehalten. Jezt wußte er alles, und mehr, als ihm gut war! Wuste, welche ansehnliche Summe sie liegen habe; wußte, wo sie läge? wie lange sie hier liegen würde? wußte noch einen so kostbaren Schmuck und überreichlichen Nothpfennig in der Nähe. Gedanken, die er noch nie gehegt, Entwürfe, deren dunkles Gewühl er nicht sogleich zu ordnen vermochte, Empfindungen, wofür er keinen Namen hatte, — alles drängte sich auf einmal empor. Noch mancherlei schwazte und fragte seine Verlobte; er hatte fast kein Ohr, und noch weit minder eine passende Antwort dafür. Unterm Vorwand dringender Geschäfte eilte er bald wieder nach Hause.

Doch auch hier schien ihm, wo er ging und stand, eine Stimme zuzurufen: Bemächtige dich dieser Summe! Er wolte sie nicht hören; wolte sich zerstreuen, wolte arbeiten. Umsonst! Jene Stimme blieb; sein Verlangen ward immer stärker; nur alzubald hielt er es für unwiderstehlich; und von diesem Augenblick an reichte gleichsam ein

böser

böser Gedanke dem andern hülfliche Hand. — Unbemerkt diesen Schaz zu entwenden, war allerdings R's erster Wunsch. Selbst ihr Geständnis: daß dies nur ein kleiner Theil ihrer Haabe sei, entschuldigte in seinen Augen dann die That; und auch darinne: daß sie sich ja weigre alles für ihn zu thun, daß er durch ihre Verlobung nur unglücklicher geworden sei, sucht' er einen Grund zur Verminderung seiner Sträflichkeit. Doch daß diese unbemerkte Entwendung eine Unmöglichkeit sei, begrif er fast eben so schnell. Sorgfältig verschlos die Witwe immer mit doppelten Schlössern jenen Schrank; sorgfältig ihr Zimmer, wenn sie nur einen Augenblick in die Küche ging. Fast immer war sie daheim; wenn sie ausging, begehrte sie jezt R's Begleitung. Was daher geschehen solte, muste gewaltsam, — noch mehr, es mußte, wenn nicht Gefahr oder Abscheulichkeit sich häufen solte, äusserst bald geschehen. Ein sonderbares Zusammenpassen von Umständen verlangte das Leztere. — Die Witwe hatte zwei weibliche Bediente; doch die Einrichtung mit beiden hatte Sparsamkeit getroffen. Eine erwachsne Person, bestimt zur gröbern Arbeit, kam nur des Vormittags zu ihr. Ein zwöf oder dreizehnjähriges Mädchen vom Lande besorgte die nöthigen Gänge, half des Nachmittags und des Nachts die Wohnung hüten; war aber grade damals auf eine Woche zu ihren Eltern in die Feiertage, wie sie

es

es nante, gegangen. Daß seine Verlobte sie spätestens übermorgen zurück erwarte, und bis dahin des Nachmittags gröstentheils allein sei, wußte R. sehr genau, und glaubte sogar auch hierinnen — denn jedes Laster, gros oder klein, ist nah oder fern mit Aberglauben verschwistert! — eine Aufmunterung des Geschicks selbst zu finden. Schon den kommenden Tag sezt' er daher zur Vollbringung seines Vorhabens an. Noch ein paar mal bebte er bei dem Gedanken: Gewaltsam! — Gewaltsam gegen eine Person, die sich bereits für deine künftige Gattin hält, und dich zu ihrem künftigen Erben erklärt hat! zurück. Noch einigemal rang sein guter und sein böser Genius mit einander, und der Erstere unterlag. Er traf alle Anstalten, die ihm nöthig schienen, mit Besonnenheit. Er war des andern Morgens, als er die Witwe wieder besuchte, freundlicher, ja fast zärtlicher, als jemals. Er versprach ihr, ehe sie ihn noch drum bat, heute um drei Uhr wieder zu kommen, und dann auf einen Spaziergang sie zu begleiten. Die Arme freute sich recht herzlich drüber, und wuste nicht, daß in diesem Augenblick ihr Todesurtheil gesprochen werde.

Zwar versicherte R. später nachher unabläßig: Noch hab' er damals an keinen Mord gedacht. Die Alte zu überraschen, zu binden, und zu knebeln; dann, vielleicht vor ihren Augen, jenen Schrank zu plündern, wegzugehn und alle Thüren

zu sperren, — darinnen habe sein ganzer Plan bestanden. Kraft genug, sie zu überwältigen, Geschicklichkeit genug, alles Getöse zu vermeiden, hab' er freilich sich zugetraut. Nur ein unglückliches Ohngefähr habe ihm, kurz vorher, eh' er schon gehen wollen, ein Rasirmesser unter die Hände geführt, und blos auf den höchsten Nothfall, blos wenn er durch ihr Rufen vielleicht in Gefahr kommen solte, hab' er es eingesteckt. — Möglich, daß er wahr sprach! Selbst die Abweichung der That von seinem Vorsaz ist kein ganz gültiger Beweis gegen jene Versicherung. Riesenmäßig und unglaublich schnell ist der Wuchs des Lasters. Abscheulich konte vielleicht auch R. jezt noch dasjenige finden, was er einigen Minuten später am leichtesten, und eben daher auch am thunlichsten fand. — Pünktlich um drei Uhr erschien er. Die Witwe war grade vorm Spiegel mit ihrem Kopfpuz beschäftigt. Auch dies vielleicht mochte kein blosser Zufall seyn. Längst aller übrigen Ansprüche auf Schönheit verlustig, besaß das Mütterchen noch einen einzigen Ueberrest, der sonst auch selten in höhre Jahre dauert, — ein schönes braunes, langes, dichtes Haar. Oft hatte R. diesen Vorzug an ihr gelobt; sie war sich dessen um so mehr bewußt, da es ihr lezter war. Eitelkeit bleibt weiblicher Grundzug vom ersten Flügelkleide bis zur Bahre. Wohl möglich daher, daß sie auch jezt ihrem Bräutigam mit blossem Haare um so

lieber sich zeigte. Wenigstens nahm er es dafür; und erbot sich ihr beim Frisiren zu helfen; sehr gern war sie es zufrieden. Indem er ihr Haar flocht, schlang er es unbemerkt um seine linke Hand. Rasch zog er das tödtliche Werkzeug aus der Tasche; noch rascher riß er ihr Haupt rückwärts. Mit einem einzigen starken Zuge jenes scharfen Messers war die Gurgel ihr durchschnitten; röchelnd sank sie in ihrem Blute nieder. Bei dieser dreifach schändlichen That war das Einzige minder schändliche: daß die Unglückliche von der Welt kam — sie wußte und fühlte selbst kaum: wie? Mit ihren Schlüsseln öfnete er dann den Schrank. Das bewußte Fach ward bald gefunden und geleert. Auch jenes gepriesne Päcktchen von Dokumenten steckt' er, gleichsam zum Ueberflus, mit ein. Alles übrige verschmähte er. Kaum zehn Minuten beschäftigte ihn dieses Bubenstück. Sorgfältig verschloß er dann Zimmer- und Saalthüren. In seiner Wohnung wechselte er rasch die Kleider. Ein Pferd stand schon gesattelt. Ein kleiner Mantelsack war schon gepackt. Eh es noch halb vier Uhr schlug, war R. bereits, unangehalten und unverdächtig, zum Thore hinaus; daß er dann sein Roß wacker angrif, läßt sich denken.

Ungestört blieb der Leichnam den Ueberrest des Tages und die Nacht hindurch liegen. Ein paar Personen, die bei der Witwe zu thun hatten, gingen verdachtlos fort, da sie die Thüre verschlossen

fanden.

fanden. Erst am Morgen, als ihre ältre Bedienung kam, klopfte, keine Antwort erhielt, kein Leben drinnen spürte, fiel dies auf. Nachbarn kamen herbei. Man sprengte die Thüre; man fand die Hausfrau in ihrem Blute; das Schrecken bei diesem Anblick, der Verdacht, den man sofort gegen den Bräutigam faßte, die Gewisheit, als man zu ihm eilte, ihn nirgends fand, von seinem Burschen erfuhr, daß er schon seit gestern Nachmittags fehle; auch bald drauf in seinem Gemach einen versteckten Rock mit einigen Blutflecken entdeckte, — alles dies sind Folgen jener That, die sich von selbst ergeben. Wie ein Bliz durchfuhr das Gerücht dieses Mordes die ganze Stadt. Wer es hörte, schauderte. Am meisten trieben es natürlicher Weise die Verwandten der Ermordeten. Drei oder vier Geschwister-Kinder waren ihre nächsten Erben. Noch hätten sie sich wohl über den Tod ihrer Muhme getröstet; doch jener erbrochne Schrank machte ihren Schmerz um ein grosses Theil stärker und — wahrer. Daß der Entwichne mit Steckbriefen aufs schnellste zu verfolgen sei, war kein Zweifel; ein desto grösserer: wo man solche zuerst hinsenden solle? Troz aller Mühe erfuhr man von R's Flucht keinen nähern Umstand, als das Thor, zu welchem er herausgeritten war. Gleich vor demselben spalteten sich vier Wege. Ob er einen von ihnen, und welchen er ergriffen habe, blieb ungewiß. Kein Mittel

also, ausser nach allen Winden zugleich Boten auszusenden.

Viel Zeit ging über dieser Ungewisheit verloren. Daß der Mörder indeß einen grossen Vorsprung gewonnen, glaubten alle; daß man ihm doch irgendwo auf die Spur kommen werde, hofte man ebenfalls. Vergebens! Keine Verwendung an Obrigkeiten, keine Beschreibung in öffentlichen Blättern, auch keine im Entdeckungsfall versprochne Belohnung fruchteten. Auf ein blosses Gerücht, daß er seinen Weg nach Schafhausen zu genommen, blieb fast kein Winkel der Schweiz undurchspäht; sogar in einem von Graubündens rauhsten Thälern glaubte man in der Klause eines Waldbruders ihn zu entdecken, und — irrte sich. Fünf Jahre verflossen. R's Name und Frevelthat kam endlich ganz in Vergessenheit. Wenn man ja noch zuweilen von ihm sprach, geschah es mit dem Beisaz: daß er nach West- oder Ostindien gegangen seyn müsse. Manche Menschen, die über alles genauere Nachricht zu haben pflegen, versicherten: daß man ihn zu Batavia gesehen habe.

Eine grosse Unwahrheit! Denn kaum vierzig Meilen weit von seiner Vaterstadt lebte R. diese ganze Zeit hindurch; war Bürger eines andern Staats, Hausbesizzer, Ehmann, Vater, Genosse einer nicht unbeträchtlichen Handlung, und zwar alles dieses auf die ehrlichste Weise von der Welt

geworden. Sonderbar genug klingt das, und ging doch sehr einfach zu! — Nicht nach der Schweiz, nach Paris hatte R. sich flüchten wollen. In dem Getümmel dieser grossen Stadt, hofte er, solte seine Wenigkeit ganz unbemerkt sich verstecken. Von da aus, wofern es ihm nicht gefalle, nach England, von England nach Amerika überzugehn, lag noch im Hintergrund seines Herzens. Ganz ohne Anstoß war er bis Strasburg gekommen. Jener fremde Name, ein bescheidnes Reisekleid, die Sorgfalt nirgends mit Gelde zu prahlen, ein gestuztes, mit vieler Vorsicht geschwärztes Haar, — mehr als alles dies eine unbefangne ruhige Miene, und eine Gleichgültigkeit, die nirgends sich versteckte, nirgends übertrieben eilte, hatte ihn überall verdachtfrei erhalten. Sein Pferd hatte er zeitig an einen Juden verkauft, der ihm unterwegens aufstieß, und nach Niedersachsen zusteuerte. Lohnkutscher, für einen Flüchtling ein so unpassendes Fuhrwerk, hatten ihn weiter gebracht. Schon stand sein Name, seine Geschichte und sein Steckbrief in öffentlichen Blättern; doch nirgends verglich man diese Beschreibung mit seiner Person. — In Strasburg gedacht' er zwei Tage lang auszuruhen und dann mit der Diligence weiter zu reisen. An der Gasttafel, wo er speißte, brachte gleich den ersten Abend ein Ohngefähr das Gespräch auf die Pariser Polizei. Zwei Reisende, die von dorther kamen, und Lust an Vergrösserungen

hatten, schilderte solche als allwissend, und sezten sie noch weit über jene zu Venedig. R. gab einen stummen, aber sehr aufmerksamen Zuhörer ab; jene Allwissenheit gefiel ihm übel. Eine leicht begreifliche Furcht erwachte; ein Theil der Nacht verging ihm schlaflos. — Am andern Morgen verschafte ihm ein zweites Ohngefähr die Bekantschaft eines Kaufmanns aus H**, einem kleinen Landstädtchen, ohngefähr vier Meilen von Strasburg. Es war ein Franzose von Geburt, schon etwas bejahrt, doch noch munter. „Er habe, erzählte er, vor wenigen Tagen einen Buchhalter, der seine rechte Hand gewesen, durch einen Steckflus verloren, und suche einen andern, der aber ein Teutscher, Protestant und erfahrner Mensch seyn müsse. Das Städtchen, wo er lebe, sei freilich klein, und gleichsam in einem Erdwinkel versteckt, doch seine Handlung nicht unbeträchtlich.“ — R. horchte auf. Jene alwissende Polizei von gestern, und dieses versteckte Landstädtchen schienen ihm abermals — (wir wissen schon, daß er abergläubisch war,) Warnungen seines Schuzgeistes zu seyn. Er hofte hier auf einige Zeit Sicherheit vor aller Nachstellung und überdies Gelegenheit zu finden, sich im Französischen zu vervollkommen; was er zwar verstand und schrieb, doch nicht ganz fertig sprach. Er trug sich daher dem Kaufmann von weitem an. Schon hatte dieser im Gespräch gespürt: daß R. Hand-

lungskentnisse besizze. Mit Freuden schlug er ein; noch den Abend reisten sie zusammen ab.

R. war gewiß Willens nur wenige Monate in H** zu verbleiben. Aber er fand das Oertchen so reinlich und nett, die Gegend umher so romantisch, unter dem kleinen Kreis neuer Bekannten einige so angenehm, seinen alten Herrn so gut, seine Handlungsgeschäfte (wovon ein grosser Theil in Unterschleifswaaren bestand) so leicht und doch nicht unbedeutend, daß es ihm weit besser gefiel, als er im Anfang selbst vermuthet hatte. Ein gewisses stilles Leben kan uns bald zur Gewohnheit werden. Der Wurm in R's Seele, die Furcht beim Ausflug in die weite Welt entdeckt zu werden, nagte fort. Er blieb daher anderthalb Jahre hier, ohne sich nur zu rühren. Als er dann Miene machte, seinen Stab weiter fortzusezzen, redete ihm sein Herr, dessen Vertrauen er sich ganz erworben hatte, so lange zu, bis er noch sechs Monate hier zu bleiben versprach. — „Ich weiß ein Mittel, sagte der Alte lachend, wo ihr vielleicht auch den siebenten Monat ungebeten zugebt!“ — R. verstand ihn nicht. Doch am Schlusse des halben Jahres nahm sein Herr seine einzige, bisher in Strasburg erzogne Tochter wieder zu sich; ein Mädchen von sechszehn Jahren, von munterm Geiste und reizender Bildung. Nicht vierzehn Tage befand sie sich im väterlichen Hause und in dem für sie einsamen Städtchen, so war sie in R. und

R. in sie verliebt. Sogar die Schwermuth seiner Miene gefiel ihr, denn sie hielt sich selbst für den Grund derselben. Ihre wechselseitige Neigung entging dem Blicke des Vaters nicht; nur wolte er einige Zeit hindurch sie nicht sehen. Als er einst beide in zärtlichster, doch schuldloser Unterhaltung überraschte, rief er den jungen Mann in sein Kabinet; fragt' ihn erst lächelnd: Warum er noch an kein Weggehn gedenke? und dann ernsthaft: ob er gar kein eignes Vermögen besizze? Sorgfältig hatte R. bisher seinen so schändlich erworbnen Schaz verborgen. Auch jezt gestand er nur einen Theil desselben. „Fünfhundert Dukaten, sagt' er, besizze er baar; noch tausend könne er in seiner Heimath heben, wann und wie er wolle." Der Alte hatte sich wenig, oder gar nichts vermuthet. Mit treuherzigem Tone schmälte er: daß R. jene Summe, die er vorwieß, so lange ungenüzt bei sich führe; glaubt' ihm das Uebrige aufs Wort; bot ihm förmlich die Hand seiner Tochter und den Eintritt in seine Handlung an. Freudig grif R. nach diesem Erbieten. Noch den Abend war Verlobung; vier Wochen drauf Hochzeit.

Ueber drei Jahre lebte R. in dieser Ehe; zwei Kinder wurden ihm geboren. Ein eignes Haus erkauft' er sich. Seine Frau fuhr fort, ihn zu lieben; bei seinen Mitbürgern stand er in Achtung; nicht ein Schatten von Verdacht traf seinen moralischen Werth. Er schien glücklich. Eine gewisse

wisse düstre Laune, die man zuweilen an ihm spürte, ward Hypochonder genant, und seiner übertriebnen Häuslichkeit zugeschrieben. Würklich war er in den fünf Jahren seines Daseins erst zweimal auf einige Stunden, Handlungssachen halber, nach Strasburg gereist, sonst nirgends nur zwei Meilen weit in der Gegend umher gekommen. Seine junge Frau hatte ihn oft zu kleinen Reisen und auch zu einer grössern nach Paris aufgemuntert. Jeden Wunsch gewährte er ihr sonst; nur gegen diesen hatt' er immer Ausflüchte. Sein Weigern galt freilich für Eigensinn, doch auch für den einzigen, den man an ihm wahrnahm. — Im sechsten Jahre starb ein alter Handlungsfreund zu Coblenz. Bei seinem Tode zeigten sich ansehnliche Schulden. R's Schwiegervater, schon lange im Verkehr mit ihm, lief Gefahr siebentausend Livres zu verlieren. Schnelle Vorkehrung konte sie noch retten. Aber vorsichtig wolte das Geschäfte getrieben seyn; denn hier und dort war die Rede größtentheils von Kontrebandwaaren. Der Alte selbst konte Kränklichkeit halber nicht reisen; der Auftrag kam daher an R. Ungern ging er dran; ihn abzulehnen sah er keinen Vorwand. Da überdies Coblenz von N—g fast noch ein paar Meilen weiter als Strasburg lag; da R. nur wenige Tage dort zu verweilen gedachte; da er hofte: ein so langer Zwischenraum werde doch wohl auch manchen Zug seines Gesichts geändert, ihn selbst und

seine That aus manchem Gedächtnis gebracht haben; da er sich nicht entsann, jemals mit einem Coblenzer nur umgegangen zu seyn; und da er endlich als ein Elsaßer Kaufmann unter fremdem Namen hinkam, so glaubt' er selbst wenig oder nichts zu wagen, und — reiste. Seine Frau begleitete ihn.

Nicht neu, aber grade durch ihr Alter desto bewährter ist die Bemerkung: daß jene höhre Vergeltung, wenn sie sich lange nachsichtsvoll gegen den Schuldigen betrug, desto sichrer beim endlichen Schlage ihn trift; und daß bei einer lange verzögerten Entdeckung die kleinsten Umstände dann genauer, wie die Räder einer Uhr, zusammenpassen. Auch R. solte nun diese traurige Erfahrung machen. — Glücklich und schnell genug war sein Geschäfte zu Coblenz vollendet; den nächsten Morgen solte seine Abreise schon wieder vor sich gehen. Blos die Einladung eines Kaufmanns, der vor der Stadt ein schönes Landhaus besaß, machte, daß R. noch einen Tag zugab; ja, auch dies that er nicht aus eigner Neigung, sondern aus Gefälligkeit gegen seine Gattin. Gegen Mittag fuhren sie auf dieses Landhaus: die Gesellschaft, die sie da fanden, war nicht groß, aber, sonderbar genug, unter derselben befand sich der einzige Mensch, der in ganz Coblenz für R. gefährlich werden konte, ja fast werden mußte. Siebald hieß er, ein junger, artiger, erst angehender, kaum vor vier Wo-

chen

chen aus England zurückgekehrter Wechselherr, und Anbeter von der Tochter im Hause. Von seinem ganzen Leben und Weben wußte R. kein Jota; jener von dem Leztern nur alzuviel.

Dem Hause, wo die Witwe zu N—g ermordet ward, schief gegenüber, wohnte ein reicher Banquier von ausgebreiteter Achtung; verschiedne Jünglinge aus der Fremde befanden und bildeten sich auf seiner Wechselstube; unter ihnen war grade damals auch Siebald. Schon längst kante er R. vom Ansehn; oft hatt' er ihn neben der Witwe am Fenster, nicht selten Arm am Arm mit ihr auf der Strasse erblickt; stets sich im Herzen über dieses ungleiche Paar geärgert. Noch mehr, einer seiner besten Freunde in N—g war ein naher Vetter und einer von den muthmaslichen Erben der Witwe. Oft genug hatte sich dieser im Gespräche mit ihm über R. beklagt. Anfangs, daß er jenes gehofte Vermögen ihm wegheirathen wolle, und dann, daß er es größtentheils gestolen habe. Oft hatte ihn Siebald deshalb, so gut er konte, getröstet; hatte ihm, als er von N—g weg auf Reisen ging, noch mit Hand und Mund versprochen, wenn er irgendwo von dem Mörder und Räuber etwas höre oder sehe, es ihm sofort zu melden. Daß er nie glaubte, in diesen Fall zu kommen, kan man leicht denken; doch war ihm durch Zufälligkeiten dieser Art R's Bildnis tiefer, als er selbst es wußte, ins Gedächtnis geprägt.

Um so mehr, wiewohl noch unmerklich, stuzte er beim Anblick dieses angeblichen Elsassers; wußte zwar in der ersten Minute noch nicht, wohin er mit dieser Aehnlichkeit rathen solte? besann sich aber bald; strafte sich eben sobald selbst eines Irthums; kam wieder auf seinen Argwohn zurück; ward mit jeder Sekunde immer bestärkter in ihm. Absichtlich sucht' er bei der Tafel neben der Gattin des Fremden zu kommen; hofte im Gespräch mit ihr einiges zu erfahren, was seine Muthmassung entweder bestätige oder widerlege; und erfuhr — alles. Das gute Weibchen war eine Französin, mithin gesprächig. Kaum hatte Siebald, gleichsam verlohren, bemerkt, daß er nach dem Dialekt ihres Mannes kaum auf einen Elsasser gerathen haben würde, so versicherte sie ihm: daß er allerdings keiner, sondern ein Schlesier von Geburt sei; daß er erst seit fünf Jahren in Elsas lebe, und daß blos Liebe zu ihr ihn festgehalten habe. Auch von seinem Hange zur Schwermuth, von der Mühe, die es gekostet, ihn hieher zu bringen, von ihrer Freude, daß er noch einen Tag zugegeben habe, — von allem dem sprach sie in ihrer Unschuld; und dachte gewiß an nichts weniger, als daß sie jezt die Anklägerin eines geliebten Gatten mache. Mit jedem Worte fast ward Siebald überzeugter, daß sein Verdacht Wahrheit sei. Selbst jenes Lehmanns, der, ein Schlesier von Geburt, in R's Hause gestorben sei, entsann er sich. Aller übriger

Zusam-

Zusammenhang dämmerte vor den Augen seines Geistes.

Was ihm hier zu thun obliege, dünkte ihm gar nicht zweifelhaft. Zwar dauerte ihn ein paar Minuten lang die junge, heitre, gewiß schuldlose Frau; doch ein Gedank' an seinen Freund, an sein eignes Versprechen, und an die Abscheulichkeit jenes Mordes erstickte alles Mitleid. Schon wolte er jenen nichtswürdigen Heuchler (denn dafür hielt er ihn) ein paarmal durch die Frage: Ob er nie in N—g gewesen sei? ängstigen. Aus Besorgnis: es könne doch eine noch zu frühe Warnung abgeben, hielt er sie wieder zurück. Gleich nach der Tafel zog er den Hausherrn in ein andres Gemach, und entdeckte ihm alles. Dieser staunte, glaubte nicht, widersprach. Siebalds Ueberzeugung wankte keineswegs. Den gutgemeinten Rath: selbst dann zu schweigen, wenn seine Vermuthung gegründet seyn solte, verwarf er als gewissenswidrig. Daß der Fremde wenigstens in dem Hause, wo er sich befand, verschont bleibe; — war alles, was er einging. Ohne Rückkehr zur Gesellschaft eilt' er nach der Stadt; suchte den Bürgermeister auf, der dies Jahr die Regierung hatte, und verlangte einen Verhaftsbefehl gegen den Verbrecher.

Auch dieser stuzte bei der Erzälung: Auch dieser widerrieth es dem jungen feurigen Mann, sich in einen Handel zu mischen, wo kein Vortheil auf

einer,

einer, mancher Verdrus auf der andern Seite seiner warten dürfte. „Er könne ja, meinte der Konsul, dem Rathe zu N—g und seinem Freunde melden, was er entdeckt; könne es ihnen überlassen, die Sache zu verfolgen. Wo Inkulpat sein Domicilium und sedem fixam habe, wisse man nun. Ihn hier zu verhaften, sei um so bedenklicher, als er schon seit mehrern Jahren französischer Unterthan geworden wäre.“ — Siebald blieb bei seinem Kopfe. „Daß man hier des Verbrechers habhaft werden könne,“ sagt' er, sei gewiß; ungewiß, ob er es nicht im Verfolg merken und entfliehen dürfte. Im Elsaß verhaftet, werde er nach dortigen Gesezzen gerichtet, und der Unkosten dabei vielleicht so viele gemacht werden, daß von dem gestohlnen Gelde den Erben wenig oder nichts verbleibe. Aber auf fremdem Boden ergriffen, könne er nach N—g ausgeliefert und da gestraft werden, wo er sündigte. Für alle hiesige Unkosten sei er (Siebald) Bürge. Allen Verdrus nehm' er über sich. Selbst auf der Verhaftung besteh' er nur dann, wenn der angebliche Lehmann bei erster ernstlicher Anrede sich selbst verrathe, oder verdächtig mache.“ — Auf diese Bedingung erhielt eine gerichtliche Wache Befehl, Siebalden von weitem zu folgen, und zu thun, was er ihr heissen werde. Mit einem seiner Freunde, nach welchem er geschickt hatte, traf er gehörige Abrede; dann eilten sie nach dem Gasthof und

erwar-

erwarteten N., der bald drauf von jenem Landhause zurückkam. Unterm Vorwand, daß jemand nach ihm gefragt, ward er ins Billiardzimmer gerufen. Gleich beim Eintritt in dasselbige kam ihm Siebald mit den Worten entgegen: „Aber warum, Herr N. verleugnen Sie Ihren wahren Namen?“ Ueberrascht und erschrocken bebte er zusammen. Indem er versuchen wolte zu antworten, klopft' ihn von hintenzu Siebalds Freund mit der schrecklichsten Frage auf die Achsel: „Und wie kontest du wagen noch in Teutschland zu erscheinen, nach jener gräslichen That, die du zu N—g verübtest?“ — „Ich bin verrathen! Gott!“ rief N. und sank bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, befand er sich schon in den Händen der Gerichte. Daß er derjenige sei, den Siebald genannt habe; daß der Name Lehmann ein erdichteter sei; daß er eines Mordes halber die Flucht ergriffen habe; alles das gestand er noch diesen Abend. — Der Jammer seiner jungen Frau, die anfangs nicht begrif, was dies bedeute; dann nicht glauben wolte, was man ihr sagte; endlich, als sie es glauben mußte, die bittersten Vorwürfe nicht ihm, sondern sich selbst zuerst machte, übersteigt jede Beschreibung.

Gerichtliche Anzeigen von dieser Verhaftung und dem Geständnis des Verhafteten ergingen sofort nach N—g und nach Elsaß. Das Erstaunen hier und dort war gleich groß; von beiden Seiten ver-

langte

langte man seine Auslieferung; von N—gischer Seite im Ernste, von Elsassischer wenigstens zum Scheine; denn das erste, ältere Recht jener Regierung auf den Verbrecher war wohl unleugbar. Bald wich daher auch dieser Widerspruch. R. wurde in Ketten und Banden nach seiner Vaterstadt abgeführt. — In einem Stücke hatte man doch bei diesem Verfahren merklich gefehlt! Hätte man R. gleich bei seiner Verhaftung genau verhört; über alle Umstände seiner That pünktlich befragt, haarklein würde er damals alles gestanden, und alles noch unbekante selbst angezeigt haben. Doch jenes Verhör war nur ein sogenanntes vorläufiges gewesen. Sobald er gestanden, daß er R. heisse, aus N—g gebürtig, wegen Ermordung jener Witwe flüchtig, und Entwender von einem ansehnlichen Theil ihres Vermögens sei; sobald hatte man abgebrochen; hatte geglaubt, man wisse nun genug; das weitere werde man schon Zeit genug zu N—g selbst ihm abfragen. Einige Wochen waren seitdem mit Schreibereien hin und her nuzlos zugebracht worden. In seinem einsamen Kerker hatte R. Zeit gehabt, von seiner ersten Bestürzung sich zu sammeln. Daß ein schmählicher Tod seiner warte, mußt' er voraussehn. Die Liebe zum Leben erwachte; mit ihr die Hofnung, sich doch wohl noch retten zu können. Er überdachte vielfach und sorgfältig alles, was und wie er es gestanden habe, und sah doch noch eine Möglich-

lichkeit, wenigstens die grössre Hälfte seines Verbrechens von sich abzuwälzen. Gleich beim ersten Verhöre in N—g leugnete er mit dreister Stirne den Mord. Die Gerichten stuzten. Sein Mährchen klang folgendermassen.

„Er läugne nicht, was er auch zu Coblenz schon gestanden, daß er wegen Ermordung seiner Braut sich geflüchtet habe; aber man thue ihm gewaltig Unrecht, wenn man glaube: er selbst hätte diesen Frevel begangen. Er sei an jenem Nachmittage allerdings von der Witwe zum Besuch eingeladen worden, sei hingegangen, habe sie allein zu finden vermuthet. Um so mehr sei er erschrocken, als er nicht nur ihre Zimmerthüre offen, sondern auch sie selbst auf den Boden hingestreckt, in ihrem Blute schwimmend getroffen habe. Indem er sofort zu ihr hingeeilt, hab' er noch einiges Leben in ihr verspürt, habe sie aufzurichten versucht; hab' ihr zugerufen: Wer dieses gethan? — Würklich hätte sie noch einmal die Augen aufgeschlagen; mühsam die Worte: Räuber! Mörder! dreie zugleich! herausgestossen; aber auch gleich drauf ihren Geist ausgehaucht. Jezt erst hab' er seine Blicke im Zimmer rund herum gekehrt, und gesehn, daß auch ein Schrank aufgesprengt worden sei. Angstvoll hab' er zu den Nachbarn eilen, und sie um Hülfe, um Nachforschung der Räuber, die hier so gräslich gewirthschaftet, anrufen wollen; doch schon auf der Treppe

pe hab' ihn pfeilschnell der Gedanke ergriffen: Gott, wenn du selbst für ihren Mörder göltest! Ein Blick auf sich selbst habe diese Besorgnis verstärkt. Hier und da sei sein Gewand mit Blut befleckt gewesen. Sehr natürlich bei der Mühe, die er zu ihrer Aufhelfung verwandt, und doch sehr verdächtig dem ersten Anschein nach! — Eine unbeschreibliche Angst habe ihn ins Zimmer gleichsam zurückgestossen. Daß es einen schweren Handel für ihn selbst veranlassen könne, sei ihm mit jeder Sekunde augenscheinlicher geworden. Keinen Zeugen seiner Unschuld hätt' er gehabt; für das beste, vielleicht einzige Mittel der Rettung hab' er eine augenblickliche Flucht gehalten. Daß ihn diese noch verdächtiger machen werde, sei ihm zwar auch eingefallen, doch hab' er es noch für möglich gehalten, aus einem fernen sichern Orte seine Vertheidigung einzusenden. Schon im Begrif von dannen zu gehen, habe er auf jenen aufgesprengten Schrank noch einmal sein Auge geworfen, und nicht gezweifelt, daß solcher geplündert seyn werde; da er aber gewußt, daß in einem verborgnen Fache desselben die Witwe ihren heimlichen Schaz, wie sie ihn selbst genant, zu verwahren pflege, hab' ihn rasch noch die unseelige Neugier angewandelt, nachzusehn: ob auch dieses Fach von den Räubern entdeckt worden wäre? Er habe gefunden: nein! habe den Geldbeutel aus solchem zu sich gesteckt, unwissend, ob er mit Gold oder Silber gefüllt sei. —

sei. — Sträflich scheine allerdings dieser Schritt. Aber in seiner Lage; genöthigt von Haus und Hof zu fliehen; grade in seiner Kasse kaum hundert Gulden reich; beraubt einer so schönen Hofnung; ungewiß, wohin er fliehen und sich verbergen solle, — sei er auch hier vielleicht kein eigentlicher Räuber zu nennen. Wie er nach Hause, aufs Pferd, und aus der Stadt hinausgekommen — dies alles schwebe nur noch wie ein Traum ihm vor. Denn überhaupt erst drei oder vier Meilen von N—g wäre er wieder seiner Besinnungskraft völlig mächtig geworden: habe nun erst eingesehen, wie sehr er in Allem gegen sich selbst gehandelt und doch auch jede Rückkehr nun für unmöglich gehalten. Die Steckbriefe in allen öffentlichen Blättern, die gräsliche Schilderung, die er von seinem angeblichen Morde in zwanzig Zeitungen gelesen, das Unvermögen sich gebührend zu rechtfertigen, — dies habe ihn endlich zu dem Entschlus gedrängt, den Namen zu behalten, den er angenommen, und seinen vorigen einer unverdienten Schmach zu überlassen."

Ein Geschichtgen dieser Art war freilich nicht vermögend, die Gerichten zu täuschen; auch behandelten sie es anfangs blos mit Verachtung; hoften den Erzäler desselben bald in weiterm Verhöre durch Fragen und Einwürfe zu verstricken. Sie irrten. N. hatte, was er gesagt, vollkommen durchdacht: er widersprach sich nie; schweifte

im drei-vierfachen Verhör nie über die sich selbst gesteckten Grenzen; gestand selbst die Unwahrscheinlichkeit seines Vorgebens, und beharrte doch fest auf seiner Wahrheit; berief sich auf nichts, als sein eignes Gewissen, und (zuweilen nur) auf die Schuldlosigkeit seines ganzen Lebens, vor der Flucht sowohl als auch im Hause seines Schwiegervaters. Dieses leztre war Wahrheit, aber kein Beweis gegen die That, und für seine Entschuldigung. Ein andrer Umstand schien es wenigstens einigermassen zu seyn. R's. Haus zu H** war, sobald man seine Verhaftung zu Coblenz erfuhr, gerichtlich durchsucht, sein Vermögen in Beschlag genommen, seine Papiere versiegelt worden; noch einiges baare Geld hatte man gefunden, aber von den Juweelen der Witwe kein Steingen, von ihren Dokumenten kein Blättgen. Als man R. deshalb befragte, spielte er den ganz Unwissenden, sogar den Erstaunten. — „Er wisse, sagte er, weder von Schmuck noch von Dokumenten etwas. Es sei dies ein Beweis mehr, daß ganz andre Räuber als er bei der Witwe eingebrochen seyn müßten. Nach seinem Tode vielleicht werde man die wahrhaften Verbrecher entdecken; er, und wenn er heute sterben solle, könne blos mit seiner Unschuld sich trösten.“ — Alles Zureden, mild und scharf, blieb fruchtlos. Die Akten wurden verschickt. Der Ausspruch der Fakultät war, wie man voraussehn konte: Peinliche Frage, da Inquisit

quisit sich so höchlich gravirt befindet! — R. bebte allerdings, als er zuerst in die Folterkammer gebracht wurde; aber die Folter selbst stand er mit aller nur möglichen, man kan wohl sagen, mehr als männlichen Standhaftigkeit aus. Zweimal ward er gemartert; zweimal blieb er auf seiner ersten Aussage.

Welche mannichfache, sich widersprechende Empfindungen und Aeusserungen eine Geschichte, wie diese war, in N—g erzeugen mußte, läßt sich leicht ermessen. Alle hatten sich anfangs gewundert, als man die Verhaftung des fast vergeßnen R's erfuhr; alle verabscheuten gleichsam von neuem seine ehmals begangne That; aller Unwillen stieg noch, als R. mit so dreister Unwahrheit — denn daß seine Ausflucht Unwahrheit sei, zweifelte Niemand! — die Gerechtigkeit zu täuschen suchte. Aber schon spalteten sich die Stimmen, als man hörte, daß er gefoltert werden solle; spalteten sich noch mehr, als man vernahm; mit welcher Entschlossenheit er dieser Folter trozze. Gegen den Gequälten wird, selbst wenn wir ihn für schuldig halten, so leichtlich unser Mitleid rege; und geht noch leichter zur Bewunderung über, wenn wir hören, daß sein heroischer Muth selbst in den Qualen sich nicht beugt! — Bald erblickten nun einige in R. einen Menschen, dem — doch vielleicht Unrecht geschähe; bald sahen noch mehrere in ihm einen Unglücklichen, der für ein rasche-

begangnes Laster nun schon genug abgebüßt habe; und nur einige wenige betrachteten seine Festigkeit selbst als — einen Troz, der sein Verbrechen vergrößre.

Zu dieser leztern Zahl gehörten sehr natürlich die Erben der Ermordeten. Jene anfängliche Hofnung ihr Geraubtes wieder zu erhalten, schwand altäglich mehr und mehr zusammen. Schon weit — weit über Jahr und Tag, saß der Verhaftete. Das bei ihm gefundne Geld frassen die Gerichtskosten; zu mehrern bekante er sich nicht. Daß er höchstens noch einmal gefoltert, und wenn er dies überstehe, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden dürfe, war allgemeiner Glaube. — Dies tröstete freilich jene Beraubten sehr schlecht. Schon wusten sie Siebalden für seine Entdeckung wenig Dank. Ein unerwarteter Umstand änderte wieder alles. Noch einmal ward ein Mann, den R. in seinem ganzen Leben mit keinem Worte beleidigt, mit keinem Blicke gekränkt, durch jene That um keinen Heller verkürzt, und bisher kaum dem Namen nach gekant hatte, für den Unglücklichen gefährlicher, als alle Verwandte der Witwe, und alle mögliche Gerichte.

In N**g lebte damals ein Rechtsgelehrter D. Falk mit Namen; ein Mensch von derjenigen Klasse, deren Element — Unruh ist. Je verwickelter eine Sache war, um desto lieber übernahm er sie; von jedem Geschäfte, welches er einmal übernom-

nommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgesezt hatte, wieder ab; auch war sein Weg dabei selten der gewöhnliche. In Gesellschaften war er munter, doch stritt er gern; war oft in seinen Behauptungen rasch und dreist, und nahm sie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekant gewesen; um den Handel des Sohnes hatte er sich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall so viel drüber sprach, hielt er es keines Wortes werth. Erst jezt, als er an einer grossen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zusammen kam, als dieser viel von der unsäglichen Mühe sprach, welche ihm R. schon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit diesen verschmizten Sünder zum Geständnis zu bringen, da übereilte D. Falken seine gewöhnliche Hizze, und er behauptete: „Noch halt' er diesen Inquisiten für keinen verschmizten Bösewicht, sondern nur für einen etwas standhaften jungen Mann; und sonderbar müsse es zugehn, daß man einen solchen nicht, auch ohne Tortur, zur Beichte bringen solte, wenn man anders nur seine Sache gescheut anzufangen wisse." Den Herrn Stadtrichter verdros diese Behauptung, und mehr noch die angefügte Beschränkung. Er redete in seiner Antwort mancherlei von Menschen, die alles könten, alles nur mit dem Munde möglich fänden; und forderte zulezt den Doktor geradezu auf, seine bessere Einsicht zu bewei-

 sen,

sen, mit dem Versprechen: daß ein Hochweiser Rath ihm allen nur möglichen Vorschub leisten werde. Falke, der sich beim Worte gehalten sah, schlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drei Wochen bedingte er sich eine scheinbare Ruhe, um indeß seine Anstalten zu treffen.

Noch diesen Abend schrieb Falk nach H*, jenem Oertgen, wo R. fünf Jahre so versteckt zugebracht hatte, und erkundigte sich bei mehrern Personen zugleich: ob man während dieses Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jeztverhafteten wahrgenommen habe? Die einstimmige Antwort war: „Keine! Immer habe er sich hier als der stillste, ordentlichste, vorwurffreiste Mensch bewiesen; daß er zuweilen mit einigen Bekanten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsneigung nennen. Berauscht habe man ihn nie gesehn.“ — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubnis gebeten, mit dem Gefangnen ein paarmal, wiewohl noch stets in des Kerkermeisters Gegenwart, sprechen zu dürfen. Einige Umstände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf diese Fragen Bescheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit seinem Zustand bezeigt, und es sogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwält worden sei. So waren sie wieder von einander geschieden, und der Unglück-

liche

liche hatte jezt, — nach fast zwei Jahren zum erstenmale! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätt' er Menschenkentnis genug gehabt, ihr jezt noch nicht zu trauen. — In einigen Tagen kam Falk wieder und leistete R. einen würklichen Dienst. Er hatte es ihm ausgewürkt, in einem bessern Gemache, als sein bisheriges feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun schon bis im zwanzigsten Monat geschmachtet; sein jezziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeisters selbst, und hatte Tageslicht, obschon durch dicht vergitterte Fenster. R. dankte seinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn derselbe beim Weggehn fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung sehr verlange? als er im voraus versprach, ihm solche, wo immer möglich, zu verschaffen, — da stockte R. ein wenig, und gestand dann: „Wenn er, auf seinem Stroh hingestreckt, oft seines Jammers kein Ende sähe, hab' er zuweilen gewünscht, nur mit einigen Tropfen des geringsten Weines sich Stärkung zu verschaffen.“ — „Sie sollen dessen eine Flasche, und nicht vom geringsten haben!“ fiel ihm Falk in die Rede. Doch muß ich ihnen solchen selbst überbringen; und das kan erst in drei oder vier Tagen geschehn, denn auf so lange verreis' ich heute noch.“ — Nicht ohne Ursache nahm er diesen Aufschub. Er wolte

durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wolt' ihm auch Zeit gönnen, sich wieder an sein bessres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Tasche seines Ueberrocks eine Flasche des treflichsten Rheinweins; auch ein paar Speisen, nicht lekker, doch wohlschmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeister in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er desfalls schon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch diesen lästigen Zeugen; und Falk lud den Gefangnen ein, mit ihm zu essen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigstens ihrer Schwere gemäß zu schäzzen wissen, um sich gnügsam vorzustellen, welches Labsal der unglückliche R. in dieser Behandlung fand; mit welchem unsäglichen Wohlgeschmack zumal ein Trank, den er so lange entbehren müssen, seine Kehle hinunter glitt. Nicht berauscht, aber gleichsam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüstet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz daß er in Ketten sei; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und sah in dem Mann, der ihm denselben verschafte, der, um ihm wohlzuthun, keine andre Veranlassung als Mitleid und Menschlichkeit hatte, ein Wesen, dem er kaum seinen Dank zu stammeln vermochte. Zutrauen gegen einen solchen Menschen war unumgängliche

Folge

Folge dieses Danks. Ueberdies erstickte alles Mistrauen, das sonst doch wohl noch sich gerührt haben möchte, der genoßne Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's gerichtlicher Lage zu sprechen vermied. Einigemal hatte R. selbst davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erstemal ab; warnte ihn das zweitemal durch ein paar französische Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeisters; und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zusage: hierüber gar nicht mit ihm zu sprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubnis des Gesprächs mit ihm erhalten zu haben. Erst, als R. zum drittenmal wieder anhob; als er troz jezziger frohen Minute, und troz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und seinen Wohlthäter beschwur, ihm zu sagen: was wohl noch seiner warten dürfte? da schien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwilkührlich Luft zu machen. Indem er aus der schon abnehmenden Flasche noch ein Glas ihm einschenkte und hinreichte, sprach er: Unglücklicher, warum wilst du mit Gewalt wissen, was ich sogern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden samlest! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkent!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn

meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklag' ich dich würklich! Denn auch nach Ueberstehung aller Martern bleibt ewiges Gefängnis dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängnis, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbat ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Blos unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jezt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherlei sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jezt erwählte, jezt zweifelte, jezt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschlus ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zweimal ertrug, nicht auch beim drittenmal für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich beraüscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich heute erquickt, diese herablassende Güte, womit Sie schon dreimal mich behandelt haben, — im Gegensaz jenes ewige Gefängnis, was mich bedroht — lieber

lieber Herr Doktor, wenn ich wenigstens bis zu meinem Ende dieses Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menschlichen Mitgefühls behalten darf, so — so gesteh ich alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie sich erbieten? Bedenken Sie auch, daß Sie über sich selbst das Urtheil eines wahrscheinlichen Todes fällen würden!“

O nein! eines gewissen Todes sogar! Das hab' ich schon längst überdacht, als ich so hartnäckig alles leugnete. Immer noch glimte damals die Hofnung in mir, doch einst wieder zu Weib uud Kindern durchzudringen. Der Härte hätt' ich getrozt bis zum leztcn Lebenshauch. Doch jezt — wenn Sie mir versprechen, daß ich dieses Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verschont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuspruch mich zu trösten fortfährt; so will ich alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen sogleich in die Feder sagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinsten verborgnen Winkel.“

Falk ließ nicht länger sich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu holen ins Nebenzimmer. Schon war hier alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünktlichster Redlichkeit bekante nun R. seine That. Alles, was wir schon wissen, zeigt' er an; ausser diesem auch noch den Ort,

wo

wo er im Keller seines Hauses eigenhändig den Schmuck der Wittwe, ihren sogenanten Nothpfennig, und in einem besondern Kästgen alle entwandte Dokumente verborgen habe. „Erstern zu verkaufen, sagt' er, hab' ihn stets noch die Furcht, und die ihm nuzlosen Papiere zu vernichten, ein Ueberrest von Gewissenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jezt seine Beichte; aber der schlaue D. Falk, wohlwissend, wie ungesezlich alles sei, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung seiner Aussage die eigne Unterschrift und das Zeugnis zweier unverwerflichen Zeugen nöthig sei. Schon hab' er deren ein Paar ins Nebenzimmer beschieden. Alles bisherige hätten sie mit angehört. Nunmehr woll' er sie herbeirufen!" — Zum erstenmal stuzte jezt R. ein wenig; schien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden sei; war gleich drauf doch alles zufrieden. Jene beide traten hinein. Er und sie unterschrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit sich nahm, bedarf nicht erst einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigstens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, bestätigte er mit anscheinendem Gleichmuth alles. Auch gegen oder über den Mann, der sein Geständnis ihm abgelockt, führte er nie eine Klage.

Das

Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewissen innern Mismuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zweimal ihm schikte; und kaum ein paar Worte mit ihm sprach, als er noch einmal ihn besuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünktlich, was jener ihm versprochen hatte. Auch einigen seiner ehmaligen Freunde gestattete man den Zutritt zu ihm. Oft versicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wissentlich schlechten That ausser jener einzigen sich bewußt zu seyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Haaseeligkeiten ward richtig befunden. Wenigstens der grössre Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche selbst erlitt vier Monate nach seinem Geständnisse die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es ist mir unmöglich diese Geschichte zu schliessen, ohne noch ein paar Bemerkungen ihr beizufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leser sie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang erfanden. Aber wenigstens hab' ich solche nicht absichtlich verlängert. Aus einem handschriftlichen Aufsaz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extrakt der Akten begleitet, hab' ich sie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglassen, manche Begeben-

benheit in ihr stärker zusammen drängen können; aber dann besorgt' ich auch jenen Stempel zu verwischen, welcher der Wahrheit immer vor der blossen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich grade hier hauptsächlich zu schonen wünschte.

R. scheint mir ein merkwürdiges Beispiel zu seyn, wie unsäglich schnell der Weg des Lasters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, im hohen Grade böse, That selbst derjenige begehen, — wissentlich begehen kan, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht ist. — Ein Freund, dem ich diese Erzälung in der Handschrift wieß, schalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben. Mich däucht: selbst dieses Wort ist noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der anfangs sehr verzeihliche Wunsch, nicht tiefer herabzusteigen, als er jezt stehe, war der Grund seines Unglücks. Man nehme den einzigen Umstand weg: daß R. sich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrscheinlich auch seine nachherige grausende That mit allen Zwischen-Veranlassungen weggenommen. Er, der selbst bei jenem (sonst den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geschikten, ordnungsvollen, jungen Mann sich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles dies nicht nur geworden, sondern auch auf rechtem Wege geblieben seyn, hätte er früher gewußt: daß

sein

sein eigner Fleis sein ganzer Reichthum sei. Nur jene zertrümmerte Hofnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verschlimmerung drängten ihn zur Wahl jenes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thöricht an sich selbst, seiner Unerfahrenheit doch verzeihlich war. Seine Schaam hierüber, als er die Misbilligung seiner Mitbürger spürte, — der Unwillen, als er bei der Ehestiftung sich für betrogen ansah, — seine Abneigung bessre Bedingungen zu erschmeicheln, — sein inneres Widerstreben bei Annäherung eines zwangvollen Looses, — sein Entschlus, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehn, als daheim sich verspotten zu lassen — alles dies sind Züge, die mehr für als wider ihn sprechen. Selbst der Wunsch, den leztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne den Rückenhalt einer gefüllten Börse zu thun, verräth nicht Geiz, sondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und ist an sich selbst nicht tadelnswerth. Man lasse ihn glücklicher in Eintreibung seiner Schulden seyn, und wer (wenn man ein paar halbgetäuschte Gläubiger ausnimt,) verzeiht nicht den jungen, vor einem ehlichen Joch sich fürchtenden Manne sein Entweichen und seine Vorsicht bei demselben? An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedacht' er damals gewiß noch nicht. Sicherer wäre ja dann für ihn die Ehlichung der Wit-

we gewesen; sich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrscheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unseelige Gelegenheit, die sich ihm darbot, nur die Verzweiflung auf der andern Seite manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rissen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie spricht von sich selbst.

„Aber die Vorsicht, mit welcher er nicht nur entflieht, sondern auch auf der Flucht selbst sich beträgt, spricht diese nicht von einem nun vollendeten Bösewicht?“ Auf den ersten Anschein allerdings fast mehr noch, als jene blutige That selbst! Aber man vergesse nicht: daß N. auf diese Entweichung, auf die Mittel seinen Namen zu verbergen, auf die Art und Weise, wie er auswärts sich betragen solle, schon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in seine Seele gekommen, in ganz andrer Rüksicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm dies wahrscheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum stößt ihm hier eine Schwürigkeit auf; oder vielmehr, kaum macht er sich selbst eine, so bricht er sogleich von seinem Wege ab, und verbirgt sich. Eine Furcht, die den eigentlichen Bösewicht nicht karakterisirt! — Eben so wenig scheint mir die Unbescholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in seinem moralischen Betragen behauptete, blosse Verstellung gewesen zu seyn. Zu anhaltend ist ein solcher Zeitraum; zu leicht

lernt

lernt man, grade an kleinen Orten, in den nothwendig engern Zirkeln der Gesellschaft, genau sich kennen; zu vielfach sind die Pflichten, die R. erst als Untergebner, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann, zu erfüllen hatte, als daß der blosse Heuchler sich nicht wenigstens hier und da verrathen haben sollte. Ja, noch mehr, selbst seltsam dünkt mich eine solche moralische Besserung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erstgesagte darf man zurük gehn, und sie erklärt sich von selbst! — R. sah sich nun vor Mangel gedeckt; sah sich geschäzt im Kreis, worinnen er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jezt war er daher ganz derjenige wieder, der er immer gewesen seyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode sich so unerwartet in ein Labirinth verwickelt gesehn; oder hätte jener freundschaftliche Rath, den er späterhin nur halb und misgedeutet befolgte, ihn früher unterstüzt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnsucht nach Weib und Kindern, sein nachmaliges Läugnen entschuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, seiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Misbilligung, seiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äussern hat, — wag ich nicht zu entscheiden; und möchte ungern hierinnen dem Gefühl meiner Leser vorgreifen.

Aber sehr müßte ich mich irren: oder der größte Theil derselben hat mit Misfallen sein Auge von Falkens Verfahren abgewandt; hat es un-

edel, tückisch, — grausam sogar gefunden, daß er einem Unglücklichen dasjenige Geheimnis, das er schon zweimal, selbst aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anscheinende Güte dennoch zu entwinden wußte. — Zwar, da jede Sache in der Welt ihre zwiefache Seite hat, so wüßt' ich, wenn Falk jezt aufträte und fragte: „Was hab' ich aber, genau betrachtet, anders gethan, als die Gerechtigkeit unterstüzt? Was hab' ich anders bezweckt, als — die Wahrheit ans Licht zu bringen? War R. etwa kein Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach unsern Gesezzen, das Leben längst verwürkt hatte? Verschaft' ich nicht rechtmäßigen Erben auf diesem Weg eine ansehnliche, sonst für sie ganz verlorne Summe wieder?" — wenn er so fragte, so wüßt' ich wahrlich nicht, was strenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich selbst der Mann nicht seyn wolte, der solche Verdienste sich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde haben möchte; — das weiß ich allerdings. Ueberhaupt schlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigsten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: „Darf der Richter, es sei mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten und Verdächtigen sein Geständnis durch List entlocken? Ist dies nicht eben so schändlich, so unbeweisend, als Erpressung durch Gewalt?" — Sich hier über die-

sen Punkt weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menschheit und der Menschlichkeit viel geschrieben; schon hat die Gesezgebung selbst, in einigen Staaten und in neuern Zeiten, darauf Obacht genommen. Aber noch ist sie in andern weit — weit zurück! Noch erlauben sich sehr oft einzelne Richter, was die Gesezze im Allgemeinen verbieten; und noch sind überhaupt die Grenzen: wo löblicher Gerechtigkeits-Eifer aufhört, und unredliche List anfängt? nicht mit gehöriger Schärfe gezogen worden.

Endlich, dünkt mich, tritt auch noch eine Wahrheit mit grossen Schriftzügen aus dieser Geschichte hervor; ist ebenfalls eine von jenen, die zwar schon oft gepredigt wurden; doch zu oft kaum wiederholt werden können. „Behandelt, Gerichte, eure Gefangne gütig! Oft werdet ihr dann durch Milde von ihnen erfahren, was Strenge, und wohl gar Härte, vergebens zu erforschen sich bestrebten!" — In mehrern Ungarischen Komitatsgerichten waren sonst, wie mich glaubwürdige Zeugen versichert, zwei Personen angestellt, die man (scherzweise, der Rolle halber, die sie spielten,) den Teufel und den Engel zu nennen pflegte. Wenn Landstreicher, muthmasliche Räuber, oder sonst verdächtige Menschen eingefangen und vor diese Gerichte gestellt wurden, so war jener sogenante Teufel der Erste, welcher sie in Em-

 pfang

pfang nahm. Mit rauhem Tone, mit Versicherung, daß er schon alles wisse, mit Bedrohung harter Leibeszüchtigungen, wenn sie nicht sofort alles geständen, begann sich sein Verhör. Bekanten die Angeschuldigten ihr Vergehen würklich, so bedurft' es freilich keiner andern Maasregeln. Liessen sie sich aber nicht schrecken, so wurden sie entweder auf ein Weilgen abgeführt, oder ihr bisheriger Untersucher ward, unter irgend einem Vorwand, weggerufen; — kurz, es ward eine kleine Pause im Verhör gemacht, und der Engel kam nunmehr an die Reihe. Mit freundlichem, fast mitleidigem Tone hob diser an; schalt selbst auf seinen Genossen, als auf einen harten, überstrengen Mann; versicherte, daß man gleichwohl billig und glimpflich mit ihnen umgehen werde, zumal wenn sie freiwillig geständen, was sich doch im Verfolg nicht abläugnen lasse; fragte nach: ob sie vielleicht hungrig oder durstig wären? versprach ihnen Befriedigung dieser Bedürfnisse, sobald das Verhör geendigt sei; kurz, ging mit ihnen auf eine Art um, die ganz den Gegensaz von jener erstern machte; und — wenn auch nicht allemal, doch wenigstens unendlich öfterer als dem sogenannten Teufel, gelang es diesem anscheinenden Engel des Lichts. Wenn Jener einen schreckte, so überredete Dieser wenigstens viere. Ob ein solches Verfahren noch dauert, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist es seit K. Josephs II. Zeiten ganz er-

loschen; auch bin ich weit davon entfernt, dasselbe anpreisungswürdig zu finden. Es war, aufs gelindeste gesprochen, immer eine Art von Ueberlistung, und Ueberlistung solte von jedem Gerichte, in jeder Sache, noch so wichtig oder noch so geringe, auf ewig entfernt bleiben. Aber wie weit würksamer Güte als Strenge sei, ergiebt sich doch augenscheinlich hieraus; und welchen mächtigen Eindruck selbst eine kleine Milde auf verstockt scheinenden Seelen machen könne, davon mag zum Beschlus folgende Anekdote zeugen.

Vor ohngefähr siebzehn oder achtzehn Jahren wurden in Prag einige Juden gefoltert, die des Straßenraubs fast ganz überwiesen waren, aber aufs hartnäckigste ihn abläugneten. Selbst die Folter brachte sie nicht zur Sprache. Vorzüglich überstand solche ein schon ziemlich bejahrter Mann mit einer Gleichgültigkeit, die alle Anwesende in Verwundrung sezte. Unter diesen Anwesenden war auch, seiner Amtspflicht gemäß, so sehr sein Herz dabei litt, Graf K—gl, damals K. K. Appellationsrath, jezt Kreishauptmann in E. Die Folter war endlich vorüber; der Alte ward noch über einige Punkte befragt. Indem dies geschah, zog K—gl von ohngefähr seine Schnupftobaksdose hervor, und das Auge des Juden richtete sich sofort starr auf dieselbe. Der Graf bemerkte dieses. „Schnupft ihr vielleicht Tobak, Alter?“ — „Sonst wohl, und zwar sehr gern! Jezt ist es mir schon lange

nicht mehr so gut geworden, nur eine Prise zu bekommen." — „Hier habt ihr eine!" und der Graf schüttete ihm einen Theil seines Tobaks auf die Hand. Der Greis schnupfte; eine Thräne trat ihm ins Auge; er schwieg ein paar Minuten. „Gnädger Herr, hob er endlich an, Sie sind brav; das seh' ich. Die Folter hätt' ich überstanden. Aber da Sie so menschlich mit mir umgehn, so will ich nun auch ohne Folter alles bekennen." — Er that es würklich. Sein Geständnis zog bald drauf das Geständnis der Uebrigen nach sich.

Man erzählt von Lips Tullian, jenem berühmten sächsischen Strassenräuber, eine fast ähnliche Geschichte; ob mit Grunde weiß ich nicht. Doch daß gegenwärtige ihr nicht nachgemacht, und ungezweifelt wahr sei; dafür bürgt mir das Zeugnis aus Graf K—gls eignem Munde.

Ende der dreizehnten Sammlung.

Skizzen.

Vierzehnte Sammlung.

Einige Beispiele sonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding.

Heinrich Fielding, der unsterbliche Verfasser des Tom Jones, bekleidete bekantermassen, in den leztern Jahren seines Lebens, das Amt eines Friedensrichters in der Grafschaft Midlesex. Mehrern Bemerkungen nach war die Zahl der Mordthaten in England nie so hoch gestiegen, als eben damals. Fielding suchte, — und wohl mit Recht — den Grund davon in der Verachtung religiöser Begriffe; und um diesem Laster auch als Schriftsteller entgegen zu arbeiten, gab er, vom Bischof zu Worchester ermuntert, ein Büchelgen unter dem Titel heraus: Beispiele von Einwürkung göttlicher Vorsicht in Entdekkung und Bestrafung des Mordes. *)

O 5 Schon

*) Exemples of the interposition of Providence in the Detection and Punishment of Murder. London. 1752. 16. Eine französische Uebersezzung führt den Titel: Dieu vengeur du meurtre, prouvé par plus de trente Exemples, où la Providence s'est manifestée en decouvrant et punissant les assasins.

Schon dieser blosse Titel zeigt hinlänglich Plan und Inhalt des Werkleins selbst an. Es enthält drei und dreißig Fälle, wo Meuchelmorde durch sonderbare Umstände ans Tagelicht kamen. Daß nun allemal eine unmittelbare göttliche Vorsicht eingewürkt haben müsse, kann man nicht sagen. Denn oft liegt der Grund der Entdeckung in einer Unvorsichtigkeit des Thäters, *) oder in andern sehr natürlichen Eigenschaften des menschlichen Herzens; **) schon seltner, in Zufällen, deren seltnes Zusammenpassen allerdings Verwundrung erregt, †) und am allerseltensten in wahren Wundern — die vielleicht ganz wegbleiben könten. ††) — Ueberdies trägt das Ganze unverkenbare Spuren: daß es nur für eine gemischte Klasse des Volks und mit einiger Flüchtigkeit niedergeschrieben worden sei. Daher sind einige Anekdoten, — z. B. von den Mördern des Ibykus, vom Bessus, dem die Schwalben seinen Vatermord vorzuwerfen schienen, vom Hunde, der die Mör-

*) Zum Beispiel in Christinens und Lauriettens Geschichte. No. 2 und 8.

**) z. B. No. 5. in dem Geständniß der ertappten Banditen.

†) z. B. No. 1. 3. 7. und vorzüglich 9 und 11.

††) Weshalb ich auch nur ein einziges No. 10. ausgehoben habe. Einige Träume und Erscheinungen, die warlich mit genauern Zeugnissen hätten belegt seyn müssen, überging ich.

Mörder seines Gebieters nach langer Zeit in Pyrrhus Heer aussindig machte, u. a. m. — von albekanter Art. Daher sind andre, aus nicht alzuguten Quellen, aus italienischen Novellisten vorzüglich, genommen. Daher fehlen fast überall die nöthigen Belege, und die genauern Bestimmungen von Zeit, Ort und oft von den Namen selbst. Nicht gerechnet, daß der einförmige, stets mit Gewisheit vorauszusehende Schlus, — die Versicherung nemlich: der Mörder oder die Mörderin ward hingerichtet! — unumgänglich bei öfterer Wiederholung etwas ermüdendes bei sich führen muß!

Doch wie es meistentheils der Fall bei denjenigen Schriften ist, die ein vortreflicher Schriftsteller flüchtig hinwirft, — das Ganze ist nicht vorzüglich, aber einzelne Theile sind wenigstens brauchbar und auszuheben! — so dünkt mich, muß man auch diese Sammlung von Kriminal-Anekdoten betrachten. Verschiedne dieser Geschichten hat Fielding aus eignem Erfahrungs- oder Ueberlieferungs-Kreis genommen, und also zuerst erzält; andre hat er aus Quellen entlehnt, die man in dieser Rücksicht wenig kennt; und noch andre hat er aus ursprünglicher Weitläuftigkeit glücklich zusammengedrängt. — Da nun, meines Wissens, von diesem Büchlein nie eine teutsche Uebersezzung erschienen ist; da ich sogar zweifle, ob es in die vollständige Original-Sammlung aufgenommen worden; — wenigstens habe ich es in derjenigen,

die

die 1775 zu London erschien, und die alle übrigen gerichtlichen Schriften vom Fielding enthält, vergebens gesucht; — so glaub' ich doch meine Zeit nicht ganz unrecht verwandt, meinen Lesern keinen Stof zu billiger Beschwerde gegeben zu haben, wenn ich von jenen drei und dreißig Geschichten vierzehn, die mir die merkwürdigsten schienen, hier aushebe. An Fieldings Ausdrücke hab' ich mich nicht allemal ängstlich gehalten; Thatsachen hingegen keine einzige verändert. Anmerkungen kont' ich einigemal, (zumal bei italienischer und französischer Justiz,) nur mit Mühe, — und zwei oder dreimal auch troz solcher nicht, — ganz zurückhalten.

I.

Viktorine, eine junge adliche Venetianerin, war von ihren Eltern gezwungen worden, einen schon betagten Gemal zu ehlichen, und hielt sich für die Langweil und den Verdrus, den er ihr verursachte, zuweilen in den Umarmungen eines jüngern Liebhabers, Syponti mit Namen, schadlos. Sie that dies mit ziemlicher Dreistigkeit; um aber noch ungebundner in ihren Ausschweifungen zu seyn, ward sie endlich mit ihrem Buhler einig, sich des Gemals ganz zu entledigen, und Syponti sezte diesen, schon an sich schändlichen Vorsaz auf eine

Art

Art ins Werk, wo er noch vierfach schändlicher wurde.

Der gute Alte pflegte alle Abende zum Vergnügen in der Gondel zu fahren. Syponti lauerte ihm in der seinigen auf; sprang in jenes Schiff; stieß rasch dem Greis seinen Degen in den Leib; tödtete eben so schnell die beiden Ruderer; warf alle drei Leichname ins Wasser; schwamm nach seiner Gondel zurück; stürzte, nicht minder unvermuthet seinen eignen, mitwissenden Gondolier über Bord; verzog bis tief in die Nacht hinein auf dem Schiffe; landete alsdann; schlich zu seiner Gebieterin, und meldete ihr froh, obschon mit so vielem Blute belastet, den glücklichen Erfolg seiner Schandthat.

Zur Vermeidung alles Verdachts ward man einig, eine kurze Zeit hindurch sich nicht zu sehn und zu sprechen. Alles ging im Anfang erwünscht. Ganz Venedig glaubte, daß der arme Alte ertrunken sei. Aber ohngefähr acht Tage nachher fanden einige Fischer seinen Leichnam, und man sah, daß er ermordet worden sei. Mancherlei Muthmassungen entstanden deshalb; doch blieb der Mörder unverhaftet, wenn auch nicht unverdächtig. Erst als der Bruder des Erschlagnen nach Venedig kam, gewann der Handel ein andres Ansehn. Diesem war sowohl die wenige Liebe, die Viktorine gegen ihren Gatten gehegt, als auch ihr Verständnis mit Syponti ziemlich genau bekant. Durch

ansehnliche Geschenke suchte er Felicien, Viktorinens vertraute Kammerfrau, zu gewinnen, und — es gelang ihm. Diese, vom Glanz des Goldes verblendet, verrieth nicht nur den Liebeshandel ihrer Gebieterin vollständig, sondern überlieferte ihm auch einen Brief vom Syponti, in welchem dieser Viktorinen mit ziemlich bestimten Worten an den wichtigen Dienst, den er ihr geleistet, erinnerte. Die Gerichte, als dieses Schreiben ihnen vorgelegt wurde, liessen sofort Liebhaber und Geliebte verhaften, und jedes besonders einsperren. Syponti, als er vernahm, daß sein eigner Brief ihn ins Gefängnis bringe, glaubte anfangs: Viktorine hab' ihn verrathen; doch da er Mittel fand ihr zu schreiben, und Antwort von ihr zu erhalten, sah er aus dieser lezten: daß Felicie einen Brief untergeschlagen haben müsse, und entschlos sich das Leben seiner Gebieterin auf Kosten seines eignen zu retten. Auf der Folter gestand er daher sogleich sein Verbrechen; erklärte aber Viktorinen bis ans Ende für unschuldig. So ward er hingerichtet, sie hingegen der Haft entlassen.

Nur alzubald vergaß diese Unwürdige ihres alten Gemahls sowohl, als ihres jungen Liebhabers, und warf sich dem grösten Wüstling in ganz Venedig, Namens Faßino, in die Arme; heirathete ihn auch, allen väterlichen Vorstellungen zuwider. Die Strafe blieb nicht lange aus. Faßino

no begann in kurzem seine Gemalin zu mishandeln, und sich der niedrigsten Schwelgerei, den feilsten Dirnen Preis zu geben. Viktorinens Neigung verkehrte sich hierdurch ebenfalls in den bittersten Haß, und zu Mordthaten schon gewöhnt, suchte sie auch diesen Gatten sich vom Halse zu schaffen. In dieser Absicht ließ sie einen Neapolitanischen Apotheker, Augustino mit Namen, der eben damals nach Venedig gekommen war, zu sich rufen, und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er ihren Mann vergiften wolle. Doch dieser, weit entfernt zu einer solchen Schandthat sich brauchen zu lassen, ermahnte sie ernstlich von einem so schwarzen Vorhaben abzustehen. Gerührt schien sie ihm zuzuhören. Mit Hand und Mund versprach sie ihm zu folgen. Doch einige Tage nachher kaufte sie sich heimlich Arsenik, fest entschlossen, solches bei erster bester Gelegenheit dem Faßino beizubringen.

Einst, als er nach seiner gewöhnlichen Sitte von einer Lustbarkeit ziemlich spät nach Hause kam, und eine Schaale Hünerbrühe begehrte, befahl Viktorine ihrer Kammerfrau solche für ihn zu besorgen; kaum aber wandte diese den Rücken, so schüttete jene die Hälfte des Arseniks in die Brühe; die andre Hälfte wußte sie schlau genug in Feliciens Koffer zu bringen.

Faßino starb; — starb unter Umständen, die offenbar auf Vergiftung schliessen liessen. Viktorine

rine und ihre Kammerfrau wurden sofort verhaftet. Im Koffer dieser Leztern fand man das bewußte Gift. Ihre Schwüre galten nichts gegen den Augenschein. Sie ward zum Strange verurtheilt, und Viktorine abermals freigelassen. Doppelt vergnügt mochte jezt diese Nichtsnüzzige seyn. Sie hatte ungestraft ihren Gatten ermordet; hatte sich nebenbei an Felicien gerächt, die sie seit jener Verrätherei im Herzen zwar entschieden haßte; die sie aber doch beibehielt, damit sie, im Fall der Verabschiedung, nicht ein mehreres von ihrem ausschweifenden Leben entdecken möchte.

Der Tag der Hinrichtung ward anberaumt. Felicie war bereits auf dem Hingang zum Galgen begriffen; und in eben dem Augenblick muste, durch eine sonderbare Schickung, Augustino, jener Neapolitanische Apotheker, bei der St. Markus-Brücke landen. Er sieht eine grosse Menge Volks herbeieilen, fragt um die Ursache dieses Zusammenlaufs; und erfährt: daß eine Kammerfrau von Viktorinen gehängt werden solle, weil sie ihren Gebieter vergiftet habe. Er stuzt nicht wenig über diese Nachricht. Die eigentliche Beschaffenheit der Sache dämmert sofort vor den Augen seines Geistes. Er drängt sich zu den Gerichtspersonen hin, die immer einer solchen Hinrichtung beizuwohnen pflegen. Er bittet sie, diese Strafhandlung nur noch auf einige Minuten zu verschieben, weil er etwas Wichtiges ihnen zu ent-

decken habe. Seine Bitte wird ihm gewährt; und nun erzählt er das Gespräche, das er mit Viktorinen hielt, als sie Gift von ihm für ihren Gemal begehrte. Daß eine solche Erzälung den Richtern auffallen mußte, ergiebt sich von selbst. Man schickt sofort nach Viktorinen. Sie kömt, zuversichtlich genug. Aber kaum erblickt sie den Apotheker, so erblaßt sie und sinkt ohnmächtig zu Boden. Man bringt sie ins Gefängnis, und in der nächsten Stunde auf die Folter. Doch gleich bei den ersten Versuchen bekennt sie nun alles — ihre Mitwissenschaft um den Mord ihres ersten Gemals, Faßinos Vergiftung, und den Plan Felicien ihrer Rache aufzuopfern.

Der ganze Gerichtshof schauderte bei der Abscheulichkeit so vielfältiger Verbrechen. Die Kammerfrau ward sofort entlassen. Ueber ihre Gebieterin erging das Todes-Urtheil in möglichster Strenge.

II.

Signor Thoniari Vituri, ein Mailändischer Edelmann zu Pavia, hatte eine einzige Tochter, Christine mit Namen; ein Mädchen von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie die Augen aller jungen Männer in ihrer Vaterstadt auf sich zog. Vor vielen andern bewarb sich Signor Gasperino um

ihre Gunst. Geburt, Vermögen, Gestalt und Herz empfahlen ihn kräftig genug; und eben kont' er sich mit der gegründetesten Hofnung ihres baldigen Jaworts schmeicheln, als er den unglücklichen Einfall hatte, auch seinen vertrautesten Freund, Pisani, in diesem Hause aufzuführen. Pisani war allerdings noch wohlgewachsner und reizender, als Gasperino. Christine sah und sprach ihn kaum, so fühlte sie Liebe gegen ihn; durch Blicke, Worte, und bald drauf durch ein zärtliches Briefchen gestand sie ihm ihre Empfindung. Pisani ließ solche nicht unerwiedert. Ohne Bedenken opferte er seinen Freund einer solchen Geliebten auf. In wenigen Tagen vernahm ganz Pavia mit Verwundrung, daß Christine seine Gattin geworden sei.

Gasperinens gerechter Unwille läßt sich leichter denken, als beschreiben. Ein Brief, voll bittrer Vorwürfe wegen gebrochner Freundschaft, schlos sich mit Pisanis Herausfoderung. Sie schlugen sich; Pisani ward erstochen; Gasperino floh. Doch da er bei diesem ganzen Handel als ein Mann von Ehre sich betragen hatte, erhielt er bald gerichtliche Verzeihung, und erschien wieder zu Pavia.

Unwiderstehlich ist die Gewalt der Liebe! Gasperino, von Christinen so unwürdig verrathen, sah kaum diese gefährliche Schönheit wieder, so entbrant' er von neuem gegen dieselbe. Alle Schuld trug in seinen Gedanken Pisani; dieser hatte verführt; Christine blos gefehlt. Er begann daher

aber-

abermals ihr seine Aufwartung zu machen; sie betrachtete ihn mit dem lebhaftesten Gefühl von Haß und Rachbegier; doch um die leztre zu befriedigen, verbarg sie schlau genug den erstern. Unterm Vorwand, daß sie den Mörder ihres Gemals nicht öffentlich begünstigen dürfe, versprach sie ihm in einem Garten, der dicht an ein Nonnenkloster stieß, eine heimliche, nächtliche Zusammenkunft. Der freudetrunkne Gasperino unterließ nicht sich einzufinden. Auch Christine kam, doch — von zwei Banditen begleitet. Auf ein gegebnes Zeichen stürzten beide über den Unglücklichen her. Vergebens wehrte er sich wie ein Löwe; von vielfachen Wunden durchbort, sank er endlich zu Boden. Da er sterbend noch einige laute, tiefgeholte Seufzer ausstieß, stopfte Christine, aus Furcht, man könne dies in der Nachbarschaft hören, ihr eignes weisses Schnupftuch ihm in Mund; dann schleifte man seinen Leichnam in die andre Ecke des Gartens und warf ihn in einen Brunnen.

Würklich hatten die Nonnen im Kloster ein Degengeklirre gehört, und schickten des andern Morgens nach dem bewußten Ort. Man fand allda eine Menge vergoßnen Blutes. Alle Wundärzte der Stadt wurden davon benachrichtigt. Da Gasperino allerdings beide Banditen, bevor er gesunken, verwundet hatte; da sie zu einem Wundarzt, um sich verbinden zu lassen, schickten, und da man gleich drauf den Gasperino vermißte, so wurden sie

 jezt

jezt als seine Mörder beargwohnt und verhaftet. Sie leugneten, gaben vor, sich unter einander selbst geschlagen zu haben; kamen zwar beide auf die Folter, aber überstanden sie auch ohne eine Silbe zu bekennen. Christine, von diesem allem benachrichtigt, glaubte schon ausser Gefahr zu seyn.

Da indeß Gasperino nirgends sich blicken ließ, so bezeigte die Obrigkeit viel Sorgfalt seinetwegen, und durch langes Nachsuchen fand man endlich seinen Leichnam in jenem Brunnen. Gleichwohl blieben seine Mörder immer noch unentdeckt; denn die zwei Banditen beharrten fest auf ihrem Leugnen. Erst nach abermaliger, genauer Besichtigung fand man im Munde des Entseelten ein Schnupftuch, und in jenem Zipfel desselben Christinens Namen. Mehr brauchte es nicht, um solche zu verhaften, und auf die Folter zu spannen. Sie gestand sofort ihr Verbrechen; gab ihre beiden Mitgenossen an, und alle dreie wurden gehängt. Die Körper der zwei Banditen warf man nachher in den Po. Der Leichnam der grausamen Christine aber, die zum Morde noch die schwärzeste Verrätherei gefügt hatte, ward verbrant, und ihre Asche in die Luft verstreut.

III.

Herr von Laurier, ein ziemlich bemittelter Juwelier aus Dijon in Bourgogne, kam von der Frankfurter Messe zurück, und hatte in seiner Chatulle siebzehn hundert Thaler, die er aus verkauften Edelsteinen gelößt, nebst einigen andern Sachen, die an Werth ohngefähr eben so viel betragen mochten. Zu Salines ward er plözlich krank; so krank, daß er im Wirthshause liegen bleiben mußte. Seine Reisegefährten trenten sich von ihm mit dem Wunsche baldiger Besserung. Er selbst, da sein Fieber immer noch zunahm, schickte nach einem Arzt im Orte. Dieser, Namens de la Motte, kam, verschrieb ihm einige Mittel, und sie würkten so erwünscht, daß der Kranke bald des Doktors nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er entließ ihn daher mit einem kleinen Geschenk, und würde wahrscheinlich bald, völlig genesen, seine Heimreise vollendet haben, hätte nicht ein unglückliches Schicksal es anders mit ihm gefügt.

Adrian, der Besizzer des Gasthofs, hatte indeß den unseligen Wahn gefaßt, daß sein Gast unermeßliche Reichthümer bei sich führe; hatte den noch unseeligern Entschlus hinzugefügt, sich deren zu bemächtigen, und den Reisenden unbemerkt zu ermorden. Er entdeckte diesen Vorsaz seinem Weibe; sie schauderte zurück, und beschwur ihren Mann mit Thränen einen so schrecklichen Gedanken aufzuge-

zugeben. Der Nichtswürdige sah bald, daß er sie nicht zur Theilnahme bereden werde; er stelte sich daher von ihren Bitten gerührt, von ihren Gründen überzeugt; unterm Vorwand, daß ihr Vater gefährlich krank sei, wußt' er sie einige Meilen weit zu entfernen, und schritt dann sofort zur Sache. Noch ein anderer Bösewicht, durchs Angebot der halben Beute gewonnen, war sein Gehülfe. Des Nachts überfielen sie den Juwelier in seinem Bette, erwürgten ihn, und vergruben den Leichnam auf einer benachbarten Wiese. Als zehn Tage drauf die Gastwirthin zurückkam, überredete sie ihr Mann: Herr von Laurier sei schon seit einer Woche frisch und gesund nach Dijon abgereist. Das Pferd des Ermordeten hatte Adrians Mordgehülfe in Wald geführt, und gesattelt und gezäumt laufen lassen. Vielleicht, glaubten sie, werd' es den Weg nach Hause finden, und die Familie des Unglücklichen, wenn sie das Roß ledig ankommen sähen, muthmassen: sein Herr, ihr Verwandter, sei im Walde geplündert und ermordet worden.

Schlau genug waren diese Maasregeln. Ein Monat verging; niemand sprach noch von diesem Unfall. Nach dieser Zeit gingen einige Personen aus der Nachbarschaft bei der Wiese vorbei, wo Lauriers Leichnam lag. Sie erblickten einen Wolf, der vom Walde hereingekommen seyn muste, und an einem menschlichen Körper zu fressen schien.

Theils

Theils in der Ungewißheit, ob ein Knabe vielleicht vom Wolf getödtet worden; theils um das Thier selbst zu erlegen, sprangen sie über den Zaun. Der Wolf entfloh. Es war Lauriers Leichnam, den er aus der Erde herausgescharrt hatte. Daß dieser Körper noch nicht lange hier liegen konte, sah man wohl; und da ihn niemand kante, so trug man ihn auf den Markt, um dort durch öffentliche Ausstellung vielleicht hinter seinen Namen zu kommen. Würklich war er kaum dort, so ging der Arzt de la Motte vorbei, und erkante ihn für den Fremden, den er vor Monatsfrist im Gasthof behandelt habe. Auf seine Angabe umringten sofort Gerichtspersonen das Wirthshaus und hielten Durchsuchung. Die Wirthin nebst allem Gesinde wurde verhaftet. Der Einzige Schuldige, ihr Mann, entkam diesmal noch.

Durch ein Ohngefähr war dieser Nichtsnüzzige grade bei seinem Spiesgesellen, und zechte mit ihm, als die Nachricht von dem gefundnen Leichnam und von des Raths genomnen Maasregeln erscholl. Sie ergriffen sofort die Flucht. Ihre Absicht war, nur des Nachts zu fliehen, und des Tags hindurch sich im Gebüsche zu verstecken. Sie gingen würklich einige Nächte hindurch. Aber am fünften Morgen befanden sie sich zu ihrem grossen Erstaunen wieder am Eingange des Gebüsches ohnweit Salines. Ob auch hierbei eine höhere Gerechtigkeit obgewaltet? Oder ob blos eine natürli-

 che,

che, bei nächtlichen Reisen nicht ungewöhnliche Verirrung vorgefallen sei? Wer kan dies zu entscheiden wagen! Kurz, von Anstrengung und Hunger ermattet konten die Schuldigen nicht weiter, sondern warfen sich im Schatten eines Baumes nieder, und schliefen ein. Kaum war dies geschehen, so ritten grade bei diesem Wege vorbei — der Sohn des Ermordeten, und der Arzt de la Motte, der ihn zur Leiche seines Vaters abgeholt hatte. La Motte erkante sofort mit neuem Erstaunen die beiden Schlafenden; da sie es aber mit zwei verzweifelten Menschen zu thun gehabt haben würden, so wagten sie nicht dieselben aufzuwecken und anzugreifen. Erst als noch einige Landleute dazu kamen, bemächtigte man sich ihrer, und zwar ohne den geringsten Widerstand. Daß sie jezt der Haft, und später dem peinlichen Gericht überliefert wurden, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung?

IV.

Im Dorfe Spreazo, funfzehn Meilen von Brescia, im Gebiet der Republik Venedig gelegen, lebte auf einem kleinen Grundstück ein Landmann, Alibius mit Namen, viele Jahre hindurch mit seinem Weibe, Menille, in friedlichster Eintracht. Eine Tochter, Amalia genannt, war die einzige

Frucht

Frucht ihrer Ehe. Erst als Alibius selbst schon allmälig zu altern begann, ward er seiner, freilich auch nicht mehr reizenden, Frau überdrüßig. Häusliche Zwistigkeiten, immer von ihm zuerst veranlaßt, schlichen sich ein. Endlich verließ er Weib und Kind ganz; und ging nach Brescia, um dort sein Unterkommen zu suchen.

Er fand Eintritt im Hause eines Mannes vom Stande; und weil er sich im Dienste desselben einige Jahre hindurch mit vielem Eifer betrug, verhalf ihm sein Gebieter endlich zur Belohnung seiner Treue beim Magistrat dieser Stadt zu dem kleinen Posten eines Kanzlei-Dieners. Auch hier fuhr er fort, sich als ein Mann von Rechtschaffenheit zu betragen; erwarb sich das Zutrauen aller Nachbarn und Bekannten; und würde wahrscheinlich bis an seinen Tod im besten Rufe verblieben seyn, hätte nicht diejenige Leidenschaft, die schon manchen braven Mann zum Schelmen, und nur selten diesen Leztern zum redlichen Mann umformte, — hätte Liebe nicht ihm einen schlimmen Possen gespielt.

Alibius hatte schon seit einiger Zeit Bekanntschaft mit einer jungen, schönen, bemittelten Wittwe gemacht. Sie gefiel ihm ausnehmend, und troz des merklichen Unterschieds ihrer Jahre hatt' er auch ihr zu gefallen gewußt. Sie zu heirathen, es koste auch, was es wolle, war sein fester Entschlus; und da seine noch lebende Frau das Haupt-

hindernis bei diesem Vorsaz ausmachte, so suchte er sich derselben auf alle nur mögliche Art zu entledigen.

Er kaufte sich in dieser Absicht zu Brescia eine beträchtliche Dosis Gift; ritt dann nach Sprezzo; stieg bei seiner Frau ab; überhäufte sie mit Freundlichkeiten, und schien die vorige Eintracht wieder erneuern zu wollen. Dieses gute Weib, die schon so lange von ihrem Manne nichts wußte, freute sich bei dieser scheinbaren Rückkehr von ganzem Herzen; und da er hier übernachten wolte, trug sie ihm zum Abendessen auf, was ihre Armuth vermochte, — Milch und Früchte. Er aß von diesen leztern, aber er warf, so wie die geschäftige Alte nur einmal den Rücken wandte, einen guten Theil des Gifts in die Milchschaale; blieb dann die Nacht bei seiner Gattin; und eilte des andern Morgens sehr früh nach Brescia zurück. Alle Tage hofte er nun: daß die Nachricht von Menillens Tode eintreffen werde.

Als eine reichliche Woche verfloß, und er zu seiner Verwunderung immer noch nichts erfuhr, wiederholt' er seinen Besuch mit dem Vorsaz, auch jene Dosin, wo möglich, zu verdoppeln. Er fand sein Weib krank, und seine Tochter in Thränen. — „Die Mutter, erzählte sie ihm, sei nach dem Genuß derjenigen Milch, die sie ihm vorgesezt, und die er stehn lassen, tödtlich krank geworden.“ — Alibius spielte zum Schein den Betrübten;

ten; im Herzen grollte es ihm zwiefach. Nicht nur, weil seine Absicht vereitelt worden; (denn Menille befand sich auf der Besserung;) sondern weil er auch in dieser Erzälung einige Spuren von Verdacht gegen sich selbst zu entdecken glaubte. Er liebte überhaupt Amalien nicht. Sie war während seiner Entfernung verheirathet, Mutter von mehrern Kindern, wieder Wittwe, und in jeder Rücksicht ein braves Weib geworden. Doch die Sorgfalt, die sie für Menillen hegte, empfahl sie schlecht in Alibius Augen. Er hütete sich bei solchen Umständen wohl, nochmaligen Gebrauch von seinem Gifte zu machen. Er entfernte sich vielmehr bald; kam aber tief in der Nacht zum drittenmal wieder, und pochte halbleise an die Hausthüre. Seine Enkelin, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren, öfnete dieselbe. Er stürzte in die Kammer, wo sein Weib lag und schlief. Mit einem Stück Holz zerschmetterte er auf einen Schlag ihr die Hirnschaale; sprengte dann mit verhängten Zügeln nach Brescia, und erschien dort, schon des andern Morgens um sechs Uhr, absichtlich in einer Amtsverrichtung, damit Niemand seine Reise muthmassen könne. Das Kind, das ihm die Thüre eröfnet, kante ihn würklich nicht. „Ein Räuber sei mit Gewalt ins Haus gedrungen, und habe die Grosmutter getödtet!" das war dessen ganze Aussage vor Gericht.

Als dieser Mord in Brescia erscholl, stellte sich

Alibius herzlich betrübt bei der Nachricht; heirathete aber bald darauf jene junge, schöne Witwe, die ohne ihr Wissen die Veranlassung von diesem allen war. Er hofte die Frucht seines Frevels nun in stolzer Ruhe zu geniessen; aber die rächende Hand der allsehenden Vorsicht schwebte bereits über ihn. — Nur wenige Tage hatte er in seinem neuen Ehestande verlebt, so kam einer von seinen alten Bekanten nach Brescia, ging in ein Weinhaus, und erzälte daselbst halbberauscht: Alibius und seine Tochter Amalia hätten zusammen die alte Menille erschlagen. Bald verbreitete sich dieses Gerücht weiter in der Stadt, und fand hier und da Glauben. Selbst die Obrigkeit, als es ihr kund ward, ließ den Alibius und auch den Urheber jener Sage vorfordern, um beide gegen einander abzuhören. Alibius leugnete dreist; und auch der zweite versicherte: Er habe zwar allerdings im trunknen Muthe dergleichen Reden ausgestossen; wisse aber nicht den geringsten Grund zu diesem Argwohn anzuführen, und bitte, nach verflognem Rausch, seinen alten Freund herzlich um Verzeihung.

Man entließ auf diese Erklärung beide. Da aber unter den Gerichts-Beisizzern einer merkte: daß auch ein falsches Gerüchte nicht leicht ganz ohne Grund, so wenig als ein Rauch ganz ohne Feuer entstehe; da überdies Alibius zwar sich selbst vertheidigt, in Rücksicht seiner Tochter aber sehr unbe-

unbestimt sich ausgedrückt hatte; so beschlos man, doch noch mit der Untersuchung nicht ganz abzubrechen, sondern auch Amalien zu verhaften. Es geschah. Sie ward vor Gericht geführt und befragt: Ob sie an dem Morde ihrer Mutter keinen Antheil habe? Ganz schuldlos in ihrem Gewissen, erschrack sie bei einem Vorwurf, der so unerwartet und so ungerecht zugleich kam. Aber grade dieses Erschrecken galt für einen Anklage-Grund mehr gegen sie. Man war grausam genug, sie auf die Folter zu werfen; und sie überstand solche mit einer Gelassenheit und Standhaftigkeit, wie man nur selten sie findet.

Jezt hätte die Schuldlose doch wohl entlassen werden sollen! Und würklich wolte man es thun. Aber — schändlich und unglaublich beinahe! — jezt trat ihr eigner Vater, der sie schon erwähntermassen haßte, noch einmal gegen sie auf; sagte gradezu: daß er schon lange einen Verdacht wider sie hege; und rieth, sie abermals zu foltern, weil sie dann wohl die Wahrheit bekennen würde. Ohne Zweifel hofte der gräsliche Bösewicht, sie würde den Schmerzen unterliegen. Auch unterlag sie allerdings denselben, nur nicht so wie er dachte. Denn empört in ihrem Innersten durch eine so unnatürliche Grausamkeit, bat sie, als sie das zweitemal auf die Folter gebracht ward, nur um das Gehör eines Augenblicks; und erhielt auch dasselbe. Nunmehr erzälte sie frei heraus: welchen

Ar-

Argwohn sie schon ehmals gegen ihren Vater bei jener Milch gefaßt habe, welche die Mutter bei seiner Anwesenheit genossen, und gleich drauf tödtlich krank geworden sei. Doch diese Aussage ward wenig geachtet. Theils schien es eine Tücke zu seyn, womit Amalia an ihrem Vater sich rächen — theils eine List, wodurch sie ihr eignes Leben retten wolle. Man war daher im Begrif mit der Marter fortzufahren.

Aber zum Glück für die Aermste war grade der Apotheker-Bursche zugegen, bei welchem Alibius das Gift gekauft hatte. Er erinnerte sich noch genau des Tages, wo jener zu seinem Lehrherrn gekommen sei; verglich ihn in Gedanken mit Amaliens Aussage, und fand, daß die Zeit pünktlich eintreffe. Er benachrichtigte sofort die Gerichte davon, und fügte hinzu: daß Alibius auch den Tag vor Menillens Ermordung sich abermals mit Arsenikum versehen habe. — Allein auch hieraus machte man noch nicht viel! Alibius bewieß mit leichter Mühe, daß er in seiner Wohnung gewaltig durch Razzen leide, und daß er, um solche zu tödten, würklich schon Gift aufgestellt habe. Ueberdies war Menille ja nicht durch Arsenikum, sondern offenbar durch einen gewaltsamen, ihr Haupt zerschmetternden Schlag umgekommen; und am Tage dieses Mordes hatte sich Alibius, dem algemeinen Glauben nach, zu Brescia befunden.

Ganz vorzüglich hatte der Bösewicht auf diesen

sen lezten Punkt sich gesteift. Doch auch hier ergab sich jezt ein Umstand, der bedenklich zu werden drohte. Beim Ritt in jener Mordnacht hatte Alibius — wie schon erwähnt worden, — sein Roß gewaltig gespornt, und das arme Thier hatte sich, bei dieser Eil, den Vorderbug ein wenig verstaucht. Der Hufschmid, der ihm nachmals einen Verband aufgelegt, war jezt ebenfalls zugegen; gedachte an diesen Vorfall, trat hervor, und zeigte an, was er wußte. Noch verzagte Alibius nicht. Er gestand den Zufall des Pferdes; aber er behauptete, dasselbe damals einem jungen Mann aus Brescia geliehen zu haben, durch dessen alzuwilden raschen Gallop das Thier angegriffen und seine eigne Güte gemisbraucht worden sei.

Glaublich genug war die Ausflucht; doch fingen die Gerichte nun an Argwohn zu schöpfen. Da auch von Spreazo eine Menge Einwohner erschienen; da alle der armen Amalie das beste Zeugnis ertheilten; vom Alibius aber versicherten: daß er vordem schon Frau und Tochter oft hart behandelt habe; da entschlos man sich endlich, diese Leztre wenigstens vor der Hand loszulassen, und lieber mit der peinlichen Frage gegen den Alibius zu verfahren. Auf der Stelle ward dieses leztere ins Werk gesezt; und der Nichtswürdige, der so gelassen sein einziges Kind der Marter überliefern konte, fühlte nun kaum an sich selbst die nemlichen Qualen, als er alles gestand, und nur in-

stän-

ständigst bat: daß man seiner jungen Frau verschone, weil diese bei seinen Verbrechen ganz schuldlos und unwissend sei. Man schauderte bei diesem furchtbaren Beispiel eines wollüstigen Alten, der grausamer Gatte, unnatürlicher Vater, überdachter Mörder und schändlichster Heuchler zugleich gewesen war. Eben trat er in sein sechzigstes Jahr, als er, mit verdienter Strenge, von unten herauf gerädert ward.

V.

Unglücklich — in mehr als einem Verstande des Worts, — ist derjenige, der bei Ausführung seiner Rache zu Banditen seine Zuflucht nimt. Nichts hier über die Ungerechtigkeit einer solchen Handlung, über die Gewissensbisse, die sie verfolgen, über die Schändlichkeit, die einen so feigen Mörder brandmarkt! Aber der Weg jener gedungenen Bösewichter führt auch gewöhnlich, nur bald früher, bald später, zum Galgen, wo sie meistentheils durch ein öffentliches Geständnis ihrer Freveltaten die hiesige Strafe und die dortige Pein zu lindern glauben. Unablässig sieht daher derjenige, der ihnen vertraute, sein eignes Glück und Leben in den Händen der schändlichsten Menschen. Unzäliche Beispiele beweisen dies. Hier stehe nur eines von vielen!

In

In einem Flecken, ohnweit Sens in Bourgogne, lebten zwei Brüder, Vimorie und Harcourt mit Namen. Beide waren verheirathet, doch mit Frauen von sehr verschiednem Werthe. Messarine, Vimoriens Gattin, besaß der körperlichen Reize nur wenig, des baaren Vermögens desto mehr; Harcourts Gemalin hingegen hatte kein andres Heirathsgut, als eine blendende Schönheit. — Leider werden die Männer dieser leztern in der Ehe gar bald gewohnt, wo nicht überdrüßig. Auch Harcourt bedauerte binnen kurzem, daß er nicht auch so wie sein Bruder gewählt habe; ja er haßte sogar denselben dieses Vorzugs halber und suchte ihn um sein Vermögen und seine Frau, — doch so, daß er sich desfalls nicht mit der Gerechtigkeit überwürfe! — zu bringen.

Nur alzubald gelang er ihm. Häslich von Seele, doch desto angenehmer in seinem Aeusserlichen, vermochte er durch männlichen Reiz und durch die Kunst der Verführung das Herz seiner Schwägerin leicht zu rühren, vermochte es sogar, daß sie den raschen Entschlus ergrif, ihren rechtmäßigen Gemal zu verlassen, und ihren gleissenden Liebhaber in ein fremdes Land zu begleiten. Da sie den Vimorie als Witwe geheirathet, und da sie den ganzen Besiz ihres Vermögens sich vorbehalten, so nahm sie auch fast alles mit, was sie hatte; übergab es völlig Harcourts Willkühr, und lebte als seine angebliche Gattin mit ihm zu Ge-

nua. Vimorie hingegen und Harcourts Gemalin blieben in ihrer Einsamkeit dahinten, und genossen, troz der Dürftigkeit ihrer Umstände, eine Seelenruhe, wie sie jenes treulose Paar in seinem verbotnen Umgang nie finden konte.

Indeß starb Masserinens Bruder. Vimorie nüzte die Abwesenheit seines entwichnen Weibes, und trat eine beträchtliche Erbschaft an. Harcourt erfuhr es zu Genua. Schon ging das grosse Vermögen, das Messarine ihm überliefert hatte, almälig zu Ende. Der Unersättliche beschloß daher seinem Bruder auch diese Erbschaft und das Leben zugleich zu rauben. Den Entwurf dazu vertraute er seinem Kammerdiener, und bot ihm eine ansehnliche Summe, wenn er sich der Ausführung unterziehe. Doch dieser dachte zu rechtschaffen, als in einen solchen Handel sich zu mischen. Der ungedultige Harcourt versteckte sich daher in Bauerkleidung; ging in seine Heimath zurück, und schlich so lange um seines Bruders Wohnung herum, bis er ihn einst in der Abenddämmerung einige Schritte weit vom Hause lustwandeln sah; rasch sprang er dann hervor; schos ihn mit einer Pistole darnieder; beraubte ihn sogar, damit man desto eher auf einen gemeinen Strassenräuber rathen möchte; und eilte dann, so schnell er konte, nach Genua zurück. Seine Entfernung war aufs beste verborgen worden. Kein Mensch muthmaßte die-

se Schandthat. Harcourt konte nun vollkommen zufrieden seyn.

Dennoch hatte er noch eine Hinderniß zu übersteigen. Masserine, die ihn immer noch blindlings liebte, wolte ihm gern öffentlich ihre Hand, und mit solcher das ihr wieder zugefallne Vermögen überliefern. Um dieses durchsezzen zu können, mußte Harcourt sich erst seines Weibes entledigt haben. Der meuchelmörderische Bösewicht trug kein Bedenken den Vorschlag anzunehmen. Ein Marktschreier und Halb-Arzt, Tiroli mit Namen, ward durch eine ansehnliche Summe Geldes bestochen; ging nach Sens; wußte sich bei Harcourts Frau Eintritt und Zutrauen auf seine Kunst zu verschaffen, und räumte sie durch ein schleichendes Gift aus dem Wege. — Kaum vernahm jenes lasterhafte Paar die Nachricht ihres Todes, so kehrten beide nach Sens zurück, ehlichten sich und genossen einige Jahre hindurch die Früchte ihres Lasters in Ruhe.

Doch indeß trieb Tiroli auf mancherlei Art sein Unwesen fort; und da er endlich, eines Strassenraubes halber, in die Hände der Gerechtigkeit fiel, so gestand er unter andern Schandthaten auch, gleichsam als Zugabe betrachtet: daß er auf Masserinens und Harcourts Bitte die Gemalin des Leztern vergiftet habe. Noch hätte man vielleicht darauf nicht, wie man solte, geachtet. Doch sonderbar genug mußte grade damals auch jener Kam-

merdiener erkranken, dessen Rechtschaffenheit Harcourt vergebens auf die Probe gestellt hatte, und auch dieser erzälte in der Fieber-Hizze jenen Antrag, der ihm zu Vimories Ermordung gemacht worden sei. Auf diese doppelte Anklage, von noch andern Umständen begleitet, wurde unser Ehpaar plözlich in seiner schönsten Sicherheit verhaftet; gestand auf der Folter alles; und ward wenige Tage drauf, von Niemanden bedauert, zum Tode geschleift.

VI.

Im Winter des Jahrs 1611 fiel zu Konstantinopel — was in diesen warmen Ländern äusserst selten ist! — ein ziemlich tiefer Schnee. Einige Bedienten des englischen Gesandten, Ritter Glovers, warfen sich bei dieser Gelegenheit mit Schneeballen; verschiedne Türken sahen diesem Scherz-Gefechte zu; aber leider ward es am Ende nur alzu ernstlich. Denn einen vorbeigehenden Janitscharen traf ein, vielleicht zu hart gedrückter Ball so heftig ins Auge, daß er nicht nur dieses einbüßte, sondern daß auch der Brand hinzuschlug, und der Unglückliche ein fremdes Spiel mit seinem Leben bezahlen mußte.

Dieser Vorfall machte unter seinen Gefährten gewaltigen Lermen. Der Janitscharen-Aga selbst be-

beschwerte sich beim Grosvezier, und dieser forderte vom Ambassadeur die Auslieferung des Thäters. Vergebens erwiederte der Gesandte: daß ja der Wurf offenbar nicht in feindlicher Absicht geschehen, sondern nur durch ein Ohngefähr schädlich geworden sei. Der Vezier blieb unerbittlich. Ja, als der Gesandte erklärte: daß er durchaus nicht wisse, welcher unter seinen Bedienten den unglücklichen Ball geworfen habe, rüstete sich alles zu einem ernstlichen Sturm des Pöbels aufs englische Gesandten-Haus; so daß Glover endlich versprechen mußte, alle seine Hausgenossen vortreten zu lassen, und den Schuldigen, wenn er erkant werde, auszuliefern.

Kaum war die Dienerschaft vorgetreten, so fielen fünf Türken, die jener erstern Szene zugesehen hatten, zu gleicher Zeit über einen gewissen Simon Dibbins her, der vor kurzem erst von Kandia nach Konstantinopel gekommen war; und sie sowohl, als auch noch andre Janitscharen beschwuren einmüthig: daß er der Thäter sei. Von neuem that der Ambassadeur jezt Vorstellung. Er wußte ganz gewiß, daß dieser Dibbins unschuldig und damals sogar nicht zugegen gewesen sei. Er führte dies zum Beweis für ihn an; und erbot sich auch eine ansehnliche Summe für seine Befreiung herzugeben. Nichts half! Jene Gründe wurden als ein blos erdichteter Vorwand betrachtet, und das Lösegeld schlug man aus. Der Ge-

sandte, wolte er anders nicht das Leben von mehrern Menschen in Gefahr sezzen, mußte sich endlich entschliessen, einen seiner Ueberzeugung nach ganz Unschuldigen aufzuopfern.

Dies schmerzte ihn gewaltig. Noch den Morgen vor der Hinrichtung schickte er seinen Sekretair zu dem Gefangnen, um sich gleichsam mit der Nothwendigkeit gegen ihn zu entschuldigen. Dieser fand seinen Landsmann des Todes gewiß, und doch sehr gelassen. Noch mehr! Dibbins trug es ihm sogar auf, den Gesandten seinetwegen zu beruhigen. — „Ich sterbe," sprach er, „zwar unschuldig in diesem Punkt, doch nicht schuldlos. Ich habe, was ich nun gestehen will, in England einen Mord begangen; habe deshalb aus meinem Vaterland entweichen müssen; bin deshalb nach Kandia geflohen! Daß ich hier nun für einen andern angesehen werde, daß so viele, die ich nie beleidigte, einmüthig meinen Tod begehren, — darinnen seh' ich nichts anders, als eine Spur verdienter göttlicher Vergeltung; und ich sterbe gern!"

Wenige Stunden nachher ward er würklich vor der Thüre des Gesandten aufgeknüpft; und dieser war es allerdings nun zufrieden, daß mit dem Tode eines eingestandnen Mörders das Leben eines ganz unwillkührlichen Todschlägers erkauft werde.

VII. Signor

VII.

Signor Albemane, ein vornehmer junger Mailänder, verliebte sich in eine, gleichfals junge Dame, Klara mit Namen; warb um sie, erhielt die Einwilligung ihrer Eltern, konte aber ihre eigne nicht erhalten; denn sie hatte schon Wort und Herz an einen gewissen Graf Barentano verschenkt. Albemane wußte dieses; aber, durchglüht vom Wunsch ihres Besizzes, beschloß er ihren begünstigten Nebenbuhler umbringen zu lassen; dingte hierzu zwei der entschlossensten Banditen, jeden mit hundert Dukaten; und war vorsichtig genug, am Tage der That, einige Meilen weit von Mailand zu verreisen, so daß er würklich bei diesem Morde ganz verdachtlos blieb.

Nachdem Klara einige Monate lang dem Andenken ihres Barentano manche bittre Thräne gewidmet hatte, milderte sich endlich ihr Schmerz, und sie reichte dann Albemanen würklich ihre Hand. Er sah sich im vollsten Genuß seines so heiß gewünschten, durch Frevel erkauften Glücks. Doch eben dieser Genuß kühlte, wie gewöhnlich, die Leidenschaft selbst ab. Der junge Schwärmer ward der Liebkosungen seiner nun im Ernst für ihn zärtlich gesinten Gemalin bald satt; und begann andern schwelgerischen Lüsten nachzuhängen.

Inzwischen hatte Pedro, einer von jenen Banditen, den Sündenlohn der hundert Dukaten längst

wieder verpraßt, und war bei Gelegenheit eines Strassenraubs der Obrigkeit in die Hände gefallen. Aus seinem Gefängnis schrieb er an Albemanen, bat um Rettung, und drohte zugleich, ihn als Mordbesteller anzugeben, wofern er ihn nicht jezt von dem schon zugesprochnen Strange befreie. Albemane beantwortete diesen Brief sehr herablassend; versprach dem Gefangnen seine Hülfe, und ließ ihm des andern Tags durch seinen Kammerdiener melden: die Begnadigung sei schon unterzeichnet. Doch diese Freundlichkeit und diese Bothschaft waren nur eine Kriegslist, um Pedros Mund so lange zu schliessen, bis er das Gift getrunken habe, welches der Kammerdiener in einer Flasche Wein ihm zustecken solte. Des Morgens, als die Hinrichtung vor sich gehen solte, fand man den Verbrecher todt auf der Streu. Alle glaubten, er habe sich selbst vergiftet, um einem schmählichern Tode vorzubeugen. Auf Albemanen rieth wieder Niemand.

Kaum ein paar Tage drauf erhielt er auch vom zweiten Banditen, Leonardo, der sich zu Pavia befand, einen Brief mit der Bitte: Ihm eine Summe von funfzig Dukaten, womit er sich aus grosser Verlegenheit zu ziehen gedenke, zu verehren, oder wenigstens vorzustrecken. Albemane nahm auf dieses Begehren keine Rücksicht. Leonardo schrieb daher abermals, und drohte sogar, jenen Mord des Barentano anzugeben, wenn er

die

die begehrte Summe nicht sobald als möglich erhalte. Denn es gelte ihm (so waren seine Worte) in dieser Bedrängnis gleichviel, am Galgen oder Hungers zu sterben.

Dieser zweite Brief kam in Albemanens Abwesenheit; ward von dessen Kammerdiener in Empfang genommen, und auf seines Herrn Tisch gelegt, damit er gleich bei der Ankunft ihn finde. Da aber Albemane, nach damaliger Sitte vornehmer Personen, auch einen Narren in seinen Diensten hatte, so traf sichs, daß dieser Narr den Brief früher erblickte, ihn nahm, damit in Hof ging, und ausrief: So eben hab' er ein Schreiben vom lieben Gott erhalten. Die Frau vom Hause hörte dies, nahm dem Narren das noch versiegelte Papier ab, und da sie sah, daß die Aufschrift an ihren Gemal gerichtet sei, steckte sie solches in die Tasche, um es bei seiner Heimkehr ihm selbst einzuhändigen. Doch äusserst unwillig geberdete sich der Narr dabei; unaufhörlich schrie er: „dieser Brief komme grade vom Himmel her, und sei an ihn selbst, nicht an seinen Herrn gerichtet.“ — Das Sonderbare in diesen Worten, die Hartnäckigkeit des Narren, und sein öfteres Wiederholen des Ausrufs, fiel endlich seiner Gebieterin auf. Eine weibliche Neugier wandelte Klaren an; sie erbrach jenes Schreiben und las in ihm — das schreckliche Geheimnis: daß ihr Gemal ein Mörder, — ein Mörder ihres Geliebten sei.

Ganz versteinert wußte sie eine lange Weile selbst nicht: welche Wahl sie zu treffen habe? Ob sie den Meuchelmord ihres Geliebten verschweigen, oder die Anklägerin ihres Gatten werden solle? Doch da die Mitwissenschaft um eine solche Frevelthat ihr die Seelenruh auf immer zu rauben drohte; und da ihr in jenen Worten des Stocknarrn ein höhrer Wink zu liegen schien, so glaubte sie endlich durch ihr Gewissen verbunden zu seyn, diesen Brief der Obrigkeit nebst der Anzeige, wie sie dazu gekommen sei, auszuhändigen. — Dies geschah; Albemane ward sofort verhaftet, Leonardo von Pavia herbeigeholt. Der Leztere, als man seinen Brief ihm vorlegte, stuzte, erblaßte, bekante sofort alles. Albemane wolte läugnen; aber jene Aussage und die gedrohte Folter zwaugen ihn bald zum Geständnis. Er war nichtswürdig genug, nun auch den Kammerdiener anzugeben, dessen er sich zu Pedros Vergiftung bedient hatte; und als sie alle drei zum Tode verurtheilt wurden, stieß er noch mit seinem lezten Odem Flüche gegen seine Gattin, seinen Narren und Leonarden aus.

VIII. Lau-

VIII.

Lauriette R**, ein junges, schönes Mädchen zu Avignon, konte, insofern sie reizend, wohlerzogen und die Erbin eines ansehnlichen Vermögens war, Anspruch auf eine der vortheilhaftesten Heirathen in der Provinz machen. Aber ihr Herz war verdorben; ihre Sitten waren zügellos; ohne Wahl und Maas verschwendete sie ihre Gunstbezeugungen. Unter ihren Liebhabern zeichnete sich vorzüglich ein gewisser Graf von Poligni aus, ein junger Mann der allerdings viel Liebenswürdigkeit besaß. Eines Abends, als er von ihr ging, ward er meuchlings ermordet. Der größte Verdacht dieser That fiel auf einen gewissen Herrn von Belville, der früher Lauriettens begünstigter Anbeter gewesen, und von Poligni verdrängt worden war.

Hinlängliche Beweise, Belvillen öffentlich anzuklagen, fehlten; doch Lauriette im Herzen überzeugt, daß er um ihren Liebling sie gebracht habe, war sich und diesen Leztern zu rächen entschlossen. Unter der freundlichsten Larve verbarg sie ihren feindlichen Plan. Ein Billet von ihr lud ihn zum Besuch ein. Mit aller Wärme eines Verliebten nahm er dieses Anerbieten auf. Der Empfang war zärtlich. Doch sie sowohl, als auch Lucette, ihre Kammerfrau, hatten sich mit Pistolen bewafnet. Als Belville, nach den ersten Umarmungen, nur einen Augenblick ans Fenster, den Rücken ge-

gen

gen die Thüre gekehrt, trat, nützten sie sofort diese Gelegenheit. Ein Schuß von hinten stürzte ihn zu Boden. Er blieb alsbald todt, doch begnügten sie sich nicht damit, sondern durchbohrten noch seinen Leichnam mit mannichfachen Dolchstichen. Dann trugen sie gemeinschaftlich den todten Körper in Keller, und vergruben ihn unter einen Holzstoß.

Des andern Tags erkundigte man sich nach Belvillen. Er war nirgend zu finden. Sein Bedienter versicherte: ihn bis an Lauriettens Wohnung begleitet, und daß er zu ihr hinein gehe, gesehn zu haben. Man befragte sie deshalb. Sie erwiederte: daß Belville allerdings zum Besuch gekommen, aber gar nicht lange geblieben sei; was nachher mit ihm geworden wäre, wisse sie nicht. — Diese Antwort gnügte den Gerichten keineswegs. Man glaubte Grund genug zu haben, Lauriettten auf die Folter zu werfen; *) sie gestand keine Silbe. Lucette, die indeß besorgte, daß ihre Gebieterin beichten und sie als Mitschuldige angeben würde, entfloh heimlich aus der Stadt, und ersäufte sich in dem See, der zwischen Avignon und Orange liegt. Ihre Flucht vermehrte den Argwohn gegen Lauriettten. Sie ward zum zwei-

*) Wahrlich abscheulich genug, daß man das glaubte! Woher Lauriettten (wenn nicht andre Umstände obwalteten) die Schuldigkeit oblag, für Belvillen zu haften, läßt sich schwer begreifen. M.

zweitenmale gefoltert, und blieb bei ihrer ersten Standhaftigkeit. Endlich sprach man sie frei, und sie feierte diese Anerkennung ihrer Unschuld mit einem frölichen festlichen Male. Dennoch blieb ihre Frevelthat nicht lange unentdeckt und unbestraft.

Ihre Ausgaben überstiegen ihre Einnahme bei weitem. Bald war der ansehnlichste Theil ihrer Erbschaft verpraßt. Das Haus, wo sie wohnte, eines der prächtigsten in ganz Avignon, gehörte ihr nicht eigenthümlich. Schon seit drei Jahren war sie dem Besizzer desselben, einem Herrn von Richecourt, den Miethzins schuldig geblieben. Nachdem er oft genug sie vergebens um Bezahlung gemahnt hatte, nahm er zur gerichtlichen Hülfe seine Zuflucht. Nicht nur ihr Hausgeräthe, sondern auch ihre Weine und die Holzvorräthe im Keller wurden in Beschlag genommen und verkauft. Indem man bei diesen leztern einen kleinen Schutthaufen wegräumte, ward man einige Spuren von Blut gewahr, grub weiter und fand Belvillens Leichnam noch unvermodert. Man trug ihn sofort zu Lauriétten. Beim Anblick desselben sank sie ohnmächtig zur Erde. Zu laut und zu stark sprach nun alles gegen sie. Ihr Verbrechen ließ sich länger nicht läugnen; sie selbst bequemte sich nun zum Geständniß. Die Richter verurtheilten sie, vor der Thüre desjenigen Hauses, wo sie gewohnt und gesündigt hatte, aufgeknüpft zu werden. —

den. — Daß man dann ihren Leichnam, und Lucettens todten, in die Stadt zurückgeschleiften Körper verbrante, und die Asche in die Luft verstreute, gehört zu den zwecklosen Ueblichkeiten ehmaliger Gerichtspflege.

IX.

Ein Kaufmann zu London hegte gegen einen seiner Nachbarn einen so bittern, unbeschränkten Haß, daß er endlich unter mancherlei, seine Bosheit und Grausamkeit noch erschwerenden Umständen, einen Meuchelmord an ihm beging. Da er nun, wie sehr natürlich, vor Untersuchung der Gerechtigkeit sich scheute, so entfloh er nach Frankreich und lebte alda verschiedne Jahre. Seine Einkünfte waren beträchtlich; häusliches Bedürfnis drängte ihn keineswegs; aber die Stimmung seiner Seele war äusserst traurig. Tag und Nacht stand der Schatten des Ermordeten vor seinen Augen. Um diesem Schreckbild zu entgehen, durchreiste er Teuschland und Italien. Doch seine Reisen nüzten ihn nichts. Jener Schatten begleitete ihn über die Alpen und über den Rhein.

Nach zwanzig Jahren eines unstäten, kummervollen Lebens entschloß der Unglückliche sich nach England zurück zu kehren. Hier hoft' er abermals die Ruhe wieder zu finden, die ihm seit der

Entfernung aus dem Vaterlande fremd geworden war. Zeit und Reisen, schmeichelte er sich, würden seine Gesichtszüge verändert und unkentlich gemacht haben. Im Winkel einer Provinz, fern von der Hauptstadt, unter fremden angenomnen Namen, wolte er den Ueberrest seiner Tage verleben. Sein Plan war weislich genug überdacht; aber doch schien ihn dadurch das Verhängnis nur zum Empfang' einer längst verdienten Strafe zu berufen.

So wie er in London aussteigt, und bei dem Hause des Kaufmanns, den er vordem getödtet, vorbeigeht, hört er hinter sich eine Stimme erschallen: „Haltet ihn! Haltet ihn! das ist er!“ Sofort ergreift er aus allen Kräften die Flucht. Eine Menge Volks stürzt hinter ihm her. Binnen wenigen Minuten sieht er sich umringt und ergriffen. Erschreckt durch diesen Vorfall, und durch diesen Haufen seiner Verfolger, bekennt er sofort: „Ja, ja! er sei schuldig!“ Kaum hört der Pöbel dieses Geständnis, so sezzen sich einige davon in Bereitschaft ihn ins Wasser zu werfen; nur begehrt man: daß er zuvor das Gestohlne wieder ausliefre. Er weiß nicht, was er hierauf antworten soll. Er betheuert, daß er freilich seinen Nachbar (den er mit Namen nennt) ermordet hätte; aber er versichert zugleich, ihn nie beraubt zu haben. — Jezt klärt es sich erst auf, daß bei der ganzen Geschichte ein Irrthum obwalte.

te. Jenes Rufen und Verfolgen hatte einem Beutelschneider gegolten, der in diesem Hause grade damals auf einem Diebstahl ertappt worden war. Er hatte sich gerettet, indem man diesem nur nachsezte. Voll Verwundrung blickte man sich nun wechselseitig an. Sogar den Angehaltnen wieder loszulassen, hatten mehrere von der Menge Lust.

Doch in eben diesem Augenblick erinnerten sich ein Paar von den Umstehenden an den Namen jenes getödteten Kaufmanns und an den gegen ihn verübten Mord. Man brachte daher den Verhafteten zu einer Gerichtsperson, und er wiederholte daselbst sein voriges Geständnis. Bald drauf ward er zum Strange verurtheilt; und noch wenige Minuten vor seinem Tode betheuerte er, diese zwanzig Jahre hindurch, seit jenem verübten Morde, nicht einen ruhigen Tag, nicht eine frohe Stunde nur, gekant zu haben.

X.

Ein Geistlicher in Nord-England — wahrscheinlich in der Grafschaft Lankaster, — ward einst, als er auf die Kanzel kam, und seine Bibel aufschlug, in solcher ein Blättgen Papier gewahr, welches er beim ersten Blick für einen kirchlichen Aufgebots-Zettul hielt, worauf er aber beim genauern Anschauen folgende Worte las:

»Jo-

„Johann P* und Jakob D* haben einen Reisenden, der bei ihnen einkehrte, Namens N** geplündert, ermordet, und seinen Leichnam im nächsten Wäldchen an dem und dem Orte verscharrt.“

Voll Erstaunen rief der Pfarrer sofort seinem Schulmeister, und fragte ihn: Ob er wohl ein Billet ihm in die Bibel gelegt habe? Dieser verneinte es, und der Prediger wolte nicht weiter darnach fragen; denn die Namen der angeblichen Mörder auf diesem Zettul waren grade die Namen des — Schulmeisters selbst und des Küsters. Beim Herausgehn aus der Kirche begab er sich zu einem Friedensrichter; sagte ihm, was er gefunden und gelesen habe; zeigte auch das Papier selbst vor. Aber wie staunte er von neuem, als dieses — ein vollkommen weisser Zettul war. Der Friedensrichter behandelte den Pfarrer als einen Schwärmer und Thoren; schmälte ihn weidlich aus, und schickte ihn wieder nach Hause.

Aber einige Stunden später kam er von neuem wieder; betheuerte, daß bei jenem Lesen keine Schwärmerei und eben so wenig ein vorhergegangner Argwohn obgewaltet; kurz, sprach mit einer solchen Ueberzeugung, daß der Richter endlich in die Verhaftung des Schulmeisters willigte. *) Sie wur-

*) Mit welchem Rechte, mag ich nicht entscheiden. — Ein Gesicht dieser Art, auch mit der innigsten Ue-

wurden beide besonders befragt; leugneten beide den Mord, widersprachen sich aber gleichwohl stark in ihrer Aussage. Der Küster, der zugleich einen Gastschank unterhielt, gestand: daß der erwähnte Reisende bei ihm eingekehrt, übernachtet, und des andern Morgens wieder weggereiset sei; der Schulmeister hingegen versicherte, alle seine Abende schon seit geraumer Zeit beim Küster zugebracht, und doch nichts von diesem Reisenden gesehn oder gehört zu haben. Man schritt nunmehr zu einer Haus-Untersuchung. Sowohl beim Küster, als beim Schulmeister, fand man mehrere Goldstücke und verschiedne Kaufmanns-Waaren. Doch beim Verhöre deshalb wußten beide davon so genaue Rechenschaft zu geben, daß der Richter sich damit befriedigen mußte.

Endlich erinnerte sich der Geistliche — und staunte nicht eher darauf gefallen zu seyn! — daß jener wunderbare Zettul ja auch den Ort angegeben habe, wo der Leichnam verscharrt worden sei. Man begab sich dorthin; fand würklich vor kurzem erst aufgewühlte Erde; grub nach, und traf glücklich den Körper des Ermordeten an. Als man diesen

berzeugung von einem einzelnen, noch so glaubwürdigen Mann angezeigt, verdient vor Gerichte doch wohl ohne Zweifel, Anhörung aufs höchste, und dann — Abweisung! Selbst das nachmalige Eintreffen entschuldigt die vorhergegangne Ungesetzlichkeit nicht.

M.

diesen dem Küster vorlegte, da erschrack er; bekante alles; gab den Schulmeister als Mitgenossen seiner Frevelthat an; und erlitt bald drauf mit ihm zugleich die verdiente Todesstrafe.

XI.

In Frankreich hatte ein Mann von Stande verschiedne Offiziere von der Besazzung zum Mittagsmahle geladen. Unter ihnen war auch der Vater desjenigen jungen, glaubwürdigen Mannes, der Fieldingen, diese, und die nachstehende Geschichte erzälte. — Schon eine Weile war die Gesellschaft beisammen; doch indem man sich eben zur Tafel sezzen wolte, hob einer dieser Offiziere von ohngefähr die Augen auf, erschrack und rief: „Gott im Himmel, ich bin verloren! Schafft sie weg — weg von mir! Ich kan ihren Anblick nicht aushalten!" — Mit diesen Worten warf er seinen Stuhl um, und fiel selbst zur Erde. Ein algemeines Getümmel erhob sich; man bracht' ihn wieder auf seinen Sessel; man kam ihm so schnell und so gut als immer möglich zu Hülfe; aber indem er noch einmal sein Gesicht gegen die vorige Seite des Zimmers richtete, rief er wiederum: „Ha, immer noch da? Fort aus meinen Augen! Oder ich will lieber alles gestehn; will mich der Strafe unterwerfen, die ich verdient habe!" — Man glaubte,

er sprech' in einer Fieber-Hizze; der Herr vom Hause ließ ihn auf ein Bett im andern Zimmer bringen, und schickte nach einem Wundarzt, der ihm die Ader schlagen solte.

Sehr natürlich war durch diesen Vorfall die ganze Tafel etwas gestört worden, und man sprach, auch nach des Offiziers Entfernung, über die muthmasliche Ursache seiner Krankheit. Eine Person in der Gesellschaft hatte bemerkt, daß die Anfälle des Kranken gestiegen wären, so oft er ein gewisses Portrait an der Wand des Zimmers betrachtet habe; und sie fragte daher: Wen dieses Bildnis vorstelle? Man antwortete ihr: Es sei das Bildnis einer Dame, die vor ohngefähr zwei Jahren, einige Meilen von hier, auf ihrem Landsiz von Meuchelmördern überfallen, geplündert und getödtet worden wäre. Der Rest ihres Hausgeräths sei in eine öffentliche Versteigerung gekommen, und da dieses Bild von der Hand eines geschickten Künstlers stamme, habe man es gekauft und aufgehängt. — Der Hausherr aber fragte die Offiziers nun gegenseitig: Wer eigentlich dieser krankgewordne Herr sei? denn blos weil er zu ihrem Regimente gehöre, hab' er aus Achtung für die Uebrigen ihn geladen, ohne ihn jemals vorher zu kennen." — Alle erwiederten: daß auch sie nicht eigentlich wüßten, wer und woher er sei? denn erst seit kurzem hab' er sich bei ihrem Regi-

mente

ment eingekauft, ohne sonst eine Empfehlung für sich, oder einen Tadel gegen sich zu haben.

Während dieses Gesprächs kam der Wundarzt an, um dem Kranken zur Ader zu lassen. Einige von der Gesellschaft begleiteten ihn zum Bette desselben. Er war wieder bei völliger Besinnung; aber in seinen Blicken war doch immer noch eine gewisse Aengstlichkeit zu spüren. Als man ihn um die Ursach fragte, war seine ganze Antwort: daß er schon mehrmals dergleichen Anfälle gehabt; und so oft der Chirurgus sich ihm nahte, stieg seine Verlegenheit sichtlich. — Alle diese Umstände fielen dem Herrn vom Hause auf. Er winkte dem Wundarzt, führt' ihn ins Nebenzimmer, und fragte ihn: Ob er vielleicht diesen Herrn kenne? — Der Wundarzt erwiederte: Er glaube, nein! weil er ihn in Offiziers Uniform finde; denn sonst hab' er allerdings einmal einen Landstreicher gekannt, der diesem Fremden sehr geähnelt habe. — Der Hausherr bat ihn, doch wieder zum Kranken zu gehn, und ihn gradezu unterm Namen jenes Landstreichers anzureden. Man könne ja sehen, was es für eine Würkung mache. Im Fall eines Irrthums werde man mit einer kleinen Bitte um Verzeihung leicht durchkommen. Auch steh' er für die Folgen.

Der Wundarzt war willig hierzu; ging hinein, nahm den Offizier bei der Hand, und sagte in einem zuversichtlichen Tone: „Aber, Bernard, wie

 befin-

befindest du dich denn eigentlich? Warlich in dem Aufzuge hätt' ich dich doch nicht wieder zu treffen verhoft!" Bei diesen Worten erblaßte jener von neuem. „Ich seh's, rief er, ich bin verrathen! Ja, ja! ich will alles bekennen!" Die Gesellschaft ward nun herbeigerufen. Er gestand laut, daß er derjenige sei, den der Wundarzt in ihm erkant habe — ein Landstreicher, ein Räuber, ein Mörder sogar! Durch Beihülfe eines treulosen Bedienten habe er sich vor zwei Jahren ins Haus derjenigen Dame, deren Bildnis ihn an der Tafel so erschreckt, heimlich eingeschlichen, habe sie mit jenem Bösewicht erst beraubt und dann ermordet; habe dann eben so rasch seinen Spiesgesellen auch umgebracht, und den Leichnam desselben im Keller verscharrt, damit man glauben solle: dieser habe die That gethan, und dann die Flucht ergriffen. Im Schreibeschrank dieser Dame wären unter andern fünfhundert Louisd'ors befindlich gewesen; mit ihnen hab' er sich eine Stelle in der Armee gekauft. Die Juwelen hingegen und das Silberzeug, das er damals erbeutet, hab' er, aus Furcht verrathen zu werden, bisher noch in der Erde vergraben.

Er gab den Ort an, wo dieses geschehen seyn solte. Man schickte sofort Leute dorthin, und fand alles noch unversehrt. Auch die Gebeine des ermordeten Bedienten wurden angetroffen und ausgegraben. Der Verbrecher aber ward nunmehr

ins

ins Gefängnis gebracht, genauer verhört, und als seine Strafwürdigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterlag, zum Rade verdamt.

XII.

In einer Stadt des nördlichen Frankreichs fand man eines Morgens einen jungen Mann vom Stande in seinem eignen Zimmer aufs grausamste ermordet. Die Obrigkeit des Orts stelte zur Entdeckung des Mörders die sorgfältigsten Nachsuchungen an. Alles vergebens! Eine geraume Zeit verlief. Niemand gedachte mehr an den Ermordeten.

Doch sieben Jahre nach dieser Frevelthat durchlief auf einmal die ganze Stadt ein Gerücht: Herr von S**, ein angeblicher Busenfreund des Ermordeten, habe diese Schandthat begangen. Den ganzen Tag sprach man überall, und als sei es ausgemacht, davon. Woher die Erzählung komme, wußte niemand; aber viele wunderten sich sogar, daß die verdächtige Person noch nicht verhaftet werde. Würklich hatten die Gerichte auch davon gehört; doch einen Mann vom Stande und unbescholtnem Rufe auf eine so schwankende, unbezeugte Rede einziehn zu lassen, trugen sie, (wie billig!) Bedenken; und am andern Morgen dachte schon wieder kein Mensch daran.

Des andern Jahrs, an eben demselben Tage,

erneut sich plözlich die Sage wieder, und verstärkt sich noch mit dem Zusazze: Herr von S** sei bereits verhaftet; habe vor Gericht alles gestanden, und einen Ort in seinem Garten angezeigt, wo man den Hirschfänger, mit welchem er das Herz seines Freundes durchstossen, und einige Kleidungsstücke, vom Blut des Erschlagnen befleckt, vergraben finden werde. — Der Pöbel umringt sofort schaarenweis das Haus des angeblichen Thäters und verlangt in den Garten hineingelassen zu werden. Erschrocken über dieses Getümmel fährt Herr von S** mit dem Kopfe zum Fenster hinaus. Man lärmt, man schimpft, man wirft mit Steinen nach ihm. Er glaubte im Ernst als derjenige, der er würklich war, entdeckt worden zu seyn; eilt durch eine Hintertreppe hinab; sattelt selbst sein bestes Pferd, und sprengt damit im schnellsten Gallop der nicht alzuweit entfernten französischen Grenze zu.

Die Stadt-Gerichte, die am besten wußten, daß an keine Verhaftung gedacht worden, und daß mithin auch jenes Geständnis eine Fabel sei, schickten indeß einige Stadtsoldaten ab, mit dem Befehl: den Pöbel zu zerstreuen, und Haus und Person des Herrn von S** vor aller Thätlichkeit zu sichern; als sie aber gleich drauf vernahmen: daß S** bereits mit aber möglichen Eil die Flucht ergriffen habe, da stuzten sie selbst über das Sonderbare dieses Zufalls. Der Urheber des ganzen

Gerüchts

Gerüchts ließ sich durchaus nicht ausfindig machen. Eine höhre Kraft schien hier im Spiele zu seyn, um den Urheber jenes grausamen Meuchelmords ans Licht zu bringen. Man ließ aufs Gerathewohl im Garten nachgraben; und siehe da, alles traf buchstäblich mit der allgemeinen Sage überein. Ja, um das Sonderbare noch sonderbarer zu machen, das Blut auf den Kleidern schien diese acht Jahre hindurch noch ganz frisch geblieben zu seyn.

Jezt schickte man sofort Häscher nach, den Entflohnen zu verfolgen. Ansehnlich genug war der Vorsprung, den er — hätte gewinnen können. Doch kaum zwei Meilen von der Stadt erhaschte man ihn bereits. Sein Pferd war mit ihm gestürzt; er selbst hatte sich eine Hüfte ausgefallen. Man brachte ihn zurück. Er gestand sofort alles; und ward dafür, wie natürlich, im Verfolg öffentlich hingerichtet.

XIII.

Ein Irrländer, und zwar ein Mann von ansehnlichem Stande, *) hatte seinen Freund im Zweikampf

*) Derjenige, der Fieldingen diese Anekdote erzählte, versicherte: Sein eigner Grosvater sei Richter des Verklagten gewesen. Aber weil die Familie dieses Lezteren zu den Ersten Familien im Königreiche gehörte, verschwieg er den Namen desselben.

kampf erlegt; und mußte deshalb vor Gericht sich stellen. Er vertheidigte sich unerschrocken, und alle Umstände waren so günstig für ihn, daß er am Ende des vorsätzlichen Mordes quitt gesprochen, und ihm nach Landes-Gebrauch ein Buch, um den Reinigungs-Eid zu leisten, dargeboten wurde. Aber indem er darauf blickte, trat er erschrocken zurück, nahm es zwar; konte jedoch für Bestürzung kein Wort herlesen. — Man fragte ihn um die Ursach seiner Betretung; und er antwortete: „Er wundre sich allerdings, daß man so mit ihm umgehe. Die Buchstaben dieser Schrift wären ja über und über voll Blut!"

Einige Personen, die neben ihm standen, warfen nun sofort ihre Blicke auf dieses Blatt; aber sie sahen auch nicht die geringste Spur von Blute; im Gegentheil war die Schrift rein, groß und leserlich. Sie sagten ihm dies; seine Bestürzung nahm zu; er blickte noch einmal hin; seufzte tief, und rief aus: „Ich Unglücklicher, nun seh' ich, daß die göttliche Rache mich verfolgt; daß seine Langmuth mich nicht länger ertragen will! Zwar bin ich in Rücksicht meines Freundes würklich schuldlos. Ich tödtete ihn wider Willen; indem ich mich blos zu vertheidigen suchte. Doch hab' ich leider die Todesstrafe nur alzuwohl verdient. Denn vor fünf Jahren schon hab ich heimlich meinen eignen Vater getödtet."

Das Schrecken der Richter bei diesem ganz

unerwarteten Geständnis läßt sich ermessen. Sie gaben dem Selbst-Ankläger Zeit zu bedenken, was er sage. Doch dieser blieb auf seiner Rede; erzälte umständlich, auf welche listige Art er Vater-Mörder geworden sei; und erkante noch nachher, als das Todes-Urtheil über ihn gesprochen ward, mit reumüthiger Ergebung die sonderbaren Wege der göttlichen Gerechtigkeit. *)

XIV.

Welche unendlich kleine Kleinigkeit oft hinreiche selbst störrigen Verbrechern ihr Geständnis zu entwin-

*) Sonderbar genug ist dieser Vorfall; doch daß man eine Art von Wunder in ihm suchen müßte, glaub' ich keineswegs, und wahrscheinlich hat es auch Fielding nicht geglaubt. Wer nur einigermassen mit den grossen Würkungen der Ideen-Association und einer einmal erregten Einbildungskraft bekant ist, erklärt sich Vorfälle dieser Gattung — wiewohl sie allerdings merkwürdig bleiben! — doch gar leicht. Man lasse in der Seele des Verbrechers, indem das Buch zum Schwur ihm dargereicht wird, den in seiner Lage sehr natürlichen Gedanken aufsteigen: „An diesem Blute bist du zwar rein! Aber möchtest du es doch auch so am Blute deines Vaters seyn!“ so ist das Schrecknis, welches ihn verblendete, vielleicht schon da; ist ein Geschöpf seiner eignen Seele; und ist würksam genug, seinen bisher verschloßnen Mund zum Geständnis zu öfnen.

winden, zumal wenn ihre eigne Einbildungskraft gegen sie auftritt, davon führt Fielding noch ein Beispiel auf, das zu seinen Zeiten vorfiel.

Katharina Hayes ward angeklagt und überwiesen ihren Ehmann umgebracht zu haben; ward deshalb den Gesezzen nach zum Feuer verurtheilt. Sie bewieß anfänglich in ihrem Verhör äusserst viel Kühnheit und Dreistigkeit; leugnete auch alles frischweg. Doch indem die Zeugen abgehört wurden, brachte man vor die Schranken unter andern ein Kleid, das ihr Mann getragen, und womit sie einem ihrer Nachbarn ein Geschenk gemacht hatte. Dieses Kleid, auf eine Stange mit einem Queerholz aufgehängt, glich gewissermassen dem Körper eines Menschen, dem der Kopf abgeschlagen worden, weil man freilich oben nichts als den Rand sehen konte; daß die Aehnlichkeit jedoch nicht groß seyn konte, ergiebt sich von selbst. Als man aber dasselbe (und vielleicht ein wenig unerwartet,) vor die Gefangne hinstellte, ward sie so betreten hierüber, daß sie ohnmächtig hinsank, und beim Wieder-Erwachen mit keinem Worte mehr ihr Verbrechen ableugnete.

Geistes-Gegenwart.

wahre Anekdote.

Graf To**ben, durch seine mannichfaltigen Abentheuer und durch seine seltnen Glückswechsel so berühmt in der Geschichte unsers Jahrhunderts, befand sich einst, da er noch nicht als General in R—schen Diensten stand, auf der Reise von Warschau nach Petersburg. Mitten auf derselben, in einer leichten Kalesche, von einem einzigen Bedienten begleitet, überfiel ihn eines Tages, schon auf Liefländischem Grund und Boden, noch zwei oder drei Meilen von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten gesonnen war, ein gewaltiger Plazregen. Die Jahrszeit war kalt, der Abend schon nahe, er selbst bis auf die Haut durchnäßt. Durch das Regenwetter ward die Dunkelheit verstärkt. Ein feines Wirthshaus, das grade am Wege, wiewohl einzeln stand, kam unserm Reisenden sehr gelegen. Er kehrte hier ein, mit dem Vorsaz, des andern Tags sich desto zeitiger auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hause schienen dienstfertig und gutherzig genug zu seyn. Man räumte sofort ein obres Zimmer, das sauber und nett war; man

versprach für ein gutes Abendbrod zu sorgen; kurz, To—ben hatte allen möglichen Grund mit seiner Einkehr zufrieden zu seyn. — Von Jugend auf des Herumstreifens gewohnt, pflegt' er in Wirthshäusern nur wenig auf seinem eignen Zimmer und desto mehr in der allgemeinen Gaststube sich aufzuhalten; war da gegen Jedermann, er mochte einheimisch oder fremd seyn, gesprächig, zuvorkommend, drollicht sogar; gab Scherz aus und nahm ihn wieder ein; erzälte, ließ sich wieder erzälen, und verband mit dieser Geselligkeit einen einnehmenden Ton und eine männlich schöne Bildung. Es gab selten einen Mann, dem er nicht behagte; noch seltner eine Frau oder ein Mädchen, der er nicht, wenigstens heimlich, gefiel. Ließ sie ihre Gesinnung ihn merken, so verstand er gegenseitig jeden Wink, und nüzte denselben mit bereitwilligstem Herzen.

Auch jezt hieng er seiner gewöhnlichen Laune nach; brachte wohl ein Stündchen und drüber unten im Schenkzimmer zu; unterhielt sich mit dem Wirth, der sonst Kriegs-Dienste gethan; unterhielt sich noch mehr mit der Wirthin, einem jungen, fast bildschönen, aber jezt hoch schwangerm Weibchen; bot sich ihr zum Gevatter für ihren Erstling an; erkundigte sich scherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eignen Zufriedenheit mit dem Ehstande; prophezeite ihr einen Sohn, oder wohl gar zwei auf einmal; mit

einem

einem Worte, erlaubte sich mancherlei Kurzweil, die junge Weiber von diesem Stande und um diese Zeit gern hören, wenn sie gleich thun, als ob sie für Schaam nicht übers Busentuch wegblicken könten.

Während dieses Gesprächs lief in eben derselben Stube ein junges Dienstmädchen oft auf und ab. Wohl möglich, daß der Graf sie nicht einmal bemerkte! Aber um desto genauer hatte sie ihn bemerkt. Der schöne, wohlgewachsne Mann, die Munterkeit seines Gesprächs, selbst die fremde Uniform, die er trug, gefielen ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern Tagelang ihm zugehört; sie hätte noch lieber sich selbst mit ihm unterhalten. Sie wußte überdies würklich eine Sache, die ihn sehr nahe anging; wovon er sich nichts träumen ließ; die er bald erfahren mußte, oder es war nachher zu spät. Seine Unwissenheit, seine Sicherheit thaten ihr weh. Zwar sie selbst wagte, wenn sie hier hinein sich mischte, unendlich viel. Aber so oft sie ihn wieder ansah, dachte sie bei sich selbst: Er ist doch gar zu liebenswürdig! Sie konte sich nicht erwehren, sie mußte ihn, als sie einst wieder bei ihm vorbei lief, am Kleide zupfen.

To—ben spürte es; sah sie an; merkte, daß sie ihm winke; wußte freilich nicht, warum? oder dachte sich, nach einer gewöhnlichen Eitelkeit seines Geschlechts, einen gewissen Grund, der wenig-

nigstens für jezt noch Aufschub leiden könne. Indeß — das Mädchen war jung, und wie es ihm schien, nicht übel gemacht. Ansehn und anhören kont' er sie ja doch wohl. Als sie daher wieder herausgegangen war, nahm er sich bald drauf ebenfalls den Vorwand frische Luft zu schöpfen. Sie wartete seiner bereits an der Küchenthüre; winkt' ihm in Hof zu gehn; folgte ihm ängstlich und eilend, und sprach:

Um Gottes Willen, gnädigster Herr, sehn Sie sich vor! Sie sind nicht unter so ehrlichen Leuten, als Sie wohl denken. Man weiß, daß Sie Geld bei sich führen. Man ist Willens, Ihnen dieses sowohl, als auch Ihr Leben, in nächster Nacht zu rauben. Schon nach Helfershelfer wird geschickt. Seyn Sie auf Ihrer Hut! Aber um Gotteswillen verrathen Sie mich auch nicht! Merkt man, daß ich Sie warnte, so kostet es mir das Leben. Das weiß ich, und kont's doch nicht übers Herz bringen, einen so braven Offizier und so hübschen Herrn gleichsam in seinen Sünden erschlagen zu lassen.

To—den stuzte bei dieser Rede, wie man wohl denken kann, gewaltig. Ein Mann von gemeinem Kopfe hätte sogleich nach der Flucht sich umgesehn. Er, wiewohl er nur ein Paar Sekunden Zeit zum Ueberdenken hatte, begrif doch leicht: daß jeder Versuch zum Entfliehn, jezt, in der Nacht, in einem stockfremden Lande, und unter

solchen Umständen gleich gefährlich, wo nicht gefährlicher noch als ruhiges Dableiben sei. Eine fast unglaubliche Gegenwart des Geistes leitete ihn daher sofort auf ganz andre Gedanken. Er hielt das Mädchen, das sich wieder entfernen wolte, schnell beim Arme zurück. — „Nur noch ein Wort, liebes Kind! sprach er: Lebt der Wirth einig mit seiner Frau?“ — Vollkommen! — „Hat er sie würklich lieb? sehr lieb?“ — Fast wie sein eignes Leben! — „Gut! gut! Nun geh! Rett' ich mich, so soll zum Dank auch dein Glück gemacht seyn. Sterb' ich, so stirbt deine Warnung mit mir. Verrathen werd' ich dich nie. Selbst meinen Bedienten laß nichts davon merken!“

Das Mädchen flog in die Küche; der Graf kehrte ins Gastzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; seine Laune war ganz die vorige noch; oder schien es wenigstens zu seyn. Selbst seine Abendmahlzeit ließ er sich unten auftragen, und aß nur mit dem Bedinge: daß seine lieben Wirthsleute an den Speisen sowohl als an seinem Flaschenkeller Antheil nähmen. In Freundlichkeit verhüllt' er, was nun schon leiser Argwohn geworden war. Nach dem Essen befahl er dem Bedienten seine Chatulle, die noch angeschraubt im Wagen stand, herzubringen. — „Herr Wirth, sprach er, viel ist nicht mehr drinnen. Doch ein paar hundert Rubel, die mich bis Petersburg bringen sollen, könte sie wohl noch enthalten. Diese hätt'

ich gern gut verwahrt, und wo könte das besser geschehen, als in Ihren Händen? In acht' Wochen, wenn ich wieder zurück komme, wird sie hoffentlich in Golde schwerer, als jezt in Silber seyn. Dann kehr' ich sicher wieder hier ein, und wenn sich indeß, wie ich hoffe, mein Pathgen eingefunden hat, so bring' ich auch ihm ein Pathengeschenk von wenigstens funfzig Rubeln mit." — Man nahm diese Zusage mit tausend Dank an, und versprach, die Chatulle die Nacht hindurch unterm Kopfküssen zu verwahren.

Gleich drauf verlangte der Graf Licht um auf sein Zimmer und zur Ruh zu gehn. Der Wirth wolte ihm leuchten. — „Wissen Sie wohl, Frau Wirthin, hob To—ben lachend an, daß dieses Leuchten ein Geschäfte wäre, welches ich viel lieber Ihnen gönte? Scherz bei Seite, schönes Weibgen, ich habe den Aberglauben, daß ich allemal noch eines so gut schlafe, wenn mir eine hübsche Frau, statt einer Mannsperson, die Ruhstätte anweißt." — Die Frau schien sich über diesen Vorschlag zu wundern, und keine rechte Lust zu dieser Mühwaltung zu haben. Aber immerfort scherzend drang der Graf das eine Licht ihr auf; nahm sie unterm Arm, und mit stäten Scherzen: daß sie doch ihrem künftigen Gevatter eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen werde; daß Bewegung nach Tische, zumal in jezzigen Umständen, ihr gesund sei; daß sie ja auch ihren ehlichen Ehrenwächter

mit

mit heraufnehmen könne; und mit dergleichen Possen mehr bewog er sie endlich zum Mitgehn; oder vielmehr, Wirth und Wirthin leuchteten ihm.

Jezt traten sie ins Zimmer. Hier hatte Toben selbst, so wie er vom Wagen abgestiegen war, einen doppel-läuftigen Karabiner, den er immer, mit Kugeln scharf geladen, auf Reisen bei sich zu führen pflegte, an einem Nagel aufgehängt. Er hütete sich wohl, auch nur einen Blick vor der Zeit drauf zu werfen. Doch indem nun die Frau ihr Licht auf einen Tisch am Fenster sezte; indem sie eben eine gute Nacht ihm wünschen wolte, grif er rasch nach jenem Gewehr; trat noch rascher zwischen Wirth und Wirthin; und rief mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plözlich in rauhstem befehlendem Ton überging: „Nein, gute, junge Frau, so hurtig scheiden wir nicht von einander! Auf diesem Stuhle, vor diesem Tisch hier werden Sie sich niedersezzen, und diese Nacht in meiner Gesellschaft durchwachen. Ihre Keuschheit, das schwör' ich Ihnen, soll diese Zeit über zwar keine Gefahr bei mir laufen. Aber beim mindesten Lermen vor meiner Zimmer-Thüre, bei der kleinsten Widersezlichkeit von ihrer oder einer andern Seite, beim geringsten Angrif auf mich selbst, werden die drei Kugeln, womit jeder dieser beiden Läufte geladen ist, ihr und ihrem zukünftigen Söhnlein zugleich das Lebenslicht ausblasen! Das schwör' ich bei meiner Seelen Seeligkeit.“

Wohl eher des Himmels Einfall als einer solchen Wendung, eines solchen Vorschlags hatten Mann und Frau sich versehen. Wohl eine Minute schwiegen beide; dann thaten beide — was sie konten. Die Frau bat flehentlich, sie doch gehen zu lassen, drohte in Ohnmacht zu sinken, ums Kind auf der Stelle zu kommen, — zu sterben sogar; alles vergebens. Der Mann begrif anfangs gar nicht, was das heissen solle; nahm dann auch zu Bitten und zur Betheurung: daß der gnädge Herr hier in seinem Hause so sicher, als in Abrahams Schoos sei! seine Zuflucht; und drohte zulezt, als gar nichts verfing, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und seine Leute zu Hülfe zu rufen. — To—ben blieb sich gleich. „Ich glaube allerdings, sprach er, daß der Herr Leute und Hülfe genug in der Nähe haben mag; aber gewiß so nahe nicht, um seine Frau vorm Tode zu sichern. Sobald sich nur ein Hund an mich wagt; nur eine Hand sich hebt, ist ihr der Kopf zerschmettert. Auch hab' ich, ausser dem zweiten Lauft meiner Büchse, noch ein Paar Taschenpuffer hier, die ihre Dienste treflich thun sollen. Ich kan übermannt werden, das gesteh' ich gern. Doch drei oder vier Menschen werden mich hoffentlich dann begleiten; und dieses reizende Weibchen soll den Vorreihn vor allen haben. Dies ist so meine Art in manchen Wirthshäusern. Gefällt sie dem Herrn nicht, so sorg' er dafür, daß Morgen kein

zei-

zeitig meine Pferde gefüttert, gestriegelt und angeschirrt sind! Jezt aber pack' er sich ohne weitre Umstände. Dieses Zimmer ist für heute Nacht mein Zimmer."

Gegen wahre Entschlossenheit verlieren Bösewichter gewöhnlich ihren Muth. So ging es auch hier. Die Frau sezte sich und der Mann ging. In der sonderbarsten Lage von der Welt brachten unsre Beide die Nacht wachend hin. To—ben, am Tische der Wirthin grade gegenüber, vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben so gut er konte. Immer hatte er dabei sein Gewehr im Arm zum Anschlag bereit. Beim kleinsten Geräusch im Hause machte er sich schußfertig. Aber auch eben so schnell zitterte das arme Weib dann sichtlicher als ein Verbrecher am Hochgerichte, und bat flehentlich, sich nur nicht zu übereilen, weil ihm gewiß nichts geschähe. Würklich nahte sich auch die ganze Nacht kein Fußtritt weiter dem Zimmer des Grafen.

Mit Tages Anbruch kam To—bens Bedienter; rief schon auf halber Treppe: daß er es sei; überbrachte die Chatulle, das Frühstück, und eine sehr billige Rechnung. Der Wirth selbst ließ sich nicht mehr sehen. Der Graf bot der Wirthin auch jezt die erste Tasse Kaffee dar, und nachdem sie dieselbe genossen, trank er den Ueberrest ganz gemächlich. Als er hörte, daß schon alles zur Abfahrt bereit sei, dankte er ihr lächelnd für so treulich

geleistete Gesellschaft; bat, ihm solche nun auch noch bis zum Wagen zu gönnen; und führte sie so verbindlich, als ob es die erste Hofdame sei, am Arm die Treppe hinunter. An der Hausthüre blieb er stehen, und fragte nach dem Dienst-Mädchen, das er gestern hier gesehen habe, und das er deutlich genug beschrieb. Sie kam zitternd aus einem Winkel hervor. Schon war des Wirths ganzer Verdacht auf sie gefallen; schon hatte er ihr, wie sie späterhin erzählte, mit schrecklichen Flüchen ihren Lohn auszuzahlen versprochen, sobald der Fremde nur weg seyn werde. Als Toben sie jezt beim Tagslichte und genauer besah, fand er eine recht feine, schlanke Dirne in ihr. Er warf ihr eine volle Börse zu. Nimm das, sprach er, und willst du hier bleiben, so kauf dir einen Mann damit! Traust du aber dem Hausfrieden nicht, so sezze dich mit auf. Ich verantworte dein Durchgehn; und schwöre dir, dich lebenslänglich zu versorgen!" — Mit einem Sprunge war das Mädchen im Wagen. Wie sie ging und stand zum Mitfahren bereit, ließ sie gern alle ihre Haabseligkeiten, deren freilich nicht viel seyn mochten, dahinten. Der Graf beurlaubte sich nochmals von seiner schönen Wirthin; ersuchte sie, ja die Gevatterschaft nicht zu vergessen; bat um einen Kuß zum Abschiede, und — die Reise ging dann weiter fort.

Von seinem Bedienten, der in der Gaststube geschla-

geschlafen, erfuhr er nachher: daß um Mitternacht drei baumstarke Männer leise zur Hausthüre hinein gekommen, mit dem Wirthe in eine besondre Kammer gegangen, dann aber nach ziemlich langem Gespräche wieder fortgeschlichen wären. Das Mädchen, das schon fast ein Jahr im Hause sich befand, erzälte: daß während dieser Zeit zwei Fremde, die alda eingekehrt, am Morgen verschwunden gewesen wären, sie wisse nicht, wohin. — In nächster Stadt zeigte der Graf den ganzen Verlauf der Obrigkeit an. Es wurden sofort Soldaten hinaus geschickt; sie fanden aber weder Wirth, noch Wirthin; oder wolten sie nicht finden. — In eben dieser Stadt kaufte To—ben seiner Retterin anständigere Kleider. Sie blieb seine Begleiterin, vielleicht noch etwas mehr, bis Petersburg. Auch dort lebte sie verschiedne Jahre bei ihm. Endlich, als ihn der siebenjährige Krieg ins Feld rief, verheirathete er sie anständig, und mit einer reichlichen Aussteuer.

Die Ausfoderung.

Eine wahre Begebenheit.

Auf einem Kaffeehause zu B**n spielten zwei junge Offiziere zusammen Billard, und einer davon

hatte grade heute, wie man zu sagen pflegt, — seinen unglüklichen Tag. Sonst dieses Zeitvertreibs vollkommen kundig, seinem Gegner vollkommen gewachsen, verlohr er doch diesmal ein Spiel nach dem andern; stand immer im Anfang vortreflich, und verlief oder versprengte sich gegen das Ende. Wenigstens acht bis neunmal schon hatt' er: quitt oder doppelt! gesagt. Stets hatte sein Gegner dies gehalten und — gewonnen. Zu welcher ungeheuern Menge von Strichen auf der Tafel dies führte, läßt sich denken.

Gelassenheit mochte nie die Lieblings-Tugend unsers Lieutenants seyn; wenigstens bracht' er sie heute nicht in Ausübung. Er schmälte, fluchte, tobte — jezt auf den Burschen, der nicht laut genug zälte; jezt auf die Lichter, die nicht hell genug branten; jezt auf dem Queue, der nicht scharf genug abstieß. Alles das half ihm freilich nichts; aber er kühlte doch sein Müthchen dran ab, und brachte sich zugleich um den lezten, elenden, unsichern Trost im Spiel-Verlust — um das Mitleid der Zuschauer.

Ohnweit des Billards, in einer Ecke des Zimmers, saß an einem kleinen Tischgen der Hauptmann W*, Offizier bei einem ganz andern Regiment, und trank ein Glas Limonade. Es war ein Mann von mitlern Jahren, von ernstem, doch zutraulichem Gesichte. Er hatte noch kein Wort mit den übrigen Anwesenden gesprochen;

sondern schien ganz seinen eignen Gedanken nachzuhängen. Selbst aufs Spiel warf er nur selten einen gleichgültigen Blick. In seinem ganzen Leben war er, wie man nachher erfuhr, jezt zum zweitenmal auf diesem Kaffeehause; doch kanten ihn einige von der dasigen Gesellschaft dem Ansehn und Namen nach. In freundschaftlichen Verhältnissen stand keiner mit ihm.

Jezt hatte jener jüngre Offizier abermals ein Spiel, das beiderseitig auf eilfe stand, durch einen Fehlstos von der Bande herab verloren, und indem er mit einem ächten Regimentsfluche ein paar Schritte zurück prallte, stieß er an den etwas vorgestreckten Fuß des Fremden. Anstatt, wie es in der Regel gewesen wäre, desfalls um Verzeihung zu bitten, glaubt' er, oder stellte sich wenigstens selbst der Beleidigte zu seyn. — „Daß es nicht Sitte wäre so nahe am Billard zu sizzen oder zu stehen; daß es kein Wunder sei, wenn der Spieler dann gestört werde, und des Zwangs halber fehlstosse!“ Dies und noch mehreres murrte er halb laut und unwillig her. Um desto gelaßner betrug sich der andre. — „Unglücklichen muß man einigen Unmuth zu gute halten!“ — Mit diesen Worten stand er auf und sezte sich an des Tisches entgegengesezte Seite. Doch eben diese Gelassenheit und dieser an sich so schuldlose Ausruf erhizten den Spieler noch stärker. Seine Reden wurden immer lauter und beleidigender. Der Haupt-

mann konte, als Offizier und als Mann von Ehre, sich einer Antwort nicht länger entbrechen. Zwar ermahnte er auch jezt den Zürnenden blos mit aller möglichen anständigen Kälte zur Mäßigung seiner Hizze. Doch der Wortwechsel grif bald weiter um sich; und schon bei der dritten oder vierten Rede rückte der junge Brausekopf mit dem Vorschlag heraus: Der Herr Hauptmann möchte die Güte haben, entweder gleich jezt mit ihm in ein Seiten-Gemach zu gehn, oder ihm morgen früh eine Stunde zu bestimmen, wo er sprechbar sei.

Der Aeltere schwieg bei diesem Antrag ein paar Augenblicke stille; und nicht mit verlegner, aber mit einer zweideutigen, fast lächelnden Miene sagte er endlich: Nein, beim Kerzenlichte schlag ich mich keineswegs. Das taugt für die Zweikämpfe auf Theatern nur; auf würkliche Heldenthaten muß die Sonne scheinen. Haben der Herr Lieutenant daher morgen Lust mich zu besuchen, so werd' ich nach eilf Uhr gewiß zu finden seyn. Früher hab' ich Geschäfte. Auch steht es noch ganz bei Ihnen sich diese Nacht über darauf zu besinnen, daß Sie sich ereiferten, ohne beleidigt worden zu seyn." — Er sagte ihm dann noch sein Quartier, nahm Hut und Stock und ging. Die Empfindungen der Anwesenden bei diesem Vorfall waren sehr getheilt. Daß der Ausforderer Unrecht habe, darüber gab es freilich nur eine Stimme; doch auch das Be-

tragen des Fremden gefiel nur halb. Er hätte, meinte man, doch rascher zugreifen, und die Sache sogleich ausfechten sollen. Daß er es seinem Gegner sogar freistellte sich noch eines bessern zu besinnen, — pfui, das war Unrecht! Was wissen denn die Gesezze einer gewissen Ehre vom Besinnen und von Besserung!

Würklich dachte der Ausforderer auch standsmäßig genug um von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Pünktlich hatte er sich die Wohnung des andern gemerkt; minder pünktlich die anberaumte Zeit. Es schien ihm anständiger zu eilen als zu zögern. Gleich nach neun Uhr trat er daher rasch in des Hauptmanns Zimmer, und traf diesen noch ganz in Nachtkleidern, beim Schreibetische sizzend an. Wenigstens sieben Briefe, schon überschrieben und gesiegelt, lagen um das Schreibezeug herum; am achten war er in vollster Arbeit. Auf die Verwundrung des Eintretenden, ihn noch so unangekleidet zu finden, antwortete er blos mit Hinhaltung der Uhr und den kurzen Worten: Es ist noch nicht eilfe! Alle Anfoderung, sich wenigstens jezt anzuziehn, widerlegt' er mit der trocknen Versicherung: Unmöglich! dieser Brief muß erst geendet seyn!" Selbst dem Erbieten seines Gegners, so lange hier zu warten bis er ausgeschrieben habe, sezt' er ein aufrichtiges: Kommen Sie lieber wieder! entgegen.

Endlich als der jüngre Offizier immer hizziger

in

in seinem Verlangen und abermals beleidigend in seinen Ausdrücken ward; als er von Leuten sprach, die bei jeder Kleinigkeit Haus und Hof bestellten, von Männern, die ihr Leben und ihre gesunden Gliedmassen wenigstens gern ein Stündchen noch fristen möchten; u. s. w. da erhob sich zulezt der Hauptmann langsam vom Sessel; sah erst vor die Thüre des Zimmers: ob vielleicht jemand lausche; und sprach dann ganz gelassen:

„Wohlan, junger Kriegskamerade, weil Sie so gar ungestüm mir zusezzen, so sei es Ihnen dann frei heraus gestanden: daß ich allerdings nicht die geringste Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen.

Der jüngre Offizier. (voll Eifer) Wie, Herr? Wenn Sie ein Offizier — wenn Sie nur einigermassen ein Mann von Ehre sind —

Der ältere Off. (einfallend) Eben weil ich es bin, und gern auch als ein solcher aus der Welt gehen möchte; weil ich mir ein Gewissen draus mache, einen Bettlerpfennig, eine schon verrufne Münze gegen eine nahmhafte Summe zu sezzen; weil — (mit geändertem, fast herzlich werdendem Tone) Junger Mann, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie schweigen, nur zwei Stunden lang schweigen wollten, so würd' ich Ihnen — wiewohl Sie sich mir zum Feinde gleichsam aufdringen, — ein Geheimnis entdecken, das ich selbst meinen innigsten Freunden verschwieg; das frei-

lich

lich mich am nächsten angeht; das aber doch auch Sie nahe genug betrift.

Der jüngre Off. (stuzzend) Auch mich? Und das wäre?

Der ältre Off. Erst Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen — zwei Stunden lang mein Geheimnis verschweigen wollen, gegen Jedermann und in jeder Rücksicht!

Der jüngere Off. Wenn es nichts gegen Staat und König ist, so will ich es.

Der ältre Off. So wissen Sie dann, diese Pistolen (die er von der Wand nimt) sind allerdings schon geladen; werden ganz gewiß ihren Mann nicht verfehlen! Doch dieser sollen nicht Sie — auch nicht sonst ein Dritter — sondern ich selbst seyn. — Sie starren mich an? Sie begreifen nicht? Junger Ungestüm, Sie sehen hier einen Menschen vor sich, der schon seit acht Tagen fest entschlossen war, sein Leben zu enden, grade heute solches zu enden. Welche Unfälle, welche verwickelte Lage zu diesem Entschluß mich drängen, kann ich jezt erst unmöglich Ihnen erzählen. Aber genug, es ist ein Vorsaz, nicht etwa seit diesem Morgen gefaßt! — Daher lächelte ich gestern bei Ihrer Ausfoderung auf heute! daher sagt' ich, daß Sie nach eilf Uhr mich finden, — blos finden würden! daher verbat ich mir früher Ihren Besuch! Denn nur eine Stunde

später durften Sie kommen, und Sie trafen mich nicht mehr lebend an.

Der jüngre Off. (nach einer kleinen Verlegenheits vollen Pause plözlich in ein bittres Lachen ausbrechend.) Ha vortreflich! Ein Mährchen, das Ihnen ein andrer, als ich, glauben mag!

Der ältre Off. (sehr kalt) Und warum Mährchen? Was finden Sie unglaubliches dran? Bin ich der erste Sterbliche, der, vom Unglück verfolgt, es wagen will, die Bürde des Lebens abzuschütteln? Oder halten Sie mich für einen so feigen und zugleich so einfältigen Tropf, daß ich Sie nur durch eine Unwahrheit entfernen möchte, die zwei Stunden später — doch nicht mehr hülfe?

Der jüngre Off. Nun, um so besser für Sie! Wenn Sie würklich des Lebens so müde sind, warum zaudern Sie noch sich anzuziehn, und mit mir zu gehen? Kommen Sie!

Der ältre Off. Nein, hizziger Jüngling, nein! Das hiesse Ihr Leben stehlen, wenn ich in jezziger Fassung mit Ihnen mich schlüge, und siegte! — Mein eignes Blut hof' ich vor jenem Richterstuhl — sizz' auf ihm, auch wer da wolle! — zu verantworten; aber ein fremdes möcht' ich grade jezt am wenigsten auf mich laden. — Was könt' es auch Ihnen gegenseitig nüzzen, einen Menschen zu tödten, der in wenigen Augenblicken sich selbst umgebracht haben würde; der Sie jezt nun zur Flucht, zur Verantwortung, vielleicht zum

Verlust Ihres Postens, und auf jeden Fall zur Erduldung mancher Verdrüßlichkeiten drängte? Dies ist der Erfolg von der Ueberlegung meiner lezten Nacht! Mich heute freiwillig an Ihren Degen zu spiessen, kam mir auch in ihr mehr als einmal in Sinn. Doch nicht gerechnet, daß dieser Weg mir immer noch zu unsicher däuchte, so mag ich auch meine Ruhe nicht mit fremder Unruhe mir eintauschen. — Gehn Sie, mein Herr! Nur eine Stunde noch lassen Sie mich allein! Nur jenen Brief möcht' ich gern noch enden. Kommen Sie dann wieder, und finden Sie mich noch am Leben, dann behandeln Sie mich als die feigste Memme, dem nicht dieser Rock, dieser Degen — ja überhaupt nicht ein Mannskleid gebührt."

Es war so viel Wahrheit in diesen Worten, so viel Wärme im Tone derselben, daß selbst der bisher trozzige, ungläubige Ausforderer sich unwillkührlich davon ergriffen fühlte. Bestürzt und unentschlossen stand er einige Sekunden lang.

„Herr, rief er endlich, wenn Sie doch vielleicht im Ernste sprächen, im Ernste sich das vorgenommen hätten, so wäre es ja meine Pflicht auch dieses Vorhaben zu hindern; so werd ich auf jeden Fall —

Der ältre Off. (mit halb freundlichem, halb mitleidigem Lächeln) Doch nicht etwa Menschen rufen, denen Sie dies wieder erzählen? die mich bewachen

wachen sollen? — Ich hab' Ihr Ehrenwort auf ein zweistündiges Schweigen; und darauf stüzz' ich mich. — Noch mehr, wer und wo ist der Mensch, der einen andern Menschen zu sterbeu hindern kann? Auch wär' es seltsam genug, wenn Sie, grade Sie, denjenigen zum Länger-Leben nöthigten, den Sie vor zwei Minuten noch zum Zweikampf zwingen wollten! — Nein, mein Entschluß ist unwiderruflich! Die Mittagsstunde ist für mich nicht mehr da. Gehn Sie, gehn Sie, mein Herr! Mein Blut soll in keinem Verstande des Worts auf Ihnen lasten. Wann Sie erfahren werden, was in jenen Briefen steht, und was gewiß für Sie kein Geheimnis bleibt, dann werden Sie meinen Schritt als sehr verzeihlich betrachten. —

Er hatte bei diesen Worten des Lieutenants linke Hand ergriffen. Er führte ihn — nicht auf eine beleidigende, sondern gleichsam vertrauliche Art gegen die Thüre seines Zimmers; und jener ging, wie im Traume, mit. Doch als sein Führer nun das Schloß aufdrücken wolte, da riß er sich noch einmal plözlich von ihm los, wandte sich um, und rief:

„Element, Herr Hauptmann! Ich glaube beinahe nun, daß dies alles Wahrheit ist; und dann — bei Gott! — dann haben Sie edelmüthig gehandelt, daß Sie mich ungestümen Polterer nicht anlaufen liessen, oder mich nicht gar zum Spaß in jene Welt mitnahmen. Wenn Ihr Entschluß,

wie

wie mir scheint, aus Geld-Verlegenheit entspringt — wenn sich der noch abhelfen liesse, — hier in dieser Börse sind achtzig Friedrichsdor, und zu hunderten hätt' ich noch bis auf den nächsten Monat Kredit; nehmen Sie solche hin! Schalten Sie nach Belieben damit! Das verdamte Spiel von gestern machte zwar eine gewaltige Lücke in meine Baarschaft; aber ich würde mich herzlich über diesen Verlust erfreuen, wenn er mir die Gelegenheit verschafte, das Leben eines Biedermanns zu erhalten." —

In des Hauptmanns bisher trocknem Auge glänzte jezt schnell eine Zähre. Er fiel seinem vorigen Gegner um den Hals, und rief: „So irrt' ich mich doch also nicht in dir, als ich vermuthete: es müsse hier unter rauher wilder Schaale ein süsser, edler Kern verborgen liegen; müsse nur auf Zeit und Gelegenheit warten, um hervorzubrechen! Aber behalte deine Börse, lieber junger Freund! Diese Willfährigkeit ist zwar meine lezte Freude hienieden; doch sie rettet mich nicht. Tief — tief in die Tausende hinein ist meine Sache schlim!

Der jüngre Off. Viel! Aber auch diese sind wohl noch zu tilgen! Wenn nicht jezt, doch künftig! Nur nicht zaghaft, nur nicht alzurasch, lieber Hauptmann! Ich will mir Mühe geben, will in meinem Namen bei meinen Bekanten nachfragen; will borgen, bitten sogar! Ich hab' einen Onkel —

Der ältre Off. Alzuviel! alzuviel! Aber für mich ist keine Rettung! — Schulden stößt man ab; doch ein verlorner guter Name ist unwiderbringlich. Regiments-Gelder, die ich angrif — Vorgesezte, die schon argwohnen, bald alles wissen werden — Jüngling, mache mir meinen Abschied durch deine Vorstellung nicht noch schwerer! Ich war schon so ganz gefaßt; jezt — Geh, geh! Komm in einer Stunde wieder! Leb' ich dann noch, so steh ich dir zu Dienste, für deine Gutthaten oder deinen Degen, wie du wilst. Aber komm gewiß wieder! denn es ist wohl möglich, daß du unter meinen Papieren auch für dich noch ein Vermächtnis findest. —

Er eröfnete bei diesen Worten selbst die Thüre seines Gemachs, schob leise, doch ernstlich, seinen Besuch hinaus, und drückte sofort das Schloß ab. In einem Taumel von Betäubung wankte der Lieutenant hinweg. Noch wußt' er selbst nicht, was er zu thun oder zu lassen habe? Sein Ehrenwort verband ihn zum Schweigen; sein inres Gefühl hätte ihn lieber zum Lautrufen aufgefordert; und gewiß hätt' er diesem leztern gefolgt, wäre nur eine Möglichkeit zur Hülfe ihm sichtbar gewesen. Er wankte auf einem nicht weit entlegnen Spaziergange eine reichliche Stunde auf und ab, ohne jedoch zu sehen und zu hören, was um ihn vorging. Jezt schlug es eilf Uhr; sein Rausch verschwand, und er flog nach dem bewußten Hause.

Noch that er es mit einem kleinen Reste von

Hofnung. Doch auch dieser verschwand, als er ein Getümmel von Menschen vor dem Hause, ein noch größres in demselben erblickte. Er drängte sich durch. Was er besorgte, war geschehen. Im Zimmer des Hauptmanns hatte man vor kurzem einen Schuß fallen gehört. Verschiedne von den Hausgenossen waren herbeigeeilt, hatten die Thüre zu öfnen versucht, und zulezt sie gesprengt. Der Hauptmann lag todt auf dem Boden, herunter gesunken vom Sessel; durch den Mund hatte er das Pistol abgedrückt; vom Leben war keine Spur mehr in ihm. Alles klagte um ihn. Alles bedauerte diesen guten Herrn. „In den zehn Jahren, die er hier wohne, hab' er nie auch nur ein Kind beleidigt!“ Dies war das einstimmige Lob von jeder Seite her. Jene acht oder neun Briefe fand man auf dem Schreibtische. Sie waren an Verwandte, Freunde, seinen General und Obersten gerichtet. Ein kleines Billet war auch noch für unsern Lieutenant bestimt. Er erbrach es mit Zittern und Thränen. Es lautete also:

„Sie werden, mein Lieber, bei Lesung dieses Briefes nun finden: ich hatte Ihnen kein Mährchen erzählt! — Empfangen Sie meinen Dank, daß Sie die lezte Bitte eines — fast möcht' ich sagen, schon Sterbenden nicht unerfüllt liessen; und achten Sie auch, ich beschwöre Sie, auf dessen lezte Warnung nicht minder! Schulden, wie Sie wissen, bringen mich zu dem Entschlus, den Sie umsonst bekämpften. Leidenschaftliches

Spiel in jüngern Jahren war der erste Schritt zu diesen Schulden. Ich trat in einen Wirbel und versank. Auch Sie spielen, und spielen nur alzuwarm. Dies beweißt Ihr gestriger Abend und seine Folgen. Wie so bald wurden Sie ungerecht gegen mich, gegen andre, gegen sich selbst! Junger, braver Mann, wachen Sie künftig über sich selbst, damit Sie nicht auch einst, wie ich, oder dem ähnlich enden!"

Es waren Worte, die nicht auf die Erde fielen! Mit tiefer, dauernder Rührung ging der junge Mann in sich; gelobte Besserung und hielt sie. Nie sah man ihn wieder bei einem Spiel, wodurch sich das Blut erhizt. Höchstens unter Freunden gab er den Ansprüchen der Gesellschaft nach, und that es auch dann nur unter Beschränkungen, die leidenschaftliche Theilnahme unmöglich machen. Ueber sein ganzes Leben, zumal über seine jugendliche Wärme, wachte er von nun an mit Sorgfalt.

Nachtrag zu den Kriminalgeschichten der dreizehnten Sammlung.

I.

Militairische Gerichtspflege übertrift bekantermassen fast bei allen Völkern Europens die gewöhn-

wöhnliche bürgerliche Justiz weit an Schnelligkeit und Strenge. Oft gründet sich diese Leztere auf das Gesez der Nothwendigkeit, noch öfterer auf den Nuzzen abschreckender Beispiele. Diesen Nuzzen zu bezweifeln wäre Thorheit. Aber daß eben derselbe, oder vielmehr der Vorwand desselben, schon in mancher Hand ein Schwerdt ward, das den Unschuldigen würgte, und den unwillkührlich oder unbeträchtlich Fehlenden mit barbarischer Härte bestrafte, — das wird wohl keiner läugnen können, der nur ein wenig, zumal in Kriegszeiten, um militairische Gerichte sich bekümmerte. Eine Sammlung von Beispielen, wo diese Strenge ausartete, dürfte freilich auf allgemeinen Dank kaum, zumal jezt nicht, rechnen; aber verdienstlich und nüzlich würde sie dennoch seyn. Hier ein kleiner Beitrag dazu! Das Schlachtopfer, dessen hier erwähnt wird, sah ich selbst in meiner Jugend zum Tode führen.

Als zu Ende des Jahrs 1761. die preußische Kriegsmacht ihre Winterquartiere, wie gewöhnlich, in Sachsen bezog, und sich, während derselben, durch neue Anwerbungen, so viel immer möglich, zu verstärken und zu ergänzen suchte, traf sie hier das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Heere, die nicht aus blossen Landskindern und Freiwilligen bestehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreisser zu haben. Mancherlei Mittel, diesem Uebel Grenzen zu sezzen, wurden versucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß

alle Schildwachten, zumal auf etwas entlegnen Posten, doppelt ausgestellt wurden; daß immer ein alter zuverläßiger Krieger neben einen jüngern Ausländer zu stehn kam; und daß im eigentlichsten Sinne des Worts diese beide nicht nur ihren Posten, sondern auch sich gegenseitig bewachten.

Einst saßen zu Löbau in der Oberlausitz einige preußische Soldaten im Bierhause zusammen; sprachen von dieser neuen Einrichtung, und meinten größtentheils: daß es nunmehr auf jeden Fall sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sei, durchzugehn. — „Possen! rief einer von ihnen: wenn ich sonst Lust hätte, Reisaus zu nehmen, mein Wachtkammerade solte mich doch nicht hindern.“ — „Weil er vielleicht mitginge?“ — „Nicht doch! da wüßt' ich noch andern Rath!“ — „Und welchen?“ — „Ich suchte weiter nichts, als ein einziges mal sein Gewehr in die Hand zu bekommen; und schüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne.“ — „Nun, und das nüzte?“ — „Unendlich viel! Ich liefe dann vor seinen Augen davon; sicher, daß er mir nicht nachschiessen könte!“

Man lachte über diesen Einfall, und sprach bald drauf von etwas anderm. Aber ein junger Bursche, der mit an diesem Tische saß, erst seit zwei Monaten die Muskete trug, und grade so lange sie auch gern — wieder losgeworden wäre, lachte nicht viel mit, sondern dachte bei sich selbst: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er würklich selbstander auf einen

nen etwas entlegnen Posten zu stehen; versuchte jenen Kunstgrif, und entkam. — Aber nicht allzuweit! Er war zwar richtig schon ausser Gefahr; da er aber, einfältig genug, erst nach seiner Heimath zulief, um alda Abschied von seinem Mädchen zu nehmen, so fand ihn eine nachsezzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beim Verhöre war eine der ersten Frage: Wie er zu diesem Einfalle gekommen sei? Er hätte ihn dreist für seinen eignen ausgeben können; aber er gestand alles nur alzu aufrichtig.

Sofort ward der Erstere auch verhaftet. Jenes Gespräch ward ihm vorgehalten; er konte oder mochte dasselbe nicht läugnen. Das Standrecht erkante: dem Ausreisser zwei Tage Spiesruthen, dem unvorsichtigen Redner den Strang! Vergebens suchte dieser sich zu entschuldigen; bewieß, daß er mit keinem Odem dran gedacht, selbst zu entweichen; daß er nur aus Unvorsicht etwas herausgeschwazt, was er freilich sich als möglich vorgestellt, doch keineswegs selbst zu thun vorgenommen habe. — Alles dies ward ihm geglaubt. „Aber er hat, hieß es, Rathschläge ertheilt, die den König um noch mehrere seiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Komplotten gegeben! Er ist strafbarer, als der Ausreisser selbst!“ — Die Strafe erging würklich. Ob man dieses Urtheil Gerechtigkeit oder Todschlag nennen konte, mögen andre entscheiden.

II.

Bei einer sehr grossen jüdischen Diebesbande, die sich ums Jahr 1733. im fränkischen Kreise furchtbar genug zu machen wußte, und die endlich in Coburg beim Einbruch in eine dortige Goldfabrik entdeckt wurde, zog man unter andern auch einen gewissen Moses Hoyum ein. Das Geständnis seiner Mitgenossen sowohl, als auch eine Menge andrer Umstände zeugten deutlich, daß er nicht nur Helfershelfer und Theilnehmer, sondern auch Anstifter und Oberhaupt von fast unzähligen Räubereien gewesen sei. Nichts fehlte zur Gewißheit noch, als — sein eignes Geständnis; aber eben dasselbe war auf keine Art und Weise von ihm zu erhalten. Ob man ihm drohte oder zuredete; ob man ihn zehnfach verhörte; ob man das Bekentnis seiner Mitgefangnen ihm vorlas; ob man sie persönlich ihm unter die Augen stelte, und durch ihre Vorwürfe und Vorstellungen ihn zum Mitgeständnis aufforderte; ob man endlich auch sogar zur Folter schritt und hart genug damit gegen ihn verfuhr; — nichts half! Er beharrte auf seiner Unschuld und auf dem hartnäckigsten Läugnen.

Eben dieser Moses Hoyum hatte ein Weib, die noch jung und hübsch, auch bei allen jenen Diebstälen wenig oder fast gar nicht mit beschwert war. Höchstens ein paar Kleinigkeiten von Mit-

wis-

wissenschaft, Hehl und Verkauf konten ihr — ja auch das nicht ganz erwiesen! — beigemessen werden, und die Haft, in welcher sie gehalten wurde, war daher auch weit gelinder, als die Haft der Uebrigen. Dieses Weib liebte Moses aufs innigste. Von sich sprach er fast nie; aber sie war der Gegenstand seiner zärtlichsten Bekümmernisse. Für sie sparte er sich von dem wenigen Gelde, das er zum Unterhalt erhielt, beinahe die Hälfte ab; für sie nur bat er bei jeder Gelegenheit, und fragte jeden Tag: wie es ihr gehe? Ob man ihr auch ein Leid zugefügt habe? und so weiter. — Einst, als er wieder diese Frage ergehen ließ, ward der Kerkermeister aufmerksamer als bisher; dachte ein wenig nach; ging dann zum Vorsizzer der Gerichten, und versicherte: Nun hab' er das Marter-Instrument gefunden, welches dem Räuber gewiß sein Geständnis entreissen solle. Er begehre nichts, als die Erlaubnis: die junge Hoyum im Nebenzimmer ihres Mannes stäupen zu lassen; daß er die Anhörung ihrer Wehklage und ihre Verschonung überhaupt durch sein Geständnis gewiß abkaufen werde, dafür sei er Bürge.

Diese grausame Erlaubnis ward ihm ertheilt; noch den Abend kündigte man Hoyum jene Seelen-Folter für den nächsten Morgen an. Er erblaßte und erschrack. Er weigerte sich Speise zu sich zu nehmen, und brachte die ganze Zwischenzeit, versenkt in unbeschreiblicher Traurigkeit zu. Noch schwieg er. Aber als die bestimte Stunde kam;

als er würklich das Jammergeschrei seines Weibes vernahm; da bat er um Gotteswillen nur damit einzuhalten, weil er gern alles gestehen wolte; und was keine körperliche Qual von ihm erpreßt hatte, erpreßte Liebe in der ersten Minute.

* * *

In einem Briefe von C. datirt, ohne Unterschrift, erhielt ich diese Anekdote. „Sie sei, sagte der Briefschreiber, aus einer damals öffentlich gedruckten, aktenmäßigen Nachricht, und buchstäblich wahr.“ — Da ich diese gedruckte Nachricht nie sah, so kan ich freilich die Anekdote selbst auch nur unter der Bürgschaft liefern, mit welcher ich sie empfing. Wenn sie aber pünktlich wahr ist, wie mir aus Angabe der Namen, des Orts und der Jahrzahl scheint, so ist sie immer kein ganz unverächtlicher Beitrag, nicht etwa zur Macht der Liebe, selbst über rohe Seelen, — denn diese Macht ist längst unbezweifelt! — sondern auch zu der traurigen Wahrheit: wie ungerecht oft Richter verfahren können, indem sie der Gerechtigkeit einen Dienst zu leisten glauben.

III.

In einem ansehnlichen Dorfe *) des Canton B** lebte der Schulze W** (wiewohl er noch kaum sechs

*) Auch diese Geschichte hab' ich von unbekanter Hand, wahrscheinlich aus der Schweiz, eingeschickt erhalten. Dieses

sechs und dreißig Jahr alt seyn mochte,) schon in der dritten Ehe. Seine ersten beiden Weiber, gegen welche er sich immer äusserst gut und freundlich betragen hatte, waren ihm im ersten Wochenbette, und zwar beide sehr schnell gestorben. Die dritte, die er jezt hatte, und die er ganz vorzüglich zu lieben schien, war ein junges, schönes, starkes und gesundes Weib. Ein Kind, das sie ihm am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe gebohren hatte, war wenig Stunden nach der Geburt wieder erblichen; bald drauf ging sie mit dem zweiten schwanger. Er selbst galt für einen braven, sein Amt mit Einsicht und Redlichkeit verwaltenden Mann, der von seinen Mitbrüdern geliebt und geachtet wurde. Als ihm sein Weib diesmal einen gesunden, rüstigen Jungen — die Kinder der vorigen Frauen waren Mädchen — zur

Welt

Dieses Incognito, und weil mir immer ist: als hätt' ich schon irgendwo eine ähnliche Geschichte gelesen, bewegt mich zu dem Wunsche: daß man sie hier auch nur als eine Zugabe betrachte. — Solte sie würklich schon irgendwo gedruckt seyn, so bitt' ich um Verzeihung. An fruchtloser Mühe mich davon zu überzeugen, habe ich gewiß es nicht mangeln lassen. Sie ganz zu verwerfen glaubt' ich mich doch nicht berechtigt. Daß ich übrigens die Träume des Vaters von der Ermordeten nicht für eine übernatürliche Ahndung, sondern für ein sehr natürliches Mistrauen halte, — wiewohl die späte Aeusserung desselben, und das nachherige Beharren darauf allerdings merkwürdig ist, — brauch ich wohl kaum zu erinnern?

Welt brachte, war er für Freuden fast ausser sich. Das halbe Dorf ward zum Kindtaufs-Schmause eingeladen. Die Wöchnerin selbst befand sich nach der Geburt so gut als immer möglich. Diesmal konte der Schulze gewiß ohne Sorgen seyn die Gattin zu verlieren!

Dennoch, am dreizehnten oder vierzehnten Tage, als er grade in Amtsgeschäften ausgegangen war, und am Ende des Dorfes sich befand, kam ihm einer seiner Dienstboten mit der Schreckenspost nachgeeilt: Man habe seine Jungefrau todt im Bette gefunden. Ohne Zweifel müsse ein Schlagflus sie getroffen haben. — Selbst beinahe halbtodt sank der Schulze bei dieser Nachricht auf die nächste Bank. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück. Kaum war er seiner wieder bewußt, so eilte er heim, warf sich auf den Leichnam seines Weibes; heulte, schrie, jammerte — fast mehr, als sich für einen Mann geziemt; was nur Chirurgus, Hebamme und die alten Weiber des Dorfes riethen, ließ er versuchen, um die Erblichne ins Leben zurückzubringen. Doch der Tod gab, nach gewöhnlicher Weise, seine Beute nicht heraus; und die junge, frühverstorbne Wöchnerin ward am dritten Tage beerdigt.

Sie hatte, als sie starb, keine Mutter mehr am Leben, wohl aber noch einen Vater, dessen einziges Kind sie war, und von dem sie unsäglich geliebt wurde. Daß dieser ebenfalls bitterlich bei ihrem Leichenbrete und ihrem Grabe weinte, läßt

sich

sich leicht denken. Aber was dem ganzen Dorfe höchst unerwartet kam, war: daß eben dieser, am vierten Tage nach jener Beerdigung vor den Dorfgerichten erschien, und seine Rede alda ohngefähr folgendermassen anbrachte: „Ihr wißt, daß ich eine Tochter verloren habe, die mir über alles werth war. Sie lebte mit dem Schulzen hier in einer Ehe, die mir immer als äusserst glücklich vorkam. Ihre Gesundheit schien unverwüstlich zu seyn. Ich hofte nichts gewissers, als daß sie mir einst die Augen zudrücken solte. Jezt ist sie plözlich gestorben; wie mich das schmerzt — nein, das läßt sich nicht aussprechen. Aber um meinen Jammer recht überschwenglich zu machen, seh' ich sie, seit ihrer Beerdigung, alle Nächte im Traume. Sie deutet dann aufs Grab hin, und sagt mir: Sie sei ermordet worden. Es ist freilich nur ein Traum. Aber zu meiner Beruhigung erlaubt mir nur das einzige, daß ich sie noch einmal ausgraben und besichtigen lassen darf!“

Man fand diese Bitte sehr unstatthaft; man war eben im Begriff sie ihm ganz abzuschlagen, als der gebeugte Vater bei seinem Verlangen noch einen Vorsprecher fand; und dieser war — der Schulze selbst. „Bei diesem Todesfall habe Niemand,“ sagte er, „so viel oder wenigstens mehr, als Er, verloren. Das Leben der Erblichnen mit zwei Drittheilen seines Vermögens zu erkaufen, sei er gern bereit. Auch ihm, wenn er oft für sich allein nachdenke: wie unerwartet ihn dieser

Schlag

Schlag getroffen; dann sei ihm auf Augenblicke: als wäre dies alles unmöglich! als wäre die Gestorbne nicht todt! Um so minder könne der Schmerz des Vaters ihn befremden; und selbst der Verdacht der Ermordung ihn beleidigen. Freilich habe der Vater nicht gesagt: Wen er für den Mörder halte. Aber um so wichtiger sei es, auch den kleinsten Schein des Argwohns zu zerstreuen; und er begehre nun selbst, daß der Leichnam zur Besichtigung wieder ausgegraben werde."

Jezt hatte Niemand weiter etwas dagegen einzuwenden. Die Ausgrabung ging noch diesen Morgen vor sich. Chirurgus und Hebamme — kein Arzt war in der Nähe! — wurden zur Besichtigung gerufen. An andern gültigen Zeugen gebrach es auch nicht. Aber am ganzen Leichnam fand sich nicht die kleinste Spur einiger Gewaltthat. Einige blaue Flecke an der linken Seite galten für deutliche Kennzeichen des Schlagflusses. Das einstimmige Urtheil aller, die es verstanden, oder zu verstehen glaubten, war: Natürlicher Tod! Der Leichnam ward wieder in Sarg und Gruft gebracht. Der Geistliche sprach dem jammernden Vater Trost zu. Der Schulze, der ebenfalls häufige Thränen vergossen, ließ gegen diesen Leztern auch nicht ein Sonnenstäubchen von Unwillen blicken. „Gott geb' uns beiden Lindrung unsers Jammers!" Das war sein frommer inniger Wunsch, als sie vom Gottesacker wieder heimgiengen.

Vier bis fünf Tage verstrichen abermals. Im

Dorfe

Dorfe sprach fast Niemand mehr von jenem Todesfalle, als plözlich wieder der Vater vor Gericht erschien. — „Was er begehren wolle, sagte er, davon sehe er selbst das Sonderbare, beinah Unbillige ein; und dennoch könne er seinen innern Drang nicht bezähmen. Immer noch, wo er gehe, steh und liege, verfolge ihn die qualvolle Vorstellung: Deine Tochter ist doch ermordet, und zwar von ihrem Manne ermordet worden! — Warum? und Wie? das wisse er nicht. Daß man keine Spur an ihrem Körper gefunden habe, sag' er sich allstündlich selber vor. Dennoch könn' er nicht ruhen! dennoch wolten jene Träume und das Bild seiner jammernden Tochter von seinem Lager nicht weichen; und er bitte, flehe, beschwöre sie daher, nur noch eine Besichtigung anzuordnen."

Die Gerichten staunten, sehr natürlich, jezt noch mehr, als das erstemal. Diese Bitte schien ihnen ein wahrer Unsinn zu seyn. Die Beleidigung ihres Oberhaupts verdroß sie; der Schulze selbst blieb nicht mehr, was ihm auch alle verziehen, bei seiner ersten Gleichmuth. — „Er sei, sagte er, nun namentlich von seinem Schwiegervater der schändlichsten Bosheit beschuldigt worden. Nur die einzige Vorstellung: daß der Kummer des Alten in Wahnsinn übergehe, könne ihn noch ein wenig besänftigen, und von gerechter Klage zurückhalten. Schon sei der Leichnam seiner seeligen, geliebtesten Frau einmal vergebens

in

in der Ruhe gestört worden. Zur Gewissenssache werd' es ihm, dieses noch öfterer zu thun. Nicht der geringste Grund zu jenem schmählichen Verdacht sei vorgebracht worden. Billig verdiene daher auch jene Bitte Abweisung und Bedrohung im Wiederholungsfall. Indeß, da er seines guten Namens und der Befriedigung jenes alten, ihm sonst ehrwürdigen Vaters halber, eher zu viel als zu wenig thun wolle, so laß' er sich alles gefallen, was man beschliessen werde." — Man wolte nun den Greis abweisen; allein dieser fuhr so inständig zu bitten fort, daß man doch am Ende noch einmal ihm nachgab. Der Leichnam ward wieder ausgegraben.

Jezt, da der Körper so lange schon in der Erde war, fing er bereits sehr merklich an, in Fäulnis überzugehen. Die Personen, die ihn besichtigten, wozu noch ein neuer Chirurgus genommen worden, mußten daher sehr behutsam mit ihm umgehen, und fällten dann — ganz den vorigen Ausspruch. Eben war man im Begriff ihn wieder in Sarg zu legen; als der alte Mann, der diesmal gleichsam in Betäubung da gestanden hatte, sobald er vernahm: Man finde auch jezt nichts verdächtiges! auf einmal ausrief: Nun, so muß ich mich wenigstens mit eignen Augen, mit meiner eignen Hand davon überzeugen! — Er faßte, indem er dies sprach, den Leichnam seiner Tochter; hob ihn empor; fing an ihn zu befühlen; und ein Ohngefähr — oder warum Ohngefähr? wahrscheinlich

eine

eine Bestimmung vielmehr! — machte, daß er gleich zuerst unter die linke Brust griff, und ihr solche empor hob. — In diesem Augenblick stürzte der Schulze mit dem Schrei zusammen: „Ich bin verlohren. Er hat es entdeckt!“ — Mit welcher Bestürzung man ihm zu Hülfe kam, läßt sich vermuthen. Seine ersten Worte, als er die Augen wieder aufschlug, waren: „Ich will ja alles bekennen! Ich habe sie ermordet! Grade dort ermordet! Nur noch ein paar Augenblicke Zeit laßt mir.“ — Man drang eben dieses Begehrens halber noch stärker in ihn, sich genauer zu erklären. Die Summe seines Geständnisses war diese:

Der Schändliche hatte würklich alle seine drei Weiber ermordet! Nicht aus Haß, nicht aus Ueberdrus; aus Habsucht vielmehr! Alle drei waren vermögend gewesen; alle dreie hatte er zu beerben, und dann nach einer neuen sich umsehn zu können, gewünscht. Deswegen legt' er nicht eher Hand an sie, bis sie ein lebendes Kind ihm gebohren hatten; und auch nur um diese Zeit schien es ihm möglich seinen verruchten Plan unentdeckt auszuführen. Mit einem dünnen, dreischneidigen Eisen — einer Ahle, wie sie die Schuster brauchen — durchstach er ihnen dann den Ort unter der linken Brust, wo das Herz liegt; stieß das Eisen selbst mit hinein. Die dreieckigte Wunde schloß sich sogleich wieder. Der um diese Zeit fast übervolle, durch sein Gewicht herabhängende, weibliche Busen verdeckte jezt selbst das fast unmerkliche, und doch tödtlich gewesene

Fleckgen. Da er sich immer dann, wann sie schliefen, an ihr Lager schlich, so war diese entsezliche That das Werk eines Augenblicks. Die ersten beiden Frauen waren mit einem einzigen halblauten Ausruf gestorben. Die leztere, sagte er nachher aus, habe etwas mehr gelitten; habe gerufen: Gott! Gott! Du tödtest mich! Aber es wird nicht ungerächt bleiben. — Auch habe er sich würklich nach ihrem Tode mehr, als bei den vorigen, ein Gewissen draus gemacht. Doch habe er gehoft, daß man nichts entdecken werde, und daher selbst auf die Ausgrabung, wenigstens das erste mal, gestimmt. — Jener Ausruf, als der Vater grade nach dem Herzen zuerst gegriffen, sei ihm entfahren, er wisse selbst nicht, wie? Denn fast überzeugt sei er jezt: daß auch dieser kaum etwas entdeckt haben werde.

Der Schauder, der alle, die von dieser Unthat hörten, ergriff, und die harte Todesstrafe, die über den Verbrecher verhängt ward, gehören nicht weiter zur Sache selbst.

IV.

Einem Menschen, der dem schimpflichen Tode des Hochgerüstes schon unaufhaltbar sich nahte, doch noch sein Leben gerettet — blos durch Kunst und Eifer es ihm gerettet zu haben! gewiß dieses Gefühl muß etwas sehr süsses, ja fast etwas göttliches in sich enthalten! Wenn Voltaire die Sir-

vens und die Martins rettet; wenn Erskine's Demosthenische Beredsamkeit das schon auf den Lippen der Geschwornen schwebende Guilty in ein Lossprechungs-Urtheil verwandelt; und selbst dem allmächtigen Pitt die Schlachtopfer entreißt, die er seiner Minister-Sicherheit zu bringen gedachte; — welcher Biedermann möchte in diesem Augenblicke nicht Erskine zu seyn wünschen! Nicht etwa, weil das Volk sich vor seinen Wagen spannte, — denn, guter Gott, vor welche Wagen hat sich nicht schon das Volk gespannt! — sondern weil sein eignes Herz ihm dann die schönste Bürgerkrone bieten mußte.

Indeß, daß es dennoch Fälle geben kann, wo selbst der schönste, edelste aller Wünsche, der Wunsch ein Menschenleben zu retten, Beschränkung leidet; daß zumal derjenige Sachwalter, der gern jeden Verbrecher, wo möglich, vom Tode befreien möchte, in Lagen kommen kann, wo ihn sein Gewissen für jene Mühe nicht mit Freude belohnt, sondern mit Reue bestraft; auch dies ist unbezweifelt. Unter mehrern Beispielen, die mir desfalls bekannt wurden, wähl' ich nur eines aus; theils weil ich den größten Theil dieser Geschichte aus dem Munde der Hauptperson selbst erfuhr; theils weil sie die nicht ganz allgemeine Eigenschaft besizt, daß ihr Anfang und Mittel warnt, ihre Schlüs-Wendung zur Nachfolge aufmuntert.

In Kur-S— und andern teutschen Staaten ist es bekannte Sitte, daß jungen Advokaten die

 Ver-

Vertheidigung eingezogner Verbrecher von Gerichts-wegen zugetheilt wird. Es ist sehr begreiflich, daß bei solchen Vertheidigungs-Schriften die Verfasser keinen grossen baaren Gewinn, aber wohl Gelegenheit sich auszuzeichnen, und für die Zukunft zu empfehlen finden; und es ist noch augenscheinlicher, daß diejenigen, welche ein wahres Ehrgefühl und den Wunsch sich weiter zu bringen besizzen, keine Mühe sparen, um ihre Sache recht gut zu machen. — Doktor P., später nachher einer der angesehendsten Rechtsgelehrten in **, und von erster Jugend an mit einem beträchtlichen Antheil von Ehrgeiz begabt, schritt vor ohngefähr sechs und dreißig Jahren nun eben von akademischer Laufbahn ins eigentliche bürgerliche Leben, als er jener Gewohnheit nach die Vertheidigung eines Menschen empfing, dessen Hals allem Ansehn nach schon so gut als halb geliefert war. Er saß Strassenraubes halber. Mehrere seiner Spiesgesellen hatten ihn angegeben, und zum Theil ihre Aussage bereits durch den Tod bekräftigt. Verschiedne gestohlne Sachen waren bei ihm gefunden worden. Das Zeugnis seiner Nachbarn beschuldigte ihn eines zügellosen, wüsten Lebens. Er selbst wußte sich durch nichts zu vertheidigen, als durch blosses Läugnen. Da er hierauf unerschütterlich verharrte, so kam das Urtheil: Inquisit sei peinlicher Maassen zu befragen.

Aber freilich an dieser Art von Frage war Inquisit verzweifelt wenig gelegen. Er war im Grunde

eben

eben so weichlich als nichtswürdig; eben so furchtsam, wenn Schmerzen und Gefahr ihm näher rückten, als trozzig, wenn er sie noch weit entfernt vermuthete. In einem Gespräch' unter vier Augen erklärt' er D. P'n geradezu: „Er sei zwar an jenen Diebstählen so schuldlos wie ein ungebohrnes Kind. Aber eh' er sich viel an seinen Daumen quetschen, an seinen Füssen sägen, an seinen Armen renken lasse, eher gesteh' er alles, was man begehre. Sein unschuldiges Blut werde dann Zeit genug Stadt und Gerichte hart drücken!“

Wie viel es mit dieser Unschuld und diesem Druck zu bedeuten habe, begrif D. P. vollkommen wohl; dennoch misfiel ihm jener gutmüthige Vorsaz herzlich. Seine ganze Schuzschrift war dann vergebne Arbeit; die Hofnung sich beim Publikum und seinen Zunftgenossen in Achtung zu sezzen, fiel dann wenigstens für diesmal hinweg. Dem Verbrecher selbst konte daher kaum viel mehr an Abwendung der gedrohten Folter liegen, als seinem Vertheidiger. Er forschte sorgfältig: ob der Gefangne keinen Leibschaden habe? — „Nicht den geringsten!“ — Oder sonst den Hang zu einer schweren Krankheit? — „Auch das nicht, dem Himmel sei Dank! Nur aus diesem verzweifelten Käficht heraus, und ich befinde mich wahrscheinlich wie ein Fisch im Wasser.“ — D. P. hätte heimlich bersten mögen über diese Gesundheit. Immer noch nicht abgeschreckt fuhr er so lange mit Fragen fort, bis er vernahm: „Inquisit habe schon mehrmals Anfälle von Hämorrhoiden gehabt.“

Auch damit entschlos sich D. P. sein Heil zu versuchen. Drei oder vier Aerzte wurden befragt: Ob Anlage zur goldnen Ader durch die Folter nicht zur tödtlichen Krankheit werden könne? Alle meinten: o nein! Zulezt versicherte doch ein Fünfter: Möglich sei es allerdings! Schon diese Möglichkeit gnügte. Der Arzt ward dringend um ein ausführliches Gutachten ersucht. Zum Glück war es grade ein Mann von Kopf, dem es für seine Meinungen selten an Gründen fehlte. Was er als bedenklich angab, wußte der Rechtsgelehrte zum Höchstgefährlich aufzustuzzen. Die Vorstellung gegen alle peinliche Befragung ward eingereicht, und fand — der Himmel weiß durch welchen Zufall! — günstige Richter. Dem Inquisiten ward, statt der Folter, der Reinigungs-Eid zuerkant. Daß er diesen schwur, versteht sich von selbst. Die Todesstrafe blieb nun aus; doch ward ihm, einiger kleinen unleugbaren Diebstähle und Diebshehlereien wegen, dreijährige Zuchthausstrafe zuerkant. Er überstand sie, und ging dann von dieser hohen Schule der Verbrecher, wahrscheinlich mit mancher neuen Kentnis ausgerüstet, wieder aus, um seine Praxis weiter fortzusezzen. Er verschwand; dreizehn oder vierzehn Jahre hörte kein Mensch eine Silbe von ihm.

D. P. hatte also diesmal seine Absicht vollkommen erreicht; hatte bei seinen Mitbrüdern Lob und Neid eingeerndtet; ging bald zu Rechtshändeln beßrer Art — das heißt, die mehr einbrachten! — über; heirathete, ward Vater, galt für einen der

erfah-

erfahrensten Praktiker im Lande, und vergaß jenes Vorfalls fast ganz. Nur wenn zuweilen ein jüngrer Anfänger seinen Rath in mislichen Kriminalfällen begehrte, erzält' er lachend das Kunststückgen, um darzuthun: daß auch gegen verzweifelt scheinende Uebel sich manchmal ein Mittel ausfindig machen lasse.

Einst, als er im Verdauungs-Stündchen sich mit der Halbarbeit des Zeitungslesens den Schlaf, — ich weiß nicht, ob vertreiben oder befördern wollte, fiel ihm ein Artikel, aus der Schweiz geschrieben, ins Auge, der also lautete: „Zu B. ist den zehnten September, Friedrich Schulze, ein Bösewicht und vielfacher Mörder, der hoffentlich seines Gleichen wenig hat, verdienter Maassen von unten herauf gerädert worden; und ist gestorben, wie er lebte.“ Wohl dreimal überlas D. P. betroffen diese Zeilen; aller Mittagsschlaf verging ihm. Friedrich Schulze hieß der Verbrecher, den er ehmals von der Folter losgeschwazt hatte. Daß es der Nichtswürdigen, die diesen Namen führten, mehrere geben könne, das unterlag freilich keinem Zweifel. Doch befremdete ihn dieses Uebereintreffen; doch verfolgt' ihn nun der Gedanke: Wie? wenn es eben derselbe wäre! auf jeden Schritt und Tritt. Da er Bekante zu B* hatte, so schrieb er schon des andern Tags hin; erbat sich nähere Nachricht von der Gestalt, von dem eigentlichen Verbrechen, und, wo möglich, auch von dem frühern Schicksal jenes Hingerichteten; verschwieg zwar, wie sehr begreiflich, die wahre Ursache seiner Fragen, gestand aber

doch, daß ihm viel an bestimter Nachricht liege. Seine Miene war in der Zwischenzeit viel düstrer als sonst, seine Laune nie rosenfarb. Seine Gattin, die ihn liebte, und auch viel über ihn vermochte, merkte diese heimliche Unruhe bald, forschte nach der Ursache und erfuhr — nichts. Nach drei Wochen ließ er sich fast alltäglich auf der Post erkundigen: ob nicht Briefe für ihn da wären? Als er endlich einst, grade bei der Mittagstafel, ein dickes Paquet empfing, besah er sich mit unruhigem Blick wohl sechsmal das Siegel; wolt' es brechen, und brach es nicht. Nach Tische verschloß er sich in seinem Kabinet; kam erst in der Abenddämmerung wieder zum Vorschein, und sah aus, als wär' er indeß zwanzig Jahr älter geworden, so ernst, so bleich und in sich selbst gekehrt.

Es war nur zu gewiß, jener Hingerichtete, und der durch D. Ps. List ehmals Gerettete machten nur eine Person aus. Ihre körperliche Gestalt, ihr Alter, ihr Geburtsort, ein Fehler in der Sprache — alles traf überein. Auch den lezten, noch möglichen Zweifel zernichtete ein beigelegter aktenmäßiger Auszug. In ihm stand ausdrücklich: „Inquisit sei in ** schon einmal dem Galgen nahe gewesen; ein geschikter junger Advokat hab' ihn von Folter und Tode gerettet. Ein zwiefacher Mord und sechsmaliger Diebstahl habe damals schon auf seinem Herzen gelegen. Seitdem hab' er noch funfzehn Menschen, meistentheils auf ofner Strasse getödtet. Fünf junge Mädchen hätten erst seinen Lüsten fröhnen

nen müssen, bevor sie erwürgt worden. Seine Räubereien liessen sich kaum zälen." — Ein Schauder überlief den Doktor, indem er dieses las. Je mehr er drüber nachdachte, je unruhiger ward er. Er — er selbst dünkte sich der Mörder jener Ermordeten, der Thäter jener Schandthaten zu seyn. Ohne ihn hätte vor dreizehn Jahren schon die Folter den Unmenschen zum Geständnis, das Geständnis zum Tode gebracht. Daß er gar wohl geahndet habe: dieser Verhaftete sei strafbar; daß er dessen verdiente Strafe blos aus Eitelkeit hintertrieben; daß er noch oft mit diesem glücklichen Betruge sich gebrüstet habe; — alles dies fiel ihm jezt zentnerschwer aufs Herz; und sein Gewissen (so nachgiebig sonst das Gewissen eines Rechtsgelehrten zu seyn pflegt!) erwachte nun mit furchtbarer Stärke. Ihm schmeckte nun an der Tafel weder Speise noch Trank; ihn floh am Tage jedes noch so kleine Vergnügen; ihn floh des Nachts der Schlaf. In jedem Traume glaubt' er das Winseln der Ermordeten zu hören, in jedem dunkeln Winkel ihre Gestalten zu sehn. Sein eigner Körper ward fast ein Schatten; sein Antliz verfiel. Alle Fragen seiner Bekannten: ob irgend ein Unfall ihn betroffen habe? beantwortete er mit — Stillschweigen. Auch den abermaligen Bitten seiner Gattin, allen Künsten ihrer Weiblichkeit, ihren Schmeicheln, Liebkosen, Thränen sogar widerstand er. Der Arzt, den sie rufen ließ, fällte beim Weggehn das Urtheil: Hier sei eine schwarzgallichte Schwermuth im Anzuge, wo nicht schon

da! Er würde allem Anschein nach Wahrheit verkündigt haben, hätte sich nicht noch ein Dritter zur rechten Zeit ins Spiel gemischt.

D. P. hatte einen Schwager, der Landgeistlicher, und überdies nur Landgeistlicher bei einer kleinen dürftigen Gemeinde im B—dischen war, der aber manche Eigenschaft besaß, die allen Hoch-Ehrwürden und Hochwürden zu — wünschen wäre. Zwar ob er die Bücher Moses im Grundtext, oder nur in Luthers Uebersezzung las; ob er alles das für Kern-Wahrheit hielt, was in den simbolischen Büchern steht, und jährlich durch viele tausend — Meineide befestigt wird; ob er auch pünktlich zweimal im Jahr über Christus Einzug in Jerusalem und funfzehnmal über seine Wunder predigte, das wäre noch eine streitige Frage. Doch daß er ächte Gottesfurcht mit eben so ächter Menschenliebe, tiefe Herzenskentnis mit leichtem faßlichen Vortrag vereint; daß er im ganzen Kirchspiel der Tröster aller Unglücklichen, der Rathgeber aller Bedrängten sei; daß er sein Amt nie zum Fluch, und desto öfterer zum Seegen anwende; darüber gab es in seiner Gemeinde nur eine Stimme. Schon zweimal hatt' er seine kärgliche Stelle mit einer einträglichern vertauschen können. Die laute Wehklage seiner Kirchkinder hatt' ihn beidemal zur Aufopferung seines eignen Nuzzens bewogen. Selbst nur auf Tage trente er sich ungern von seiner grossen Familie, wie er sich auszudrücken pflegte. Jahre vergingen und er kam nicht ins nächste Städtgen.

gen. Doch da er seinen Schwager liebte; da er kurz hintereinander drei jammernde Briefe von seiner Schwester erhielt, so macht' er sich jezt auf den Weg, um da den Seelen-Arzt zu versuchen, wo der körperliche Arzt bereits sein Unvermögen eingestanden hatte.

Seit einigen Monaten zum erstenmal zeigten sich in Ps Gesichte Spuren der Heiterkeit, als dieser seltne Besuch zu ihm eintrat. Grade nach ihm hatte sich sein Geist schon eine geraume Zeit im Stillen gesehnt. Von jeher ein Feind aller Pfaffen und Leviten hegte er doch immer für den wahren Priester diejenige Hochachtung, die ihm auch würklich gebührt. Sein jezziger Zustand hatte solche eher vermehrt als vermindert. Seinen Kummer, so sorgfältig er ihn bisjer verschwiegen, länger allein zu tragen, fand er unmöglich; aber auch nur einem Mann dieser Art glaubt' er sich entdecken zu müssen. Aeltere Freundschaft des Blutes und des Geistes kam hinzu. Kaum sah sich daher Pastor Majer mit ihm allein; hatte sich kaum mit einer gewissen Theilnahme ohne Zudringlichkeit, mit Wärme ohne Ungestüm nach der Ursach seiner Schwermuth erkundigt; so begehrte der Doktor zuerst den Handschlag der Verschwiegenheit und schüttete dann sein ganzes Herz aus. — Der Geistliche stuzte anfangs allerdings ein wenig. Er hatte sich auf ein paar mögliche Fälle schon vorbereitet; doch der würkliche überstieg seine Erwartung. Er überdachte einige Minuten lang schweigend die Lage des Ganzen. Er gestand dann,

daß er an P's Stelle auch Gewissens-Schmerzen fühlen würde; er fand daher auch die Reue desselben nicht nur billig, sondern sogar nothwendig. Aber er bemerkte doch, indem er den einmal aufgenommenen Faden weiter fortspann: daß selbst in dieser Reue Uebermaas statt finden könne, und vielleicht — jezt schon finde. Er machte die grosse Wahrheit mit warmer Beredsamkeit geltend: daß Gott gewiß nicht richte, wie ein strenger, menschlicher, am Buchstaben gebundner Richter; daß er auf Absicht und Willen nur, nie auf den Erfolg der That selbst sehe. Freilich, fuhr er fort, sei P's Absicht nicht tadellos zu nennen; doch ertrage sie wenigstens einige Entschuldigung; sei mehr Schwäche, als Laster. Ehrgeiz und Eitelkeit, nicht Mordlust oder Raubsucht, hätten bei jener Vertheidigung ihn geleitet. Billig zieh' er sich hieraus eine Warnung für die Zukunft; aber stäte Trauer über Vergangenheit sei unnüz; sei gewissermassen eine Versündigung an sich selbst, und an der Idee eines allgerechten, allgütigen Höchsten-Wesens.

Dies nur ein magrer Auszug von Majers Gespräche! — Denn daß er in Gesprächs-Form, nicht in zusammenhängender Rede seine Gründe entwikkelte, versteht sich wohl auch unerinnert! — Was P. hierauf erwiederte; wie er noch ein Weilgen fortfuhr, sich selbst anzuklagen; wie er dann doch allmälig den linden Trost in seines Freundes Worten verstand, ergriff, benüzte; wie es in seiner düstern Seele nach und nach wieder zu tagen anfing; dies auszuführen, wäre nuzlose Mühe. Kurz, drei

Tage

Tage brachte der rechtschafne Pfarrer bei seinem Schwager — nicht vergebens hin; als ihn sein Amt wieder heim rief, versprach er mit Hand und Mund in Monatsfrist einen zweiten Besuch; und hofte ihn dann schon ganz genesen zu finden.

Nur halb ging diese Hofnung in Erfüllung. Ps Schwermuth entfloh; doch eine völlige Unthätigkeit blieb zurück. Vor aller Arbeit seines Standes bezeugt' er Abscheu. Keinen seiner alten Prozesse erledigte er; jede neue Partei wieß er von sich ab. Daß bei solchen Maasregeln seine Haushaltung bald in Unordnung kommen, er selbst mit Weib und Kindern darben werde, ließ sich voraus sehn. Auch schlos der Geistliche nicht ohne Grund: jener Mismuth sei noch nicht getheilt; sei nur für ein Weilchen unterdrückt. Vorzubeugen, daß er nicht wieder aus seinem Hinterhalte hervorbreche, war nothwendig, aber nicht ganz leicht. Ein Lindrungs-Mittel ausfindig zu machen ist nie so schwer, als eine Heilung von Grund aus. Pastor Majer wußte gleichwohl auch hier sich zu rathen.

Zweimal hatte er schon seinen Freund fruchtlos zu neuer Thätigkeit aufgemuntert. D. P. gestand frei heraus: daß ihm sein ganzes Gewerbe anekle. Er schilderte solches als eine Zusammenhäufung von Ränken, Betrügereien, Verdrehungen des Rechts oder Unrechts; und der Pfarrer widersprach ihm — n i c h t. Er bestätigte vielmehr manches, was er hörte, und wieß jedem feilen-Ra-

bulisten den Plaz in der Verdammniß ganz zu oberst, zwischen Kuppler und Tirannen an.

„Aber, fuhr er mit gutmüthigem Lächeln fort, eben weil es auf diesem Pfade der Bosheiten und der Ränke so zahllos viele giebt, müssen Sie umkehren, und als Beschüzzer derjenigen Gerechtigkeit auftreten, die so mannichfachen Angriffen sich ausgesezt sieht. — Blosse unthätige Reue, mein Lieber, versöhnt nichts im Himmel und auf Erden. Auch das schmerzliche Bedauern ehmaliger Fehltritte ist noch keine Tugend! — Der Feind, der mich kränkte, und der nun abläßt, der wohl auch um Vergebung mich bittet, ist höchstens — nicht mehr mein Feind. Aber er muß sich fortan auch für mich verwenden, wenn er Beleidigung aussöhnen und mein Freund werden will! Sie glauben der Menschheit geschadet zu haben, und, freigestanden, Sie haben es auch gethan. Nüzzen Sie ihr nun durch eben diese Kräfte, eben diese Geistes-Anstrengung wieder! Uebernehmen Sie fortan nur vorzüglich solche Geschäfte, wo Unwissenheit in Gefahr steht überlistet, Unschuld unterdrückt, Recht und Gerechtigkeit verdreht zu werden! Zeigen Sie sich dann als ein Gegner der Chikane, als ein Enthüller fremder Ränke, als ein Bekämpfer mächtiger Bosheit!“

Ha, bei Gott, eine schöne Bestimmung! Eine trefliche Aussicht, die Sie mir hier eröfnen! Aber meine Kräfte, ehrwürdiger Freund —?

„Sind freilich nur die Kräfte eines Einzelnen,

doch

doch eines nicht ungeübten, nicht unvermöglichen Manns! Sollen Sie alles thun? oder ist nicht auch, etwas bewürken schon genug? Und glauben Sie mir, Freund, man kan viel, wenn man dasjenige, was man will, ernstlich will. Wie oft hat nicht schon ein rechtschafner Mann zehn Bösewichter in Flucht und Furcht gebracht! Eben, weil er allein ganzen Rotten trozte, war sein Muth rühmlicher, sein Sieg verdienstlicher. Daß dem Sachwalter der Armuth, der Unschuld und Tugend mancher harte Kampf bevorsteht, seh ich zwar voraus; aber auch nur in diesem Kampfe können sie diejenige Ruhe des Gewissens wieder erbeuten, die ein Fehltritt verlohr, und die Sie in Unthätigkeit vergebens suchen würden."

Bei Gott — bei Gott! Ehrwürdiger Freund, ich fühl' es, Sie haben Recht: und ich will ihren Rath befolgen; will arbeiten, was meine Kräfte vermögen, aber nicht für Lohn allein, sondern für die Stimme in meinem Busen. Will mich bemühen, das Elend meiner Mitmenschen zu mindern; will — o daß ich jezt gleich Gelegenheit hätte, Ihnen die Wärme und die Reinigkeit meines Eifers zu beweisen.

„Wenigstens kan diese Gelegenheit Ihnen nicht lange fehlen. Man braucht ja nur um sich herum zu blicken; und man findet der Hülfsbedürftigen so bald und so viel. Auch wüßt' ich würklich in diesem Augenblick schon einen Handel, der ihres Beistandes würdig wäre."

Und

Und welchen? welchen?

„Kennen Sie den Grafen von W—z?

Allerdings! Als eine Geissel des Landes, als einen Bedrücker des Volks, der das Zutrauen eines guten Fürsten, weil er seine Kassen zu füllen versteht, oft zu wahren Gewaltthätigkeiten misbraucht, und dadurch die Klage der Armen, der Witwen und Waisen über seinem Haupte samlet.

Ja wohl der Witwen und der Waisen! Erst vorgestern noch erfuhr ich dies bei Frau von St—u. Ihr Gemahl stand bekantlich einem der wichtigsten Gefälle im Lande vor. Getreulich verwaltete er dasselbe; aber die Dreistigkeit, mit welcher er sich einigen Neuerungen des Ministers widersezte, misfiel. Schon sprach man von seiner Absezzung; da starb er. Doch auch nach seinem Tode noch soll die hinterlaßne Gemalin die angebliche Schuld des Gatten tragen. Man bestreitet die Richtigkeit seiner Rechnungen; fodert den Ersaz von Posten, die theils nie eingingen, theils längst verrechnet worden sind. Die Ehre des Verstorbnen, das halbe Vermögen der Witwe steht auf dem Spiel. Die gute Frau sucht einen Rechtsfreund, der sie vertrete. Schon dreie, an welche sie sich wandte, haben mit Achselzucken sich entschuldigt. Ihre Sache, sagen sie, sei gerecht; aber die furchtbare Gewalt des Ministers" —

Soll mich nicht bestimmen, der vierte Feigherzige zu seyn, sobald die Witwe meines Beistandes begehret!

„Und

„Und warum erst warten, bis sie dessen begehrt? Bieten Sie selbst ihr solchen an! Verdienstlicher wird dann ihre Hülfe, getrösteter im voraus schon die Seele des armen Weibes seyn!“

Daß D. P. auch dies versprach; noch diesen Abend schrieb; den Prozeß übernahm; troz mancher Beschwerde, troz mancher Abmahnung von oben herab, ihn doch durchsezte, — alles dies könte nach solcher Veranlassung, solcher Aufmunterung, für eine gute That, und nichts weiter gelten. Doch daß er von diesem Tage an würklich ward, was er zu werden versprochen hatte, ein Beistand der Bedrängten, ein Feind aller widerrechtlichen Bedrücker; daß er binnen Jahresfrist noch zehn bis zwölf Rechtshändel übernahm, dem erstern an Mislichkeit und an Gerechtigkeit gleich; daß er sie alle gewann, und nirgends Gewinnsucht sich leiten, Menschenfurcht sich schrecken, Bestechung auf sich würken ließ; — dies verdiente doch wohl mehr, als ein blosses kaltes Lob?

Bald kam sein Name ins schwarze Buch der Aristokraten, ins edle der Menschheit überhaupt. Reich ward er freilich nicht; konte, wolte es nicht werden! Auch zu hohen Ehrenstellen stieg er nimmer. Als er einst zur Rathsstelle in einem Landes-Kollegium vorgeschlagen ward; als das Kollegium selbst sich für ihn verwandte, und schon das allgemeine Gerücht' ihm Glück wünschte, thaten zwei Exzellenzen und sechs Hochgeborne Herrn so triftige Gegenvorstellungen, daß er — durchfiel. Weit

ent-

entfernt sich über diese Nachricht zu kränken, rief er lächelnd: „Ein Opfer, das ich gern bringe! Nun kan ich fast hoffen, etwas werth zu seyn!" Dies war das einzige Mal, daß er ein Selbstlob sich nachsah. — Troz seiner mächtigen Feinde; troz ihren mannichfachen Ränken, braucht' er doch nicht zu darben, oder für sein Schicksal besorgt zu seyn. Auch die gerettete Unschuld vermocht' es zuweilen **dankbar** zu seyn, und war es alsdann mit Freuden. Zum gänzlichen Umsturz seines Glücks gebrach es seinen Feinden, nicht an gutem Willen, sondern an Kraft! Sein fleckenloses Leben gab ihnen keine Blöse. Als er vor ohngefähr zwei Jahren starb, begleitete ihn so manches Bedauren, so manche Thräne der unterstüzten Nothleidenden in die Gruft. Auch starb er mit dem süssen Gefühl in den leztern Jahren mehr seinen Mitmenschen genüzt, als in frühern Zeiten ihnen geschadet zu haben. Der so schwer zu befriedigende Zeuge in seiner Brust war ausgesöhnt.

Schluß des ganzen Werks.

STAATSBIBLIOTHEK AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, August Gottlieb, 1753-1807

Skizzen

Bd.: 13/14. (1796). - 322 S.

Tübingen 1796

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4641 -11/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261097-9
VD18 12003638-001